

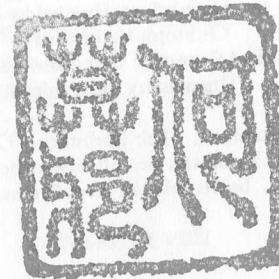
Wilhelm von Humboldt

Brief an M. Abel-Rémusat
Über die Natur grammatischer Formen im allgemeinen
und über den Geist der chinesischen Sprache im besonderen.

Nach der Ausgabe Paris 1827 ins Deutsche übertragen
und mit einer Einführung versehen von Christoph Harbsmeier

Christoph Harbsmeier

Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen
im Anschluß an Humboldts Brief an Abel-Rémusat



1979

Friedrich Frommann Verlag (Günther Holzboog)
Stuttgart-Bad Cannstatt

IP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Humboldt, Wilhelm von:

Brief an M. [Monsieur] Abel-Rémusat über die Natur grammatischer Formen im allgemeinen und über den Geist der chinesischen Sprache im besonderen / Wilhelm von Humboldt. Nach d. Ausg. Paris 1827 ins Dt. übertr. u. mit e. Einf. versehen von Christoph Harbsmeier. Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen im Anschluß an Humboldts Brief an Abel-Rémusat / Christoph Harbsmeier. —

Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog, 1979.
(Grammatica universalis; 17)

NE: Rémusat, Abel; Harbsmeier, Christoph:

Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen im Anschluß an Humboldts Brief an Abel Rémusat

ISBN 3-7728-0673-2

© Friedrich Frommann Verlag · Günther Holzboog GmbH & Co
gegründet 1727
Stuttgart-Bad Cannstatt 1979

Inhaltsverzeichnis

Einführung	9
Wilhelm von Humboldt: Brief an M. Abel-Rémusat über die Natur grammatischer Formen im allgemeinen und über den Geist der chinesischen Sprache im besonderen	17
Christoph Harbsmeier	
Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen im Anschluß an Humboldts Brief an Abel-Rémusat	89
Vorwort	91
Einleitung	93
Semantik und Pragmatik im AC	109
Morphologie und Syntax im AC	131
Wortart und Wortfunktion im AC	155
Subjekt und Prädikat im AC	219
Schlußbetrachtungen	257
Abkürzungen	278
Bibliographie	280
Index	294

Wilhelm von Humboldt

Brief an M. Abel-Rémusat

Über die Natur grammatischer Formen im allgemeinen
und über den Geist der chinesischen Sprache
im besonderen.

Einführung

Wilhelm von Humboldt hat die große Bedeutung des Chinesischen für die allgemeine Sprachphilosophie nicht nur abstrakt erkannt, er hat sich auch aufgrund seiner Einsicht eingehend mit dieser Sprache beschäftigt. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er in einem Brief niedergelegt, der bis heute zum Besten gehört, was zu diesem Thema geschrieben worden ist.¹ In seiner ursprünglichen französischen Version ist dieser Brief für Nicht-Sinologen über weite Strecken unverständlich, weil er die Kenntnis der behandelten chinesischen Texte voraussetzt. Er wird hier in einer kommentierten deutschen Übersetzung vorgelegt, die für jeden Linguisten verständlich sein soll.

Natürlich hat die Geschichte der Erforschung des Chinesischen weder mit Rémusat noch mit Humboldt angefangen. Schon in der Blütezeit der klassischen chinesischen Philosophie im vierten und dritten vorchristlichen Jahrhundert spielten sprachphilosophische Spekulationen über die chinesische Sprache eine gewisse — wenn auch immer marginale — Rolle.

Solche sprachphilosophischen Reflexionen wurden im Laufe der Jahrhunderte jedoch immer mehr durch philologisch orientierte Untersuchungen über Texte und Wortbedeutungen in Texten verdrängt. Das älteste ‚Lexikon‘ (*Er Ya*) stammt aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, bietet aber noch nicht viel mehr als Gruppen semantisch verwandter Wörter. (Eine Art Proto-Dornseiff aus dem alten China.) Das um 100 nach Christus entstandene *Shuo Wen* des hervorragenden Philologen Xu Shen dagegen bietet in systematischer Anordnung semantische und etymologische Worterklärungen. Einen Höhepunkt solcher traditioneller chinesischer Lexikographie bildete zunächst das

¹ Løgstrup 1976 und Gipper 1963 verlassen sich übrigens erstaunlicherweise in ihrer Diskussion über die Wortarten im Chinesischen immer noch auf Humboldt.

1716 im Auftrag des Kaisers Kang Xi fertiggestellte *Kang Xi Ci Dian*.

Besondere Aufmerksamkeit zogen natürlich die grammatischen Partikeln des Chinesischen auf sich. Das von dem Philologen Wang Yin-zhi im Jahre 1798 veröffentlichte *Jing Zhuan Shi Ci* (»Erklärung der grammatischen Partikeln«) faßt die traditionelle Gelehrsamkeit auf diesem Gebiet zusammen.

Im Westen wurde das Chinesische hauptsächlich durch Berichte von China-Missionaren bekannt. Vor allem im 17. Jahrhundert begannen sich Berichte über diese erstaunliche Sprache aus dem Fernen Osten zu häufen. Bahnbrechend war hier der Bericht von Matteo Ricci in *De christiane expeditione apud Sinas*, das 1615 in einer lateinischen Version erschien. Aufgrund von Riccis enthusiastischer Beschreibung des Chinesischen wurde es modern, diese Sprache als ein Modell für universale Kommunikation zu betrachten.

Die Erhabenheit der chinesischen Sprache schien nach einer Erklärung zu verlangen, und in seinem 1652 erschienenen Buch *Oedipus aegyptiacus* legte der Orientalist Athanasius Kircher² eine solche Erklärung vor: die Chinesen hätten ihre Sprache aus dem Westen, nämlich von ägyptischen Priestern erhalten. Von anderen Gelehrten wurde die unüberschaubare Schwierigkeit der Sprache durch die Hypothese begründet, das Chinesische sei die Erfindung des Teufels zur Verhinderung der Ausbreitung des Christentums in diesem Sprachraum.³

1667 veröffentlichte Athanasius Kircher in seinem Buch *China monumentis* noch eine Analyse der chinesischen Schriftzeichen, in der er bemerkt, daß die Zeichen zwar ursprünglich Bildcharakter hatten, mittlerweile aber diesen Charakter teilweise eingebüßt hätten. Schon Kircher hielt das Chinesische dennoch für ein gutes Modell einer künstlichen universalen Sprache.

² Vgl. Brischar 1877

³ Cf. Fang 1953

1669 erschien dann in London ein Buch des Architekten (!) John Webb⁴ unter dem amüsanten Titel *An Historical Essay Endeavouring a Probability That the Language of the Empire of China is the Primitive Language*. Der Titel der zweiten Ausgabe dieses Buches von 1678 ist noch aufschlußreicher: *The Antiquity of China, or an Historical Essay, Endeavouring a Probability That the Language of the Empire of China is the Primitive Language Spoken Through the Whole World Before the Confusion of Babel*.

Um einen Eindruck von der Literatur zum Chinesischen aus dieser Frühzeit der Sinologie zu geben, gebe ich einige Kostproben aus Webbs Buch:

»The very first expression we make of life, at the very instant minute of our Births, is, as was touched on before, by uttering the *Chinique* word *Ya*.« (S. 196) Webbs Enthusiasmus für das Chinesische kannte kaum Grenzen:

»And what is more, they have not any Character whereby to write the privy parts.« (S.203)

Im Chinesischen findet er »devout Ejaculations, such as cannot [oh the shame!] among Christians without difficulty be found.« (S.206)

Auch zur Phonologie des Chinesischen findet sich schon Bemerkenswertes:

»The Chinois have not the letter R, nor can ever by any possible means be brought to express or pronounce the same, whatever labour or diligence is used by them. And when our Children attain to riper age; as if Nature abhorred the *Confusion*, what care and pains do we take, what opportunities not lay hold of, by practising and repeating to make them pronounce this letter, till education after long contest prevailing they arrive thereat? Thus from our Births to our Infancy, and from our Infancy to Riper Age till Nature is compelled to yeeld by the enforced power of instruction, unto corrupt speech, we generally

⁴ Vergl. Ch'en 1935

throughout the Universe appear in our Language direct *Chinois*.« (S.197)

Über das Verhältnis von Schriftsprache und Umgangssprache weiß Webb zu berichten:

»Hence it is, that the style they write is far different from that they speak, although sayth Semedo (and mark him, I pray) the words are the same, so that when one goeth about to write, he had need to collect his wits; for he that will write as commonly they speak, may worthily be laughed at.« (S. 186)

Auch Spezifischeres über die Morphologie des Chinesischen weiß Webb zu berichten: »Furthermore the Chinois are never put to that irksome vexation of searching out a radix for the derivation of any of their words, as generally all other Nations are, but the radix is the word and the word is the radix... Besides they are not troubled with variety of Declensions, Conjugations, Numbers, Genders, Moods Tenses and the like grammatical niceties, but are absolutely free from all such perplexing accidents, having no other Rules in use that what the light of nature has dictated unto them; whereby their language is plain, easie and simple as NATURAL speech ought to be.« (1669: 192)

Es wird nicht überraschen, daß enthusiastische Berichte dieser Art bei dem Universalwissenschaftler Leibniz allerhöchstes Interesse hervorriefen. Wie einige vor ihm, ging er ja mit dem Gedanken an eine universale Begriffssprache um und erhoffte sich vom Chinesischen Inspiration für sein Vorhaben. Als er davon hörte, daß ein gewisser Andreas Müller⁵ einen Schlüssel zur chinesischen Sprache (*Clavis Sinica*) gefunden zu haben meinte, beeilte sich Leibniz, dem Erfinder einige präzise Fragen über die chinesische Sprache zu stellen: ob der Schlüssel zum Chinesischen unfehlbar sei; ob alle Zeichen der chinesischen Schriftsprache nach dem Aufbau der durch sie bezeichneten Objekte gebildet seien; ob es gewisse Elemente gebe, aus denen alle anderen

⁵ Vgl. Lach 1940

Schriftzeichen zusammengesetzt seien; ob das Chinesische eine künstliche Erfindung sei oder wie andere Sprachen im Gebrauch gewachsen; ob das Chinesische nach einem Schlüssel konstruiert worden sei; ob die Chinesen sich des Schlüssels zu ihrer eigenen Sprache bewußt seien; ob sich das Chinesische leicht und mit Gewinn nach Europa einführen ließe; ob diejenigen, die die Sprache konstruiert haben, die Natur der Dinge verstanden und in hohem Grade rational gewesen seien; ob zwei von zwei verschiedenen Chinesen unabhängig voneinander angefertigte Übersetzungen etwa des Vater Unser einander so ähnlich wären, daß sie weitgehend identisch wären, etc. (Vgl. Lach 1940: 568 sowie Lach 1945)

Befriedigende Antworten auf seine Fragen bekam Leibniz nie, und zu recht hat er später das Chinesische als Vorbild für seine *characteristica universalis* verworfen. Leider war es dem großen Logiker und Sprachphilosophen noch nicht möglich, sich präzise Informationen über das Chinesische zu beschaffen...

Im 18. Jahrhundert sind aber die Kenntnisse über das Chinesische weitgehend durch den Fluß der Nachrichten von China-Missionaren stetig gewachsen. Schon 1703 war in Canton eine Grammatik des Missionars F. Varo unter dem Titel *Arte de la lengua mandarina* erschienen. 1737 erschienen in Paris die *Meditationes Sinicae* von S. Fourmont, 1742 dessen Buch *Linguae Sinarum mandarinicae et hieroglyphicae grammatica duplex*. Erwähnenswert ist auch das 1780 in Petersburg erschienene *Museum sinicum, in quo sinicae linguae et literaturae ratio explicatur* von T. S. Bayer.

Aber erst am Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen die ersten wirklich ernstzunehmenden Grammatiken, in denen der bewußte, sachkundige Versuch einer grammatischen Beschreibung dieser Sprache auch aus sprachvergleichender Perspektive unternommen wurde. Zuerst J. Marshman, *Elements of Chinese Grammar, Clavis Sinica*, Singapore 1814, (ein bis heute höchst lesenswertes Buch), dann R. Morrison, *A Grammar of the Chinese Language*, Singapore 1815, das wohl im Westen mehr bekannt wurde, und schließlich die vielgerühmten

Elémens de la grammaire chinoise des Orientalisten Abel-Rémusat, Paris 1822.

Durch diese letztere Grammatik wurde auch Wilhelm von Humboldt dazu angeregt, sich ernsthaft mit dem Chinesischen auseinanderzusetzen, und zwar auf Anraten von Abel-Rémusat selbst. (Vgl. Sacy 1828:67) In seinem 1826 in Paris veröffentlichten Brief an Rémusat (Auszüge wurden auch im *Journal Asiatique* veröffentlicht), wendet sich Humboldt naturgemäß besonders den sprachphilosophischen Konsequenzen zu, die sich für ihn aus der eigentümlichen Struktur des Chinesischen ergeben.

Rémusats großartige Grammatik war aber nur Anlaß, nicht der eigentliche Grund für Humboldts eingehendere Beschäftigung mit dem Chinesischen. Humboldt schreibt: »Die Bearbeitung der allgemeinen Sprachwissenschaft macht es notwendig, wenn man auch die Unmöglichkeit fühlt, *jede* Sprache tief zu ergründen, sich doch auf gewissen Punkten recht festzusetzen, und nun giebt es in ihr keine so einleuchtenden, so die Ansicht des ganzen Sprachgebietes beherrschenden als das Sanskrit und das Chinesische.« (Humboldt 1903:VI.141)

Humboldt schlägt also vor, von einem Vergleich zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit oder dem Griechischen auszugehen, weil diese Sprachen typologisch so weit von einander entfernt sind. Ein solcher Vorschlag scheint mir besonders deshalb fruchtbar, weil wir diesen Vergleich auch mit Gewinn auf politische Geschichte, Ideengeschichte und Literaturgeschichte ausdehnen und so zu einem vertieften Verständnis der zu beschreibenden linguistischen Gegensätze gelangen zu können.

Humboldt geht davon aus, daß sich die grammatischen Kategorien des Griechischen zwar nicht in der Sprache aber doch im Denken der Chinesen vorfinden müssen. Wir sind heute nicht mehr geneigt, den grammatischen Kategorien des Griechischen eine solche Vorzugsstellung in der Architektonik des artikulierten Denkens überhaupt zuzuweisen.

Hiermit hängt auch zusammen, daß wir Humboldts Einteilung von *Begriffen* in verbale und substantivische (S.8)⁶ heute nicht recht folgen wollen.

Theoretisch sieht Humboldt die Gefahr eines solchen linguistischen Ethnozentrismus auch selber durchaus ein: »... alle die, die sich mit einer Fremdsprache befassen, bringen, bildlich gesprochen, ihre fertigen Schubfächer schon mit, in die sie die Elemente der Fremdsprache bloß einordnen.« (S.10)

Trotz solcher methodologischen Lichtblicke bleibt Humboldt im wesentlichen dem Griechischen als derjenigen Sprache verpflichtet, die die Strukturen des Gedankens als solchem in hervorragend deutlicher Weise auch grammatisch artikuliert. Wenn er sagt: »Ohne sich von einem unbestimmten Gefühl für die grammatischen Formen von Wörtern leiten zu lassen, könnte man nicht sprechen.« (S. 13) dann sind für ihn »die grammatischen Formen«, im wesentlichen die grammatischen Formen des Griechischen. Und wenn es z.B. im Chinesischen keine wohldefinierten Partizipien gibt, dann möchte er den durch solche strukturelle Armut geschlagenen Chinesen doch »ein unbestimmtes Gefühl« für solche grammatischen Formen nicht absprechen.

Da wird es nicht wundern, wenn Humboldt bei allem Respekt für das Chinesische zu dem folgenden schwerwiegenden Urteil gelangt: »Trotz dieses Vorteils scheint mir die chinesische Sprache ohne jeden Zweifel als Organ des Denkens jenen Sprachen weit unterlegen, die in gewissem Grade ein System vervollkommnet haben, das dem chinesischen entgegengesetzt ist.« (S.65)

Letzten Endes hat Humboldt keinen Zweifel daran, wie eine anständige Sprache aussehen muß. »Und wenn der chinesische Stil uns durch eindrucksvolle Effekte imponiert, dann beeindrucken uns die Sprachen mit einem entgegengesetzten grammatischen System durch

⁶ Diese Seitenangaben beziehen sich auf die Originalausgabe von Humboldts Brief, Paris 1826. Diese Seitenzahlen sind in meiner Übersetzung in eckigen Klammern aufgeführt.

eine Vollkommenheit, die wir als diejenige erkennen, auf die Sprache in Wirklichkeit abzielen sollte.« (S. 67)

Ich habe weder in dieser Einleitung den geistesgeschichtlichen Hintergrund solcher Einstellungen beleuchten, noch im Hauptteil im Einzelnen zu den Thesen Humboldts über das Chinesische Stellung nehmen wollen. Ich habe diesen Brief hier auch nicht bloß deswegen übersetzt, weil er von historischem Interesse ist oder weil Humboldt mit manchen seiner Thesen vielleicht irgendwo recht gehabt hat. Ich hoffe vielmehr, daß Humboldts Brief⁷ in seiner nunmehr auch allgemein für Sprachphilosophen zugänglichen Form Inspiration und Anstoß für andere bieten wird, besser begründete Antworten auf die von Humboldt so eindringlich aufgeworfenen Fragen zu finden als sie bis jetzt gefunden worden sind. Dann würden nämlich endlich die Sprachphilosophen anfangen, sich jener intellektuellen Herausforderung ernsthaft zu stellen, die Humboldt zu recht in der tiefgreifenden Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus gesehen hat.

⁷ Mehr noch als mein eigener bescheidener Beitrag!

Brief über die Natur grammatischer Formen im allgemeinen und über den Geist der chinesischen Sprache im besonderen.*

[1] Monsieur,

Auf ihren freundlichen Rat hin habe ich mich nun mit dem Chinesischen beschäftigt; Ihre Grammatik und Ihre Ausgabe des *Zhong Yong*¹ haben ein solches Studium in bewundernswerter Weise erleichtert und haben auch mir in meinen Bemühungen geholfen. Ich habe die in diesen beiden Arbeiten enthaltenen chinesischen Texte sorgfältig mit Ihrer Übersetzung verglichen und habe mir auf diese Weise einen Eindruck von der Besonderheit der chinesischen Sprache zu verschaffen gesucht. Nachdem sich nun meine Gedanken dazu einigermaßen verfestigt haben, will ich Ihnen dieselben nun vorlegen, und ich erlaube mir, Sie um Prüfung und Berichtigung dieser Gedanken zu bitten. Selbstverständlich habe ich bis jetzt nur eine sehr un-[2]vollständige Kenntnis der chinesischen Sprache, und es ist gefährlich ein Urteil über Geist und Charakter einer Sprache zu wagen, ohne dieselbe gründlich studiert zu haben. Ich bin also bei diesem neuen und schwierigen Unterfangen ganz und gar auf Ihre freundliche Anleitung angewiesen.

Der erste Eindruck, den die Lektüre eines chinesischen Satzes hinterläßt, geht dahin, daß diese Sprache von fast allen wohlbekannten Sprachen weit verschieden ist; aber man muß sich bei Sprachen vor Verallgemeinerungen hüten. Man könnte schwerlich sagen, daß die chinesische Sprache sich völlig von *allen* anderen Sprachen unterscheidet. Ich werde mich zunächst als Vergleichspunkt vor allem auf die klassischen Sprachen beziehen; vor allem werde ich diese letzteren

* Diese Übersetzung verzichtet sowohl auf Abel-Rémusats *Avertissement* (1827: V—VIII) als auch auf seine *Observations sur la lettre précédente* (1827: 97—122).

¹ Das *Zhong Yong* aus dem dritten bis vierten vorchristlichen Jahrhundert ist eines der kanonischen konfuzianischen Vier Bücher

Sprachen im Sinn haben, wenn ich vom Chinesischen im Gegensatz zu den anderen Sprachen spreche. Später werde ich mich dann der Frage zuwenden, ob es in Wirklichkeit auch Sprachen gibt, die dem Chinesischen mehr oder minder nahestehen.

Ich meine, daß ich den Unterschied zwischen dem Chinesischen und den anderen Sprachen auf einen einzigen fundamentalen Punkt zurückführen kann: bei der Verknüpfung von Wörtern in Sätzen macht das Chinesische nicht von grammatischen Kategorien Gebrauch und gründet seine Grammatik nicht auf die Klassifikation der Wörter, vielmehr fixiert diese Sprache die Beziehungen der Sprachelemente [3] im Gedankengefüge auf andere Weise. Die Grammatiken der anderen Sprachen haben einen morphologischen und einen syntaktischen Teil; das Chinesische kennt nur die Syntax.

Von hier aus ergeben sich die Gesetze und Besonderheiten des chinesischen Satzbaus, und sobald man sich auf das Gebiet der grammatischen Kategorien begibt, verändert man den ursprünglichen Charakter der chinesischen Sätze.

Sie, Monsieur, werden diese Behauptungen vielleicht zu umfassend und zu festgelegt finden, oder Sie werden annehmen, daß ich lediglich habe sagen wollen, daß die chinesische Sprache es unterläßt, Zeichen der Zugehörigkeit zu grammatischen Kategorien an Wörter anzuhängen, und also eine solche Klassifikation nicht bis in die letzten Verzweigungen durchführt. Ich möchte dagegen aber behaupten, daß die chinesische Sprache es nicht nur unterläßt, sondern geradezu ablehnt (*dédaigne*), die grammatischen Kategorien zu bezeichnen, und sich damit von der Natur der Sprache her auf eine ganz andere Ebene begibt. Aber ich habe das Gefühl, daß ich zur Begründung dieser weitgreifenden Behauptung meine Gedanken eingehender entwickeln und konkrete Beweisgründe angeben muß. Dementsprechend will ich Ihnen, Monsieur, diejenigen Gesichtspunkte unterbreiten, die mich in meinen allgemeinen Reflexionen über die Sprachen sowie in meinem Studium des Chinesischen zu dem eben erwähnten Ergebnis geführt haben.

Grammatische Kategorien nenne ich die Formen, die den Wörtern von der Grammatik vorgeschrieben werden, d. h. die Redeteile sowie die anderen Formen, die sich darauf beziehen. Diese Kategorien sind also Wortklassen, die gewisse grammatische Eigentümlichkeiten mit sich bringen; und man erkennt diese Wortklassen entweder an Zeichen, die den Wörtern selbst anhaften, oder an der Position der Wörter im Satz, oder schließlich am Satzbau. Wohl keine Sprache unterscheidet oder markiert alle diese Formen; aber man kann sagen, daß eine Sprache diese Formen dazu benützt, um die Verknüpfung zwischen Wörtern anzuzeigen, wenn sie entweder diese Klassifikation zur Basis ihrer Grammatik macht, oder wenn zumindest die wesentlichen Formen oder Kategorien unabhängig vom Sinnkontext erkennbar sind, oder wenn die Natur der Sprache die Sprecher dieser Sprache dazu veranlaßt, daß sie jedes Wort einer dieser Klassen zuzuordnen, und zwar auch dort, wo ein Wort keine äußerlichen Zeichen der Zugehörigkeit zu einer Klasse an sich trägt.

Die Klassifikation von Wörtern nach grammatischen Kategorien hat einen doppelten Ursprung: erstens entsteht sie aus der sprachlichen Natur eines Ausdrucks, die das Denken beeinflusst; zweitens aus der Analogie, die zwischen sprachlichem Ausdruck und der wirklichen Welt besteht.

Da man beim Sprechen die Gedanken durch aneinandergereihte Wörter ausdrückt, muß es eine bestimmte Anordnung dieser Elemente geben, damit die Wortreihe der Gedankeneinheit Form verschaffen kann; und diese Anordnung muß im Denken des Sprechers dieselbe sein wie im Denken des Hörers, wenn die beiden einander verstehen sollen. Dies ist die Grundlage einer jeden Grammatik. Diese Anordnung stellt einerseits Beziehungen zwischen den Wörtern eines Satzes her; andererseits stellt sie auch Beziehungen zwischen den Wörtern und der Gedankeneinheit her. Wenn man diese Beziehungen für sich nimmt und von den besonderen an sie geknüpften Begriffen abstrahiert, dann gelangt man zu den grammatischen Kategorien. Durch die Analyse des in Worte umgebildeten Gedankens kann

man also auf die grammatischen Formen der Wörter schließen. Aber eine solche Analyse arbeitet lediglich das weiter heraus, was sich schon ursprünglich im Denken eines sprachfähigen Menschen vorfindet. Es ist eines, diesen Formen gemäß zu sprechen, aber es ist etwas ganz anderes, sich durch Reflexion diese Formen ins Bewußtsein zu heben. Der Mensch würde nämlich weder sich selbst noch seine Mitmenschen verstehen, wenn sich diese Formen nicht schon als Archetypen in seinem Denken vorfinden, oder strikter gesagt, wenn seine Sprachbefähigung nicht wie durch einen natürlichen Instinkt den sich aus diesen Formen ergebenden Gesetzmäßigkeiten unterworfen wäre.

Die grammatischen Kategorien stehen in enger Beziehung zu der Einheit der durch einen Satz ausgedrückten Aussage. Diese Kategorien machen nämlich die Beziehungen der Wörter zu dieser Einheit deutlich, und wenn sie mit Präzision und Klarheit in einer Sprache konzipiert sind, dann machen sie diese Einheit deutlicher und anschaulicher. In dem Maße, wie die Länge und Komplexität der Sätze zunimmt, muß auch die Zahl solcher Beziehungen von Wörtern zunehmen und sich vervielfältigen. Es ergibt sich natürlicherweise hieraus, daß das Bedürfnis, die Unterscheidung zwischen Kategorien bis in die letzten Verzweigungen auszubauen, sich vor allem aus der Tendenz entwickelt, lange und komplexe Satzperioden zu konstruieren. Dort wo die [in einer Unterhaltung immer wieder] unterbrochenen Sätze selten über die Komplexität von einfachen Aussagen hinausgehen, verlangt der Verstand nicht, daß man sich genau die grammatischen Formen der Wörter vor Augen hält, oder daß man die Unterscheidung zwischen grammatischen Kategorien so weit treibt, daß jede dieser Formen in ihrer ganzen Eigentümlichkeit hervortritt. In solchen Fällen reicht es vielmehr häufig hin zu wissen, welches Wort Subjekt der Aussage ist, ohne daß man sich genau darüber Rechenschaft ablegen müßte, ob es sich nun um ein Substantiv oder um einen Infinitiv handelt; es reicht hin zu wissen, daß ein Wort das andere [6] re modifiziert, ohne daß man sich darauf festlegen müßte, ob es sich um ein Partizip oder um ein Adjektiv handelt.

Hieraus ergibt sich, daß möglich ist zu sprechen und verstanden zu werden, ohne daß man sich der Mühe unterziehen müßte, genau zwischen den grammatischen Formen der Wörter zu unterscheiden. Diese Formen befinden sich aber nichtsdestoweniger im Denken dessen, der mit ihnen in dieser Weise verfährt; er folgt nichtsdestoweniger den Gesetzmäßigkeiten der Wortkategorien, wenngleich er seine Gedanken in solcher Weise ausdrückt, daß er sich auf eine allgemeine Anwendung dieser Gesetze beschränkt. Er fühlt nicht die Notwendigkeit, die Gesetze im einzelnen auszufüllen; und weil die grammatischen Formen nicht jede für sich deutlich spezifiziert sind, können sie auf das Denken eines solchen Sprechers keinen eigentlichen Einfluß nehmen oder seine Sprache in fundamentaler Weise bestimmen. Aber bevor ich mich näher dieser für jede Untersuchung der chinesischen Sprache höchst wichtigen Frage zuwende, möchte ich auf die Analogie hinweisen, die zwischen der Sprache und der wirklichen Welt besteht. Diese Analogie gibt ebenfalls Anlaß dazu, die Wörter einer Sprache in verschiedene rein grammatische Kategorien einzuteilen.

Wörter lassen sich natürlicherweise in Kategorien einteilen, zu denen diejenigen Objekte gehören, die die Wörter bezeichnen. In dieser Weise gibt es in jeder Sprache Wörter mit substantivischer, adjektivischer und verbaler Bedeutung, und die Vorstellung von diesen drei grammatischen Formen entwickelt sich ganz natürlicherweise aus eben diesen Wörtern. Aber diese Wörter können auch eine andere Kategorie annehmen: Ein Wort, das eine substantivische Bedeutung hat, kann sich in ein Verb verwandeln, und umgekehrt. Außerdem gibt es Wörter, deren gedankliche Bedeutung keine solche Analogie [7] in der Welt findet; diese Wörter können aber auch nach dem Modell der anderen eingeordnet werden. Es gibt also in jeder Sprache zwei Arten von Wörtern: bei den einen ordnet ihre Bedeutung oder das Objekt, das sie darstellen (Substanz, Tätigkeit oder Eigenschaft), sie einer grammatischen Kategorie zu; bei den anderen Wörtern ist dies nicht der Fall, und sie können mehr als einer grammatischen Ka-

tegorie zugeordnet werden, je nachdem, unter welchem Gesichtspunkt man sie betrachtet. Die Art und Weise, wie eine Sprache mit diesen letzteren Wörtern umgeht, ist von höchster Bedeutung. Wenn eine Sprache diese Wörter ebenfalls den genannten Kategorien zuordnet und ihnen die diesen Kategorien eigentümliche Form gibt, dann nehmen diese Wörter wirklich einen grammatischen Wert an; sie werden dann wirklich zu Substantiven oder zu Verben; denn diese Beziehungen zwischen solchen Wörtern bestehen nur im Begriff; sie werden nur dann verstanden, wenn man die Sprache in einer besonderen Weise auffaßt, und aus ebendiesem Grund sind der Sprache solche Beziehungen nützlich. Wenn dagegen die Kategorien solcher Wörter vage und unbestimmt bleiben, dann haben selbst jene Wörter, deren Bedeutung die zugehörige Kategorie deutlich machen würde, keinen bestimmten grammatischen Wert; es handelt sich dann weder um Verben noch um Substantive, sondern einfach um Ausdrücke für verbale oder substantivische Begriffe. Denn die Beziehungen von Verben und von Substantiven werden weder von der Sprache noch für die Sprache angegeben, da man in dieser Sprache viele Sätze ohne Kenntnis dieser Kategorien oder Beziehungen bilden kann. Selbst in denjenigen Sätzen, wo solche Wörter [8] vorkommen, haben sie grammatisch oft nicht die Funktion, die ihre Bedeutung anzeigt. Der Ausdruck für einen verbalen Begriff braucht nicht unbedingt die Verbindung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat der Aussage auszumachen, während ein grammatisches Verb immer in solcher Funktion auftreten muß. Der Ausdruck für einen substantivischen Begriff kann in einer Weise abhängige Objekte haben, die grammatisch für Verben eigentümlich ist, während ein grammatisches Substantiv zum Infinitiv wird, sobald es ohne dazwischentretende Präposition ein direktes Objekt bekommt.

Auf diese Weise ergeben sich also nur dann grammatische Kategorien, wenn eine Nation eine dahingehende Tendenz hat, die in ihr gesprochene Sprache als eine Welt für sich zu betrachten, die in Analogie zur wirklichen Welt steht, eine Tendenz, jedes Wort als Individuum aufzufassen und nicht zu dulden, daß es ein einziges Wort

gibt, das sich nicht in irgendeine Wortklasse einordnen ließe. Eine solche Tendenz wird vor allem aus der auf die Sprache angewandten Arbeit der Vorstellungskraft entstehen, und in jenen Sprachen, die sich durch eine reichhaltige Grammatik auszeichnen, scheint diese Arbeit eben jenen intellektuellen Instinkt entwickelt zu haben, von dem ich oben gesprochen habe.

In den Sprachen, die die grammatischen Kategorien nur unvollkommen unterscheiden, oder in denen diese Unterscheidung völlig zu verschwinden scheint, müssen die Wörter, die in einem Satz zusammengeschlossen sind, außer ihrem materiellen oder lexikologischen Wert auch einen grammatischen Wert haben; aber dieser Wert ist an dem Wort für sich genommen nicht zu erkennen, oder jedenfalls ist er nicht unabhängig von der materiellen Wortbedeutung zu erkennen: [9] der grammatische Wert ergibt sich erst aus dieser Wortbedeutung, wenn das Objekt, das das Wort repräsentiert, nur zu einer einzigen Kategorie gehören kann; oder aber er ergibt sich aus der Gewohnheit, ein Wort, welches seiner Bedeutung nach zu mehreren Wortkategorien zu gehören scheint, einer bestimmten Kategorie zuzuschreiben; oder es ergibt sich dieser Wert aus der Verwendung eines Wortes in einem Satz, so daß er von der Wortstellung abhängt, die aufgrund einer grammatischen Regel festliegt; schließlich kann der grammatische Wert eines Wortes sich aus dem Sinnkontext ergeben. Dies scheinen mir nämlich die verschiedenen Manifestierungen des grammatischen Wertes von Wörtern in den Sprachen zu sein.

In ein und derselben Sprache beschäftigen den Sprecher und den Hörer die gleichen grammatischen Begriffe; oder vielmehr werden beide von den gleichen grammatischen Regeln geleitet. Nehmen wir nun an, der Hörer ist Ausländer, spricht eine ganz anders strukturierte Sprache und bringt seine eigenen grammatischen Vorstellungen mit. Wenn dann die Grammatik seiner Muttersprache vollkommener ist als die der Fremdsprache, so wird er von jedem Wort der Fremdsprache verlangen, daß es den grammatischen Wert von Wörtern ebenso deutlich macht wie seine Muttersprache; und er wird überhaupt kei-

nen Zweifel haben, daß in jeder Sprache jedes Wort (wenn man dieses grammatische System darauf anwendet) zu einer bestimmten einzig korrekten grammatischen Kategorie gerechnet werden kann, wenn man nur den Sinn des Wortes und die Gedankenverbindung im Satz sorgfältig abwägt. Denn die Grammatik, mehr als jeder andere Teil der Sprache, existiert wesentlich im Denken des Menschen, und sie gibt dem menschlichen Geist eine Methode an die Hand, Wörter zum Ausdruck von Gedanken miteinander zu verbinden; und alle die, die [10] sich mit einer Fremdsprache befassen, bringen bildlich gesprochen, ihre fertigen Schubfächer schon mit, in die sie die Elemente der Fremdsprache bloß einordnen. Die Grammatik, zu der man mit dieser Interpretationsweise gelangt, ist also nicht immer die, die auch wirklich existiert. Die wahre Grammatik einer Sprache zeigt sich in erkennbarer Weise an, und zwar entweder in Zeichen, die den Wörtern anhaften, oder in grammatischen Begriffen, oder in der durch konstante Gesetze festgelegten Wortstellung, oder es existiert schließlich diese Grammatik im Geiste der Sprecher als eine unausgesprochene Voraussetzung und manifestiert sich im Zuschnitt von syntaktischen Wendungen.

Wenn ich hier von den verschiedenen Ausdrucksweisen für den grammatischen Wert von Wörtern gesprochen haben, dann ging es mir vor allem um das Maß an Präzision, das die Nationen zum Ausdruck dieses grammatischen Wertes aufbringen. Der höchste Präzisionsgrad findet sich in der konsequent ausgebauten Unterscheidung von grammatischen Kategorien, und da der Mensch durch die Analyse des durch Wörter ausgedrückten Gedankens sowie durch die eigentümliche Manipulation der Sprache, die doch das Organ des Denkens ist, zu dieser Unterscheidung gelangt, berühren wir hiermit die intimsten und tiefgründigsten Aspekte des Wesens der Sprachen, die ursprüngliche Beziehung zwischen dem Denken und der Sprache.

[11] Jedes Urteil des Geistes besteht in einem Vergleich von zwei Begriffen, in dem entweder die Übereinstimmung oder die Nicht-Übereinstimmung behauptet wird. Jedes Urteil kann also auf eine

mathematische Gleichung reduziert werden. Diese ursprüngliche Form des Gedankens wird dann durch die Sprachen in die ihnen eigentümliche Form gekleidet, indem sie die beiden Begriffe in synthetischer Weise miteinander verbinden, d.h. indem sie den Begriff der Existenz hinzufügen. Zu diesem Zwecke bedienen sich die Sprachen des flektierten Verbs, das die Realisierung des verbalen Begriffs ist, und das sich nur in solchen Sprachen findet, die zum Höhepunkt der Präzision und Klarheit gelangt sind, deren Sprache fähig ist. Auf diese Weise wird das Verb zum Zentrum der Grammatik aller Sprachen.

Wenn man die Operationen untersucht, die der Mensch — oft unbewußt — beim Sprechen ausführt, dann findet man ein fortwährendes fiktives Schauspiel vor. In jedem Satz wird ein ideales Wesen (das Wort, das das Subjekt der Aussage ausmacht) in Aktion gebracht oder als passiv dargestellt. Die innere Handlung, durch die man ein Urteil bildet, hängt mit dem Gegenstand zusammen, über den etwas ausgesagt wird. Anstatt zu sagen: ‚Ich finde den Begriff des höchsten Wesens und den Begriff der Ewigkeit identisch‘, stellt der Mensch dieses Urteil außerhalb seiner selbst auf und sagt: ‚Das höchste Wesen ist ewig‘. Dies erlaube ich mir den schöpferischen Teil der Sprachen zu nennen. Einen solchen schöpferischen Teil muß es notwendigerweise in jeder Sprache geben, weil er zur intellektuellen Organisation des Menschen und zur Natur der Sprache allgemein gehört; aber wie weit diese Rolle in einer Sprache entwickelt ist, welchen Punkt eine [12] Sprachkultur in dieser Hinsicht erreicht, hängt von dem eigentümlichen Geist der Nationen ab. In den klassischen Sprachen ist diese Entwicklung am weitesten fortgeschritten: die chinesische Sprache ist dagegen nur so weit entwickelt, wie das unbedingt notwendig ist, damit man sprechen und verstanden werden kann.

Die Nationen können also bei der Bildung ihrer Sprachen zwei ganz verschiedene Wege einschlagen: entweder können sie sich strikt an die Beziehungen der Begriffe als Begriffe halten, sich nüchtern an das halten, was der klare und präzise Ausdruck der Begriffe verlangt und

von dem, was zum besonderen Wesen ihrer Sprache gehört, so wenig wie möglich als Organ und Instrument des Denkens benutzen, oder aber sie können die Sprache vor allem als Werkzeug des Denkens ausbauen, sich an dem sprachlichen Ausdruck für einen Gedanken orientieren, und die Sprache als eine ideale Welt der realen Welt in jeder möglichen Beziehung angleichen.

Die Unterscheidung von Wortarten, wie sie den klassischen Sprachen zu eigen ist, wie sie aber von vielen anderen Zungen vernachlässigt wird, gibt ein schlagendes Beispiel für das eben Gesagte ab. Diese Unterscheidung gehört ganz und gar zum schöpferischen Teil der Sprachen. Die Untersuchung des Gedankens und seiner intellektuellen Wechselbeziehungen könnte zu einer solchen Unterscheidung nicht führen; von diesem Standpunkt aus gesehen läßt sich eine solche Unterscheidung sogar leicht unter die Unvollkommenheiten der Sprachen einordnen, und zwar als wenig philosophisch, überflüssig, sowie fehl am Platze. Aber sobald die frische und aktive Schöpferkraft einer Nation alle ihre Wörter belebt, die Sprache ganz und gar an die [13] wirkliche Welt angleicht, aus jedem Satz ein Bild macht, in dem die Anordnung der Teile und die Nuancen mehr zum Ausdruck des Gedankens als zu dem Gedanken selbst gehören, so daß sich ein Schattenspiel der realen Welt ergibt, dann müssen die Wörter zu Wortarten gehören, genauso wie Lebewesen zu einem Geschlecht gehören müssen. Daraus ergeben sich dann technische Vorzüge bei der Satzbildung; aber wenn eine Nation für die Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung ein Gefühl entwickeln soll, muß sie vor allem das deutlich vor Augen haben, was die Sprache dem Gedanken hinzufügt, wenn sie ihn in Worte umwandelt.

Ich meine, daß ich nunmehr den Ursprung der Unterscheidung zwischen grammatischen Formen in Sprachen hinreichend dargelegt habe. Ich halte diese Unterscheidung nicht so sehr für ein Resultat des Fortschritts, den eine Nation in der Analyse von Gedanken macht, sondern vielmehr für das Resultat einer bestimmten Art und Weise, wie eine Nation ihre Sprache betrachtet und behandelt. Ich füge hier

nur eine Beobachtung hinzu: sobald eine Nation sich auf diesen Weg begibt, vervollständigt sich das System von selbst, denn der Begriff der einen dieser Kategorien führt natürlicherweise zur nächsten weiter; und man muß zugeben, daß der Begriff keiner einzigen seiner Kategorien ganz die Präzision hat, zu der er grundsätzlich fähig ist, sofern das System als ganzes unzulänglich ist.

Ohne sich von einem unbestimmten Gefühl für die grammatischen Formen von Wörtern leiten zu lassen, könnte man nicht sprechen. Aber ich glaube gezeigt zu haben, daß man durchaus an einem Punkt [14] stehenbleiben kann, an dem eine exakte Unterscheidung zwischen grammatischen Kategorien nicht notwendig ist, indem man nur eine ziemlich begrenzte Zahl von Beziehungen im Satz zuläßt. Außerdem habe ich gezeigt, daß man ganz und gar ohne ein System auskommen kann, das alle Wörter in eine dieser Kategorien einordnet und sie mit Merkmalen versieht. Und schließlich ist deutlich geworden, daß man sich bei der Bildung von Sätzen so wenig wie möglich von den mathematischen Gleichungen entfernen kann. Es ergibt sich außerdem aus dem oben Gesagten, daß keine der grammatischen Kategorien in ihrer ganzen Präzision von jemandem gefaßt werden kann, der es nicht gewohnt ist, solche Kategorien zu bilden und das vollständige System anzuwenden.

Die Chinesen, die zu der letzteren Gruppe von Menschen gehören, drücken sich oft in solcher Weise aus, daß sie es offen lassen, zu welcher grammatischen Kategorie man ein von ihnen verwandtes Wort rechnen soll; auf der anderen Seite brauchen die Chinesen den exakten Begriff, den eine grammatische Kategorie mit sich bringt, dort nicht ins Spiel zu bringen, wo er nichts zu suchen hat. Im Chinesischen kann man das Verb ohne Zeitangabe verwenden, und in der Tat ist in allgemeinen Aussagen ein Tempus oder eine Zeitangabe immer fehl am Platze; man braucht im Chinesischen ein Verb weder ins Aktiv noch ins Passiv zu setzen, und man kann ein gegebenes Wort auf beide Weisen verstehen. Da sich die klassischen Sprachen sehr selten auf diese unbestimmte Weise ausdrücken können, müssen sie zu

anderen Hilfsmitteln Zuflucht nehmen, um einem Begriff die Allgemeinheit zu geben, die sie einschränken mußten, als sie eine präzise grammatische Form verwandten.

[15] Es ist an dieser Stelle von Interesse, daß zwei amerikanische Sprachen, Maya und Betoï,² zwei verschiedene Mittel benutzen, um ein Verb auszudrücken: das eine Element bezeichnet die Zeit, der eine Handlung zugeschrieben wird, und das andere bezeichnet schlicht und einfach die Beziehung eines Attributes zu einem Subjekt. Dies ist um so auffallender, als diese beiden Sprachen gegenwärtig in einer echten Konjugation ein besonderes Affix an Verben anfügen. Nach meiner Meinung zeigen nun diese Ähnlichkeiten zwischen dem Chinesischen und den genannten amerikanischen Sprachen, daß man dann, wenn man solche Eigentümlichkeiten von Sprachen antrifft, dieselben nicht einem extrem philosophischen Gespür ihrer Erfinder zuschreiben darf. Alle Nationen, deren Sprachen keine festen grammatischen Formen anerkennen, fügen dort, wo es der Sinn erforderlich macht, den Verben Zeitadverbien hinzu, lassen die Zeitadverbien aber in anderen Fällen aus; und diese Methode nimmt dann in verschiedenen Sprachen verschiedene regelmäßige Formen an. Es bleibt aber dennoch wahr, daß der philosophische Geist, wenn er sich mit der Zeit entwickelt hat, sehr nützliche Lehren aus diesen scheinbar belanglosen Eigentümlichkeiten ziehen kann.

Wenn man sich nicht des Systems von grammatischen Formen bedient, dann muß man auf andere Weise die grammatischen Verbindungen zwischen den Begriffen deutlich machen; ich habe dies am Anfang dieses Briefes angedeutet, und ich will jetzt versuchen, die [16] sen Gedanken deutlicher zu entwickeln. Ich werde mein Ziel leichter erreichen, wenn ich von jetzt an meine Argumente direkt auf die chinesische Sprache anwende und damit zu jenen Beweisen übergehe, von denen ich weiter oben gesprochen habe.

² Maya und Betoï sind zentralamerikanische Indianersprachen

Ich habe mit erlaubt, Monsieur, Ihre Aufmerksamkeit auf die enge Verbindung zwischen der Einheit einer sprachlich ausgedrückten Aussage und den grammatischen Formen zu lenken. In unseren Sprachen erkennen wir diese Einheit am flektierten Verb, das manchmal unausgesprochen bleibt, aber zumeist doch in grammatischer Weise ausgedrückt ist. Soviel flektierte Verben es gibt, soviel Aussagen gibt es.

Die chinesische Sprache verwendet alle Wörter in dem Zustand, wo sie direkt Begriffe ausdrücken, ohne die grammatischen Beziehungen zu bestimmen. Alle chinesischen Wörter, auch dann, wenn sie in einen Satz eingeschlossen sind, sind *in statu absoluto* und gleichen damit den Wurzelwörtern im Sanskrit.

Grammatisch gesehen, kennt also die chinesische Sprache kein flektiertes Verb; sie kennt nicht eigentlich Verben, sondern nur Ausdrücke für verbale Begriffe, und diese letzteren erscheinen in der Form von Infinitiven, d. h. in der unbestimmtesten Form, die wir kennen. Man kann in der Tat sagen, daß der Ausdruck für einen verbalen Begriff nach einem Substantiv oder Pronomen im Chinesischen einem flektierten Verb entspricht, genauso wie bei den Wörtern *they like* im Englischen. Ohne jeden Zweifel kann man in einigen unserer modernen Sprachen, vor allem im Englischen, sogar ziemlich lange Sätze [17] bilden, die fast ganz chinesisch sind, weil kein Wort ein Merkmal seiner grammatischen Beziehung an sich trägt; aber der Unterschied zwischen dem Englischen und dem Chinesischen ist doch erheblich und liegt deutlich vor Augen. Das Wort *like* steht auch grammatisch im Aktiv und im Präsens, weil es die Merkmale des Passiv und der anderen Tempora nicht besitzt: es erweist sich also als Verb; derjenige, der das Wort *like* gebraucht, weiß, daß dieses Verb in anderen Fällen auch ein Merkmal für die Person an sich trägt, von der die Rede ist. Ein Engländer ist allgemein gewohnt, die Elemente des Satzes nach ihren grammatischen Formen zusammenzufügen, denn es gibt in seiner Sprache Merkmale, die diese grammatischen Formen auszeichnen, die also echte Merkmale für grammatische Beziehungen sind, und eben hierauf kommt es an. In seiner Sprache, wo die Abwesen-

heit solcher Merkmale die Regel ist, wird der Geist nicht dazu veranlaßt, die Merkmale von sich aus hinzuzudenken, wie das in solchen Sprachen der Fall ist, in denen die Abwesenheit dieser Merkmale unter die Ausnahmen gerechnet wird.

Das, was im Chinesischen ein Verb heißt, ist nicht dasselbe, was mit dem grammatischen Terminus ‚flektiertes Verb‘ bezeichnet wird, und darin unterscheidet sich, wenn man das so sagen darf, der Inhalt eines Wortes von seiner Form. Wenn man das Verb als das Verbindende in einer Aussage auffaßt, das seine grammatische Beziehung ausdrücken muß, dann wendet man tatsächlich das Attribut auf das Subjekt an, man setzt (durch den intellektuellen Akt, der die Sprache ausmacht) das Subjekt als existierend oder in einer bestimmten Weise agierend. Wenn nun eine Nation so sehr von dieser grammatischen Beziehung beeindruckt ist, daß sie dieselbe ausdrücken will, dann wird sie an den verbalen Begriff ein Merkmal anknüpfen, das diesen Begriff als [18] Existenz oder reale Aktion auszeichnet; eine solche Nation wird mit dem materiellen Begriff zumindest einige der Umstände ausdrücken, die jede Existenz oder Aktion begleiten, die Zeit, das Subjekt, das Objekt, die Aktivität oder die Passivität. Aus diesem Grund hat das flektierte Verb in einer großen Zahl von Sprachen ohne Flexionen, z.B. im Koptischen, den meisten amerikanischen Sprachen und anderen mehr, ein verkürztes Pronomen in der Form eines Affixes bei sich, und zwar entweder regelmäßig, oder jedenfalls dann, wenn das Subjekt unausgedrückt bleibt; so ist im Mexikanischen das Verb von einem Pronomen begleitet, das sein Objekt bildet, oder sogar von dem Objekt selbst, das in das Verb eingebaut wird. Man kann es also der Form eines Verbs ansehen, ob es transitiv oder intransitiv ist. Das Verb ist in allen diesen Sprachen als ein wirklicher Redeteil, als eine grammatische Form erkennbar; das Verb bezeichnet nicht nur den im Lexikon angegebenen semantischen Inhalt, sondern auch die allgemeinen Charakteristika von wirklicher Handlung und Existenz. Das Verb beweist auf diese Weise, daß es nicht als ein unbestimmter Begriff einer bestimmten Handlungs- oder Existenzweise betrachtet wur-

de, sondern vielmehr im Satz als bestimmter Ausdruck für Existenz oder Handlung vorkommt. Im Chinesischen fehlen alle diese Modifikationen beim Verb: es drückt lediglich den Begriff selbst aus, Subjekt und Objekt, falls vorhanden, bilden getrennte Wörter; die Zeit wird zumeist gar nicht angegeben, oder aber sie ist nicht als notwendige Bestimmung des Verbs, sondern vielmehr als dem Begriff des [19] ganzen Satzes zugehörig aufgefaßt. Das sogenannte chinesische Verb, wenn man ihm eine grammatische Form zuschreiben will, ohne ihm anzudichten, was es weder zeigt, noch besitzt, steht im Infinitiv, d.h. in einem Zwitterzustand zwischen Verb und Substantiv. Der Leser bleibt ganz im Zweifel, ob dieses Verb als flektiertes Verb die Verbindung zwischen einem Subjekt und einem Attribut ausdrückt, oder ob man das Verb als Attribut auffassen und als substantivisches Verb verstehen soll. Je mehr man sich in die Eigentümlichkeit chinesischer Sätze vertieft, desto mehr ist man zu der letzteren Meinung geneigt. Man braucht kaum dieses Verb vorauszusetzen; oft kann man die Aussage nach dem Modell der mathematischen Gleichungen verstehen, einfach als Ausdruck für die Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung des Subjektes mit dem Attribut.

Es ist nun richtig, daß es noch einen anderen Umstand gibt, der es erlaubt, das Verb in der chinesischen Konstruktion zu erkennen. Das Chinesische reiht die Wörter in seinen Sätzen in einer ganz bestimmten Reihenfolge aneinander, und das fundamentale Prinzip, auf dem diese Wortstellung beruht, besteht darin, daß diejenigen Wörter, die andere Wörter modifizieren, vor den letzteren stehen, während Objekte hinter den Wörtern stehen, deren Objekte sie sind. Nun liegt es in der Natur von Verben, sofern diese den Begriff einer Handlung ausdrücken, daß sie ein Objekt haben, auf das sie ausgerichtet sind, während es in der Natur von Nomina liegt, sofern sie Dinge (Qualitäten [20] ten oder Substanzen) bezeichnen, hinsichtlich des Begriffsumfangs, den man ihnen zuschreiben will, näher bestimmt zu sein. Man erkennt also im Chinesischen die Nomina daran, daß sie hinter ihren näheren Bestimmungen stehen, und die Verben eben daran, daß sie

von ihren Objekten gefolgt sind. Und in einer großen Anzahl von chinesischen Sätzen geht man so lange von einem determinierenden Wort zu einem determinierten Wort weiter, bis der Punkt erreicht ist, wo die Wortstellung umgekehrt ist, wo das durch ein Objekt näher bestimmte Verb vor diesem Objekt steht, oder anders gesagt, wo das determinierte Wort vor dem determinierenden Wort steht. Das Wort, das in der letzteren Konstruktion die determinierende Rolle spielt, fungiert im Chinesischen als Verb, und es bildet die Einheit der Aussage. Auf diese Weise lassen sich die Wörter *wei* ((1) Vgl. *Zhong Yong* p.32, I.1 HIMMEL BEFEHLEN ES NENNEN (*wei*) NATUR: Was der Himmel bestimmt, heißt ‚Natur‘.)³ und *zai* ((2) Vgl. *Ibidem* p. 67, XX.2 DURCHFÜHREN REGIERUNG SICH-BEFINDEN-IN (*zai*) MENSCH: Regierung hängt von den Menschen ab.) grammatisch als Bindeglieder des Attributs zum Subjekt auffassen.⁴

Aber in dieser Methode, die Verbindung zwischen Wörtern anzugeben, sucht man doch vergeblich nach dem wahren Begriff des flektierten Verbs. Der Umstand, daß man das Objekt hinter den verbalen Begriff stellt, gilt auch für den Infinitiv und für das Partizip. Selbst ein Substantiv ließe sich auf diese Weise konstruieren, wenn die meisten Sprachen nicht die Gewohnheit hätten, in solchen Fällen eine Präposition als Zwischenglied zu benutzen. Auf der anderen Seite wird das chinesische Verb auch häufig von Wörtern näher bestimmt, die vor diesem Verb stehen. Es gibt keine Eigenschaft, die das Verb im Chinesischen hinsichtlich seiner grammatischen Qualität durchgängig charakterisiert.

³ Humboldt faßt HIMMEL BEFEHLEN ES als Subjekt auf, NATUR als Attribut. Dann wäre *wei* Ausdruck für die Verbindung zwischen beiden.

⁴ Hier faßt Humboldt wieder DURCHFÜHREN REGIERUNG als Subjekt und MENSCH als Attribut auf. Dann wäre *zai* Zeichen für die Verbindung zwischen beiden.

[21] Selbst die Einheit des Satzes wird nicht vollständig durch die verschiedenen Wortstellungen festgelegt, und man ist oft im Zweifel, ob man eine Wortreihe als Ausdruck für eine Aussage oder für zwei Aussagen auffassen soll. Könnte man nicht etwa in dem gerade eben erwähnten Satz (DURCHFÜHREN REGIERUNG SICH-BEFINDEN-IN MENSCH) REGIERUNG als letztes Wort einer Aussage betrachten und übersetzen: *regimen ordinatum est, exstat in etc.*? Und in dem Satz *da ku dao* GROSS WEINEN SAGEN deutet gar nichts darauf hin, ob man den Satz als aus zwei Sätzen bestehend übersetzen soll: *valde ploravit, dixit*, oder als eine Aussage: *valde plorando dixit*. Das einfache Subjekt wird sogar manchmal isoliert gebraucht und ist nicht unmittelbar mit etwas verbunden, das man ein Verb nennen würde; es wird einfach zur Betrachtung für sich hingestellt. Oft findet man das Subjekt durch ein Satzzeichen von dem Rest eines Satzes getrennt, und das Verb, auf das sich das Subjekt bezieht, kann sogar noch von einem Pronomen begleitet sein, das für das Subjekt eintritt. Alles dies scheint mir zu beweisen, daß die Chinesen ihre Wörter nicht nach grammatischen Formen einordnen, die die Aussagen fest umgrenzen würden, sondern daß die Chinesen vielmehr jedes Wort getrennt für sich zur Betrachtung vorlegen, wobei sie ihre Sätze dauernd unterbrechen und die Wörter nur dort miteinander verbinden, wo das vom Begriff her absolut erforderlich ist. Satzpausen werden durch gewisse Finalpartikeln ange-

[22] zeigt; aber diese Partikeln fehlen oft da, wo eine deutliche Pausen angenommen werden muß. Wenn ich mich in dieser meiner Auffassung vom chinesischen Satzbau nicht täusche, dann werden die eben ausgedrückten Zweifel darüber, ob die dort zitierten Sätze eine oder zwei Aussagen bilden, im Geiste eines Chinesen nicht ins Bewußtsein gehoben.

Glauben Sie nicht auch, Monsieur, daß unsere Methode, die Wörter immer streng in grammatische Kategorien einzuteilen, uns oft dazu zwingt, als eine einzige Aussage aufzufassen, was in chinesischen Sätzen als zwei oder mehrere Aussagen erscheint? Müßte man nicht zum

Beispiel dem Genie der chinesischen Sprache gemäß den in Ihrer Grammatik zitierten Satz ((4) GEBRAUCHEN (*yi*) WELTREICH GEBEN MENSCH: »Er gibt das Reich einem anderen«. *Elémens* S.67) etwa so übersetzen: ‚Er nimmt das Reich und er gibt es einem (anderen) Menschen? Das Wort *yi* wird hier als *utitur* aufgefaßt (wie in NICHT MICH GEBRAUCHEN (*yi*): ‚Er stellt mich nicht an.‘ (Grammatik No. 252)). Diese Partikel läßt sich fast immer so übersetzen; und WAS-GEBRAUCHEN (*suo-yi*), nach unserer Auffassung eine Konjunktion, bildet meiner Ansicht nach eine Aussage, die oft direkt hinter dem Subjekt steht. ((5) Vgl. *Zhung Yong* S.64, XIX. 4 AHNENTEMPEL'S RITE WAS-GEBRAUCHEN (*suo-yi*) OPFERN SEIN VORFAHR: Die Riten des Ahnentempels werden beim Opfern für die Vorfahren verwandt⁵.)

Die Präpositionen in No. 84-91 Ihrer Grammatik, die die in einer Handlung involvierten Dinge auszeichnen, enthalten fast ausnahmslos ursprünglich einen verbalen Begriff. Sollte diese Tatsache nicht vielleicht ein deutlicher Hinweis auf die Bauweise chinesischer Satzkonstruktionen sein? Man drückt einen verbalen Begriff aus, und [23] nach unserer Auffassung endet die Aussage damit; gleich danach fügt man dann einen anderen verbalen Begriff hinzu (der im allgemeinen eine Bewegung oder Richtung ausdrückt und ganz unvermeidlich zur Präposition wird) gefolgt von seinem Komplement. Dies bedeutet, daß man am Ende der ersten Aussage mit einer zweiten beginnt. Bisweilen wird diese Reihenfolge umgekehrt. Das Verb, das die Stelle der Präposition einnimmt, kommt zusammen mit seinem Komplement zuerst und wird von dem Verb gefolgt, von dem der gesamte präpositionale Ausdruck abhängig ist. Aber die Konstruktion bleibt in allen diesen Fällen grammatisch die gleiche.

⁵ Humboldt faßt AHNENTEMPEL RITE als Subjekt auf und *yi* als Verb mit vorangestelltem Objekt WAS.

Die Begriffe »Substantiv« und »Verb« werden notwendigerweise in den chinesischen Sätzen verwischt; ein und dieselbe Partikel dient als Zeichen des Genitivs dazu, ein Substantiv von einem anderen abzugrenzen und trennt zugleich in seiner Eigenschaft als Relativ-Partikel das Subjekt vom Verb. Allein dieser Umstand läßt erkennen, daß diese Sprache nicht der Methode unserer grammatischen Formen folgt. Sobald man die Striktheit der grammatischen Formen aufgibt, kann das Verb, vor allem im Infinitiv, als ein Substantiv aufgefaßt werden; und es gibt Sprachen, die Possessiv-Pronomina wie Substantive auch an Verben anschließen, um anzudeuten, in welcher Person das Verb aufzufassen ist: »unser essen« drückt dann etwa denselben Gedanken aus wie »wir essen«. Im Chinesisch[24]schen wechseln einige Adjektive und sogar Substantive den Akzent, wenn sie in die verbale Bedeutung übergehen, und nach Herrn Morrison (Vol. I, Part I, S. 6) werden diejenigen Wörter, die zugleich als Nomina und als Verben verwandt werden, dann, wenn sie als Verben dienen, normalerweise den vierten Ton erhalten. ((7) Vgl. *Elémens* S. 26) Das Englische macht eine ähnliche Unterscheidung bei zweisilbigen Wörtern, die zugleich als Verben und als Nomina verwandt werden. ((8) *Walker's Pronouncing Dictionary*, 16. Ausgabe, S 71, § 492) Aber im Chinesischen entscheidet dieser Wandel der Aussprache über den grammatischen Sinn gar nichts. Das Wort wird nicht eigentlich zum Verb, sondern nimmt vielmehr eine verbale Bedeutung an.

An dieser Stelle, Monsieur, kann ich es nicht unterlassen, Ihnen eine Frage zu den Wörtern *zhong yong* (MITTE KONSTANT) vorzulegen. Sie übersetzen diesen Ausdruck als *milieu invariable, medium constans*. Halten Sie also die grammatische Beziehung zwischen diesen beiden Wörtern für dieselbe wie die in *da xue* (GROSS LERNEN)? Ich muß zugeben, daß mir da ein Unterschied zu liegen scheint. Als Adjektiv müßte *yong* (KONSTANT) vor dem *zhong* (MITTE) stehen. Nach unseren Vorstellungen ist *yong* (KONSTANT) hier ein Infinitiv, vor dem als Adverb eine nähere Bestimmung steht: *medio constare*. An anderer Stelle übersetzen Sie *zhong yong* auch als Verb: *parvi homines medio constant* (*Zhung Yong* S. 35, II.2).

Zeigt dieses Beispiel nicht wiederum, daß man im Chinesischen die [25] Frage nach den grammatischen Formen nicht aufzuwerfen braucht? Was die Wörter *zhong yong* mit Präzision ausdrücken, ist der Begriff des (gewohnheitsmäßigen) Beharrens in dem, was die Mitte genannt ist. Ob man aber diesem Begriff die Form des flektierten Verbs, des Infinitivs, oder eines anderen verbalen Substantivs, oder auch eines anderen Substantivs zuschreiben müßte, ob man *perseverant*, *perseverare*, *perseveratio* oder *perseverantia* übersetzen sollte, das bleibt eben unbestimmt, und es liegt in dem Genie und dem Charakter der chinesischen Sprache, daß sie solche Fragen nicht aufkommen läßt. Vom grammatischen Standpunkt her kann man lediglich sagen, daß der umgreifendere Begriff des *yong* (KONSTANT) durch den Begriff des *zhong* (MITTE) näher umschrieben wird. Der Satz »KLEIN MENSCH'S (*zhi*) MITTE KONSTANT: des kleinen Mannes Beharren in der Mitte« schließt einfach die Begriffe des gewöhnlichen Mannes und des Festhaltens an der Mitte ein; durch die Partikel *zhi* deutet der Satz an, daß es sich hier um zwei voneinander getrennte Begriffe handelt, so daß man sie in ihren verschiedenen Beziehungen miteinander vergleichen kann. Daß diese beiden Begriffe einander zugeordnet werden, die affirmative Eigenschaft dieser Aussage, ergibt sich aus der Abwesenheit einer Negation. Hierauf beschränkt sich also die Sprache; sie setzt über die präzise Konstruktion des Satzes nichts fest, sagt also nichts darüber, ob man *yong* (KONSTANT), wie Sie es getan haben, als flektiertes Verb auffassen soll, oder ob man, wie Sie in einer anderen Anmerkung über denselben Satz sagen, ein anderes Verb hinzufügen muß.

Die oben zitierten Wörter *da ku dao* [GROSS WEINEN SPRECHEN] liefern einen weiteren schlagenden Beweis dafür, daß die chinesische Sprache bei der Angabe der Verbindung von Begriffen dennoch die [26] Form des Ausdrucks nicht *präzisiert*, die noch auf den Begriff selbst zurückwirkt. Diese Wörter bezeichnen drei Begriffe: *magnum*, *plorare*, *dicere*, und sie zeigen an, daß großes Klagen entweder dem Sprechen von jemandem vorhergehend oder mit dem Sprechen gleich-

zeitig vonstatten ging. Aber soweit ich sehen kann, lassen diese Wörter es unbestimmt, ob das zweite Wort als Substantiv oder als Verb aufgefaßt werden muß, ob die ersten beiden Wörter für sich allein eine Aussage bilden oder sich an das dritte Wort anschließen; und im letzteren Fall bleibt weiter unbestimmt, ob die beiden ersten Wörter als Partizip mit einem Adverb das Subjekt des dritten bilden, oder vielmehr die beiden ersten Wörter nur in der Weise eines Gerundivums eine Modifikation des dritten Wortes ausdrücken, so daß das Subjekt des Verbs unausgesprochen bleibt. Man muß zugeben, daß alle diese Nüancen ziemlich belanglos sind, und daß es für die Interpretation des Satzes durchaus hinreicht, daß die Person, von der die Rede ist, geweint und geredet habe, wobei der zeitliche Zwischenraum zwischen diesen Handlungen eben nicht explizit angegeben wird. Wenn man diesen Satz ins Lateinische übersetzt, dann kann man zwischen vier verschiedenen Übersetzungen wählen:

Valde ploravit, dixit

Valde plorans dixit

Valde plorando dixit

Cum magno ploratu dixit

Jeder dieser vier Sätze stellt seinen Gegenstand in verschiedener Weise dar und gibt dem ausgedrückten Gedanken eine besondere Nuance; ein guter Schriftsteller würde diese Sätze nicht unterschiedlos verwenden. Bei der Übersetzung muß man sich auf eine dieser Formulierungen festlegen und der Übersetzung reichere Nuancen beigeben, [27] als sie im chinesischen Text vorhanden sind, auch mehr als vom Begriff her erforderlich wären.

Man könnte hier einwenden, daß solche Sätze sich dem Geist eines Chinesen nur unter einer der möglichen Interpretationen darbieten, und daß der Gebrauch der Sprache die notwendigen Mittel an die Hand gibt, diese präzise Form auszuwählen. Aber dann bleibt immer noch bestehen, daß die chinesischen Wörter kein Merkmal enthalten,

das uns dazu zwänge oder auch nur dazu berechtigte, die zitierten Wörter in der einen und nicht in der anderen oben genannten Form aufzufassen. Und man kann das Prinzip aufstellen, daß dann, wenn ein grammatisches Verhältnis eine Nation lebhaft beeindruckt, dieses Verhältnis irgendeinen Ausdruck in der Sprache dieser Nation findet. Was der Mensch lebhaft und klar in seinem Denken auffaßt, das drückt er auch ausnahmslos in seiner Sprache aus. Man kann dieses Prinzip auch umkehren und sagen, wenn ein grammatisches Verhältnis in einer Sprache keinen Ausdruck findet, dann beeindruckt dieses Verhältnis die Nation, die diese Sprache spricht, nicht in lebhafter Weise, und es wird von dieser Nation nicht mit Klarheit und Präzision gefühlt. Das ganze Wirken der Sprache besteht nämlich darin, dem Denken äußerlichen Ausdruck zu verschaffen, die schweifende Unbestimmtheit durch jenen festen Eindruck zu ersetzen, den artikulierte Laute hinterlassen, und den Geist dazu zu zwingen, die Gesamtheit seines Denkens in eine Wortfolge auszurollen. Aus diesem Grunde muß alles das, was der Geist zu jener Klarheit und Präzision bringen will, die die Sprachen über Gedanken verbreiten, in diesen Sprachen markiert sein, oder es muß jedenfalls in irgendeiner Weise durch ein Zeichen repräsentiert werden.

[28] Die beiden Hilfsmittel, deren sich die chinesische Sprache zur Bezeichnung der Verbindungen zwischen Wörtern bedient, die Partikeln und die Wortstellung, scheinen mir nicht das Ziel zu verfolgen, die grammatischen Formen zu bezeichnen, sondern sie wollen vielmehr auf eine andere Weise beim Verständnis der sprachlichen Wendungen behilflich sein.

Zunächst will ich nun den ersten Teil dieser Behauptung dadurch beweisen, daß ich diejenige Partikel untersuche, die mir den Suffixen oder Flexionen in unseren Sprachen am nächsten zu kommen scheint. Die Partikel *zhi* scheint häufig ein einfaches Zeichen des Genitivs zu sein, das also den Präpositionen *de*, *of*, *von* im Französischen, Englischen und Deutschen entspricht. Aber wenn man in Betracht zieht, daß ebendiese Partikel dort, wo sie als Relativpartikel dient (z. B.

das Subjekt der Aussage mit dem Verb vereint), zum Zeichen des Nominativs wird, und daß diese Partikel dort, wo sie als Komplement hinter dem Verb vorkommt, im Akkusativ steht ((9) Vgl. *Elémens* S. 57 KÖNNEN TÖTEN IHN (*zhi*): Er kann ihn töten), dann wird deutlich, daß man hier nicht in dem Sinne von *zhi* als einem Zeichen des Genitivs sprechen kann, der in den Sprachen üblich geworden ist, in denen der Begriff »Zeichen des Genitivs« entstanden ist. *zhi* ist also nicht eigentlich mit *de*, *of* und *von* zu vergleichen. Genau diesen Eindruck erwecken Sie selbst, Monsieur, in No. 82 Ihrer Grammatik.

[29] Der Genitiv kann auch ohne diese Partikel auskommen, und zwar selbst dann, wenn zwei voneinander abhängige Genitive leicht zu einer Doppeldeutigkeit führen könnten ((10) *Elémens* § 346, zweites Beispiel); außerdem kann die Partikel auch in vielen Fällen verwandt werden, wo von einem Genitiv nicht die Rede sein kann. *Zhi* verbindet das Subjekt der Aussage mit dem Verb; es verbindet das substantivische Verb ((11) *Elémens* § 137, zweites Beispiel) sowie andere Neutra oder Passiva mit dem Attribut (wie in »NENNEN *zhi* MITTE: Es wird die Mitte genannt«, der Umkehrung des normalen »*zhi* NENNEN MITTE«: Es wird die Mitte genannt). ((12) Vgl. *Zhong Yong* S. 32, I.4) *Zhi* verbindet das Substantiv mit dem Adjektiv, indem es den Platz des substantivischen Verbs einnimmt. ((13) Vgl. *Elémens* § 315 LERNEN-LEBEN TRAUERIG ARM *zhi* MENSCH: Ich bin ein trauriger armer Mann) *Zhi* verbindet das Adjektiv mit einem voranstehenden Substantiv. ((14) Vgl. *Zhong Yong* S. 47, XII. 2 HIMMEL ERDE *zhi* GROSS die Größe von Himmel und Erde) *zhi* dient zur Bildung von Adjektiven. ((15) *Elémens* § 195) *Zhi* fungiert als determinative oder partitive Partikel. ((16) Vgl. *Elémens* § 190 GELEHRTER *zhi* ERWIDERN RITEN SCHWER: Die Höflichkeitsbezeugungen der Gelehrten werden größer sein) *Zhi* wird zum Synonym für das Relativpronomen. ((17) Vgl. *Elémens* § 192 ALT *zhi*: die Alten) *Zhi* kann aber nie bloß als Füllwort verwandt werden. ((18) *Elémens* S. 80, Anmerkung 1)

Die Partikel *zhi* findet sich auch zwischen der Negation *mo* und dem Verb, und ich würde gern von Ihnen wissen, Monsieur, ob dasselbe auch mit anderen Negationen stattfinden kann, oder ob *mo* (KEIN) deshalb die Ausnahme ist, weil man es als ein substantivisches Subjekt des Verbs betrachten kann. ((19) Vgl. *Elémens* § 271 NICHTS (*mo*) GROSS ZU KINDESTREUE: Nichts ist größer als Kindestreue)

[30] Ich habe schon darauf hingewiesen, daß der Nominativ, das Subjekt des Verbs, und der Genitiv, so eigenartig das auch klingen mag, in ihren Funktionen nicht so sehr verschieden sind, daß sie nicht manchmal miteinander verwechselt werden könnten. Dies kann im Chinesischen dann geschehen, wenn die Konstruktion und die Bedeutung des Wortes hinter der Partikel *zhi* sich sowohl als Verb als auch als Substantiv auffassen läßt. Als Beispiele solcher Passagen möchte ich die in No. 119 und No. 87 Ihrer Grammatik aufgeführten Sätze nennen. Den Satz ICH NICHT WOLLEN MENSCH *zhi* AN-TUN ES-ZU ICH übersetzt man: *ego non cupio homines addant ad me*, aber man möchte doch ebensowohl übersetzen: *non cupio hominum addere (additionem) ad me*; und in dem zweiten Satz GENUG FÜR SELBST NICHTS ERWARTEN VON AUSSEN *zhi* NENNEN TUGEND könnte man die Konstruktion am Anfang im Genitiv auffassen und *vocatur in nomen* verwandeln. Im Griechischen, wo sich der Infinitiv ohne Schwierigkeit in ein Substantiv verwandeln läßt, stünde diesen Übersetzungen nichts entgegen. Dieselbe Situation ergibt sich noch deutlicher, wenn *zhi* dazu dient, das Substantiv mit einem Adjektiv zu verbinden: wenn das Adjektiv zuvörderst steht, dann kann es als Genitiv Plural aufgefaßt werden. ((20) Der Satz in *Elémens* § 315 LERNEN-LEBEN TRAUERIG ARM *zhi* MENSCH ließe sich dann übersetzen als »*Studio natus debiliū marcidorum sum, id est homo*«.) Wenn das Substantiv am Satzanfang steht, muß das Adjektiv im substantivischen Sinne aufgefaßt werden, und HIMMEL ERDE *zhi* GROSS kann für sich genommen sowohl durch *coelum terraque magna* als auch durch *coeli terraeque magnitudo* übersetzt

werden. ((21) Vgl. *Zhong Yong* S. 47, XII. 2) Lediglich der Zusammenhang der gesamten Passage entscheidet, welche von diesen beiden Übersetzungen die richtige ist.

[31] Es ist klar, warum ich diese Beispiele hier anführe: die beiden Fälle, in denen der Genitiv vor das Wort gestellt wird, von dem er abhängt, haben dies miteinander gemeinsam, daß das erste der beiden Wörter den Begriff des zweiten bestimmt; der Unterschied zwischen beiden liegt lediglich in der grammatischen Form, die man dem letzteren Wort zuschreibt. Eine Sprache, die wie die chinesische keine Rücksicht auf grammatische Formen nimmt, sondern ihre Grammatik vielmehr darauf beschränkt, zwischen dem bestimmenden und dem bestimmten Begriff zu unterscheiden, wird diese beiden Fälle leicht auf die gleiche Weise behandeln.

Die wirkliche Funktion der Partikel *zhi* liegt, wie Sie, Monsieur, sagen ((22) *Elémens* S. 80, Anmerkung 1), darin, daß sie Mehrdeutigkeiten vermeidet, indem sie die Beziehungen näher bezeichnet, die zwischen den von dieser Partikel verbundenen Wörtern bestehen.

Wenn diese Definition noch weiter präzisiert werden sollte, würde ich hinzufügen, daß *zhi* die Aufmerksamkeit des Hörers auf die voranstehenden Wörter lenkt und zugleich darauf hinweist, daß diese Wörter für sich genommen, mit dem, was hinter *zhi* steht, in Verbindung gebracht werden müssen. Die Partikel *zhi* vereint und trennt anscheinend zugleich, so daß man sie auch *separativ* nennen könnte. Denn wenn ich mich nicht irre, verhindert *zhi* dann, wenn es als Zeichen des Genitivs auftritt, zugleich, daß man die Substantive hinter *zhi* [32] ebenso im Genitiv auffaßt; und wenn die Partikel das Subjekt des Verbs bezeichnet, dann verhindert sie zugleich, daß man dieses Subjekt als einen rein modifizierenden Ausdruck oder als ein Adverb auffaßt. Dort wo *zhi* verwandt wird, nimmt der Begriff der Wörter eine verschiedene Richtung an.

Was nun den Ursprung von *zhi* anbetrifft, so entnehme ich dem, was Sie, Monsieur, sagen, daß dieses Wort »Knospe« bedeutet, daß es den verbalen Sinn »von einem Ort zum anderen gehen« hat, und daß

es als Adjektiv oder Demonstrativpronomen verwandt wird. ((23) *Elémens* § 189)

Die erste dieser drei Verwendungsweisen entspricht ganz und gar dem Begriff des Genitivs; die zweite gibt der Partikel eine erweiterte Bedeutung; aber nur die dritte erlaubt es uns, alle die verschiedenen Funktionen von *zhi* zu verstehen.

Wenn *zhi* als Objekt eines Verbs dient, dann liegt seine pronominale Bedeutung klar zutage. ((24) Vgl. *Elémens* § 134 KÖNNEN TÖTEN *zhi*: Er kann ihn töten) In dem Beispiel »SEIN DIES *zhi* NENNEN: Dies habe ich sagen wollen« aus § 223 Ihrer Grammatik, Monsieur, scheint dieses Objekt vor dem Verb zu stehen. Aber es will mir scheinen, daß *zhi* in dieser Passage vielmehr als Subjekt der Aussage aufgefaßt werden kann. Drei Bestimmungen folgen einander unmittelbar, und das Objekt des Verbs muß ausgefallen sein: *Das, dies, ebendas, ich habe es gesagt. Zhi* ist in diesem Satz, in dem es ganz allein das Subjekt bildet, immer noch Pronomen. ((25) Vgl. *Elémens* § 191 *zhi* [33] NENNEN: dies heißt) In den Fällen, wo die Partikel als Genitiv die voranstehenden und nachfolgenden Begriffe miteinander verbindet, wo sie zwischen dem Verb und seinem Subjekt steht, und vor allem wo sie als Artikel dient, erkläre ich sie in der gleichen Weise. Man nennt ein Objekt; um noch mehr Aufmerksamkeit darauf zu lenken fügt man »dieses!« hinzu, und nachdem man mit diesem Wort Neugierde geweckt hat, geht man dazu über, jenem Begriff Ausdruck zu verschaffen, der sich an dieses Subjekt knüpfen soll. Die Partikel *zhi* gibt also an, welche Wörter in einer gewissen Beziehung vereint werden sollen, nachdem sie in einer anderen Beziehung getrennt worden sind. Aber *zhi* bestimmt die Natur dieser Verbindung nicht, oder jedenfalls bestimmt es die Natur dieser Verbindung nicht nach unseren Begriffen von grammatischen Formen.

Wenn *zhi* nicht eigentlich ein Pronomen wäre, dann wäre es schwer vorstellbar, wie sich dieses Wort genauso interpretieren lassen kann, wie das unbestreitbare Pronomen *zhe*. ((26) Vgl. *Elémens* § 192 »ALT *zhi*: die Alten« kann für »ALT *zhe*: die Alten« geschrieben werden.

Vgl. auch *Elémens* § 145 LIEBEN MENSCHEN *zhe* MENSCH IMMER LIEBEN *zhi*: Denjenigen, der die Menschen liebt, lieben alle Menschen) Wenn man diese beiden Bestimmungswörter miteinander vergleicht, dann wird der demonstrative Charakter des ersten und der konjunktive oder relative Charakter des zweiten deutlich. Dort wo das Pronomen einfach einen schon genannten Gegenstand nennen soll, kann man sowohl das Demonstrativpronomen (*veteres, hi*) als auch das Relativpronomen (*veteres qui sunt*) benutzen, wobei man im letzteren Fall annimmt, daß das substantivische Verb ausgefallen ist. Wenn dagegen das Pronomen Objekt eines Verbs ist und nicht von einem weiter davon abhängigen Begriff gefolgt ist, dann ist lediglich das Demonstrativpronomen am Platze, und eben in dieser Funktion [34] wird nur *zhi* (nicht aber *zhe*) verwandt. Ebendeshalb hat *zhi* eine restriktive Bedeutung. ((27) Vgl. *Elémens* § 193 sowie 195) *zhe* umfaßt den ganzen Umfang des Begriffs, während *zhi* den Begriffsumfang näher bestimmt.

Im modernen Stil scheint die grammatische Verbindung der Begriffe die gleiche zu sein, obwohl sie durch ein verschiedenes Wort ausgedrückt wird. Das Wort *de*, das den Genitiv ausdrückt, läßt sich auch als Relativpronomen auffassen, aber es dient nicht zugleich als Komplement des Verbs und trägt daher weniger offenbar den pronominalen Charakter an sich. In Ihrer Grammatik sagen Sie, Monsieur, nicht deutlich, ob *de* ebenso wie *zhi* auch zwischen dem Subjekt und dem Verb einer Aussage vorkommen kann. Aber in dem Satz »ICH SOHN DU KOMMEN *de* RECHT GUT: Mein Sohn, dein Kommen ist wirklich gut« wird *de* genauso in dieser Funktion verwandt wie das *zhi* in »LERNEN-LEBEN TRAUERIG ARM *zhi* MENSCH: Ich bin ein trauriger, armer Mann« (*Elémens* § 315).

Wenn ich mir die verschiedenen Funktionen von *zhi* richtig klargemacht habe, dann lassen sich dieselben auf die folgenden drei zurückführen:

1. Der verbale Sinn *hingehen*. Wegen dieser Funktion kann *zhi* auch *für, in Anbetracht* bedeuten. ((28) Vgl. *Elémens* § 187 MENSCH *zhi*

SEIN WAS LIEBEN UND EINSEITIG: Die Menschen sind einseitig im Hinblick auf das, was sie lieben). In zwei weiteren Beispielen scheint der Sinn sich aus dem Kontext zu ergeben, und die Partikel scheint ihre normale grammatische Funktion beizubehalten. ((29) Vgl. *Elémens* § 123 HOFFEN BEMITLEIDEN DIENER AHNE *zhi* WAISE: Ich hoffe, Ihre werde für mich, Euren Diener und einen Waisen, um meiner Ahnen willen Mitleid haben. Und vgl. *Elémens* § 162 SCHON YU UND QIU *zhi* FRAGEN: Ihr habt mich schon in Beziehung auf Yu und Qiu befragt.)

[35] 2. Die Funktion als Demonstrativpronomen, wenn *zhi* als Objekt oder als alleiniges Subjekt eines Verbs verwandt wird.

3. Dieselbe pronominale Bedeutung, wobei aber *zhi* so verwandt wird, daß es wirklich zu einer Partikel, einem »leeren« oder grammatischen Wort wird.

Wenn man sich jetzt im einzelnen, fragt, zu welcher Wortklasse *zhi* gehört, dann darf man es nicht unter diejenigen Wörter rechnen, die die grammatischen Formen von Wörtern bezeichnen, sondern vielmehr unter diejenigen Wörter, die in der Konstruktion andeuten, wie man von dem einem Begriff zum anderen übergehen soll. Man könnte vielleicht diese beiden Wortklassen unterscheiden, indem man die einen etymologische [d. h. morphologische] und die anderen syntaktische grammatische Wörter nennt.

Die Partikel *ye* gehört zu derselben Klasse wie *zhi*; sie markiert ebenfalls eine Pause, nimmt den Platz des substantivischen Verbs ein oder kann, wie Sie, Monsieur, es in Ihrer Arbeit über die monosyllabische Natur des Chinesischen ((30) *Fundgruben des Orients*, III, 283) dargestellt haben, als ein Affix des Nominativs aufgefaßt werden, das das Relativpronomen verstärkt.

Ich erlaube mir zu bemerken, daß Sie in der eben erwähnten Arbeit die chinesische Grammatik sehr viel mehr an die Grammatiken der [36] anderen Sprachen angleichen, als Sie das in den *Elémens* getan haben. In dem letzteren Buch sind Sie in der Angleichung nur so weit gegangen, wie es für den Unterricht im Chinesischen absolut

notwendig war, das Chinesische mit den grammatischen Vorstellungen der Leser in Beziehung zu setzen. Wie es die Natur der Sprache verlangt, ist Ihre Grammatik vor allem eine Abhandlung über chinesische Syntax, die jener Einteilung unterworfen ist die wir in jeder Grammatik einer beliebigen Sprache voraussetzen; die ausgezeichnete Zusammenfassung der Phraseologie zusammen mit dem Hauptteil des Werkes bringt jeden Leser, der auch nur ein wenig den Geist einer Sprache zu beurteilen in der Lage ist, dahin, daß er über den Geist der chinesischen Sprache nicht fehlgehen kann. Ich meine den Gedanken über die Abwesenheit der grammatischen Formen im Chinesischen aus dem tiefgreifenden Studium Ihrer *Elémens* geschöpft zu haben, und ich fürchte kaum, in Ihnen, Monsieur, einen Gegner dieser Meinung zu finden.

Um zu meinem Gegenstand zurückzukehren: die Finalpartikeln gehören ganz und gar zu dem Teil der Grammatik, der die Form von Sätzen bestimmt.

Die Präpositionen können nicht, wie in anderen Sprachen, als Kennzeichen für den Kasus von Wörtern aufgefaßt werden, weil die Wörter, die von den Präpositionen abhängen, keine Veränderungen erfahren, weil die Präpositionen jene Konstruktion beibehalten, die ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zuschreibt, und weil schließlich die einzige Veränderung, die damit verbunden ist, daß ein Wort zur Präposition wird, die Verallgemeinerung des Begriffs ist.

[37] Dasselbe kann man auch von der Kennzeichnung des Tempus in den Verben sagen. Diese Kennzeichnungen bezeichnen weniger in grammatischer Weise die Zeitverhältnisse als daß sie genauso wie jedes andere *volle Wort* für einen Begriff stehen. Die Zeitbestimmungen sind im Chinesischen so weit davon entfernt ein Teil des Verbs zu sein, daß sie, wie Sie, Monsieur, berichten, selbst im modernen Stil nur selten benützt werden. ((31) Vgl. *Elémens* § 351 sowie *Elémens* § 370) Man findet nicht einmal eine Tendenz vor, die Zeitbestimmung mit dem Verb zusammenzuschmelzen, denn manche solcher Bestimmungen können beliebig vor oder hinter oder gar um einige andere

Wörter vom Verb getrennt stehen. Diese Zeitbestimmungen begleiten das Verb ohne jede Veränderung ganz unabhängig davon, ob das Verb flektiert ist oder im Infinitiv steht. Der in § 370 Ihrer Grammatik zitierte Satz ist dafür ein schlagendes Beispiel: FRAU DU SELBST VOLLENDEN TUN BEENDEN VORBEREITEN ZEIT ICH SELBST WIEDER DANKEN DU: Frau, wenn Ihr alles fertig vorbereitet habt, werde ich Euch wieder und wieder danken. Dieser Satz zeigt außerdem allgemein, daß die chinesischen Sätze einen klar und präzise ausgedrückten Sinn haben, sobald man sich darauf beschränkt zu prüfen, auf welche Weise ein Begriff durch den anderen bestimmt wird; zugleich zeigt dieser Satz aber auch, daß man über die Form des Ausdrucks in Ungewißheit gerät, sobald man die Wörter nach den grammatischen Formen einordnen will. Die zweite Aussage dieses Satzes wird durch das Wort ZEIT bestimmt, das die erste Aussage abschließt, um dieses Wort ist seinerseits wieder durch die davorstehenden Wörter bestimmt, die eine Handlung ausdrücken. Nichts könnte klarer [38] und präziser sein als dies. Aber muß man den Ausdruck für diese Handlung als Ausdruck für eine Tatsache auffassen (Frau, du hast vorbereitet) und dann nach einer Pause den Begriff der zeitlichen Bestimmung dieser Tatsache hinzufügen? Oder muß man ZEIT als eine Konjunktion auffassen, die von dem Verb als flektiertem Verb abhängig ist? Oder steht dieses Verb im Infinitiv und steht wie der Genitiv des Gerundivums vor dem Substantiv ZEIT, so daß das Personalpronomen zu einem Possessivpronomen würde? Dies sind Fragen, auf die man in diesem Satz vergeblich nach einer Antwort sucht, und die ein Chinese nach meiner Meinung nicht einmal aufzuwerfen geneigt wäre. Außerdem ist an diesem Satz bemerkenswert, daß es darin um das Präteritum einer zukünftigen Handlung geht, ohne daß doch das Futur in irgendeiner Weise ausgedrückt wäre. Wenn der Sprecher hätte sagen wollen, daß die fragliche Dame nach allen Vorbereitungen ihre Danksagungen wiederholt hat, dann hätte er sich mit denselben Worten an sie wenden können.

Es scheint mir aus dem eben Gesagten zu folgen, daß das Chinesische

sich auch im Hinblick auf die *leeren Wörter* von den anderen Sprachen unterscheidet. Die anderen Sprachen benützen diese Wörter als Ersatz für Flexionen; in mehreren Sprachen scheinen die *leeren Wörter* Teil der *vollen Wörter* zu werden, zu denen sie gehören, und sich mit diesen zu verschmelzen, so daß sie zu Flexionen werden. Es gibt in der Tat sehr wenige Sprachen, die nicht ein oder mehrere Beispiele für wirkliche oder scheinbare Flexionen an den Tag legen. Die *leeren Wörter* der Chinesen haben durchaus nicht das Ziel, die grammatischen Kategorien anzuzeigen, vielmehr zeigen sie einen Übergang von einem Teil des Gedankens zum anderen an, und diese Wörter passen sich, wenn man denn absolut vom Standpunkt der Wortklassen ausgehen will, mehreren dieser Wortklassen an. Im übrigen bewahren viele dieser *leeren Wörter* noch in so offener Weise ihre ursprüngliche Verwendungsweise, daß man sie oft besser als *volle Wörter* versteht, wie ich das im Falle von *yi* (GEBRAUCHEN/DURCH) versucht habe. Sie, Monsieur, übersetzen *yi* durch *adhibere* und *you* (HERAUSKOMMEN/AUS) durch *provenire*. ((32) *Elémens* 146 SCHAUEN SEIN WAS (*suo*) GEBRAUCHEN (*yi*) SEHEN SEIN WAS (*suo*) HERAUSKOMMEN (*you*): Beachte was er benutzt und woher er kommt.) In dieser Passage stehen die beiden Partikeln hinter WAS (*suo*), das ihr Objekt bildet. Eine ähnliche, aber soweit ich sehen kann noch bemerkenswertere Konstruktion findet sich im *Zhong Yong*. ((33) *Zhong Yong* S. 72, XX. 11 NICHT RITE NICHT BEWEGEN WAS (*suo*) GEBRAUCHEN (*yi*) PFLEGEN SELBST: Was gegen die Riten verstößt tut er nicht; in dieser Weise pflegt er sein Selbst.) In dieser Passage steht *yi* hinter *suo* und vor PFLEGEN SELBST. *Yi* hat hier also zwei Objekte, das eine im verbalen Sinne, das andere als Partikel. Aber man kann *yi* auch im letzteren Fall als Verb übersetzen, man könnte nämlich sagen: *cognoscit (scit id) quo (per quod) tractamus tō instaurare vel colere corpus*.

Ich habe nun von den grammatischen Wörtern der chinesischen Sprache gesagt, daß sie nicht eigentlich die grammatischen Formen der Wörter angeben, und dasselbe läßt sich, so will mir scheinen, auch von dem Gebrauch sagen, den diese Sprache von der Wortstellung macht.

Indem man durch grammatische Gesetze die Wortstellung festlegt, [40] zeichnet man die konstitutiven Teile des Gedankens aus; aber ohne Hilfe von außen ist die Wortstellung allein nicht dazu in der Lage, alle diese Teile zu kennzeichnen. Die Wortstellung läßt dort Unklarheit bestehen, wo Wörter verschiedener grammatischer Kategorien bestimmte Gedankenteile bilden könnten. Im übrigen verbinden die meisten Sprachen den Gebrauch der Wortstellung mit dem Gebrauch von Flexionen und grammatischen Wörtern. Dies geschieht sogar in Sprachen, die keinen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, wie etwa im Peruvianischen, wo die Wortstellung sehr strengen Regeln unterliegt. In der tartarischen Mandschu-Sprache, die ebenfalls grammatische Formen besitzt, werden Sie, Monsieur, dasselbe beobachten. Da das Chinesische keine Flexionen enthält, ist es oft für die Interpretation seiner Sätze allein auf die Wortstellung angewiesen.

Ohne Flexionen oder entsprechende Hilfsmittel mangelt einem oft jener feste Standpunkt, den man zur Anwendung von Wortstellungsregeln benötigt. Man kann mit Gewißheit sagen, daß das Subjekt dem Verb vorhergeht, und daß das Objekt hinter dem Verb steht; aber die Wortstellung allein erlaubt uns nicht, ein Verb als solches zu erkennen, das heißt als jenes Element, an das sich alle die anderen Elemente anschließen. Da die grammatischen Regeln in diesem Fall nicht ausreichen, bleibt einem nichts anderes übrig, als auf die Wortbedeutungen zurückzugreifen, sowie auf den Sinnzusammenhang.

Ohne diese Hilfsmittel ist die Wortstellung allein selten eine sichere [41] Richtschnur für die Interpretation chinesischer Bücher. Das Verb, zum Beispiel, steht hinter seinem Subjekt, aber es kann auch hinter einem Adverb oder modifizierenden Ausdrücken stehen. In dem zweiten Beispiel von § 177 in Ihrer Grammatik »DIENER FEST WISSEN KÖNIG *zhi* NICHT AUSHALTEN: Ich weiß bestimmt, daß Eure Majestät das nicht aushält« bleibt vor Berücksichtigung der Wortbedeutungen unklar, ob FEST noch zum Subjekt des Verbs gehört oder vielmehr das letztere als Adverb modifiziert. Die Ausdrücke

VERWANDT VERWANDT: Verwandte als Verwandte behandeln⁶
 SEIN RANG: Sein Rang⁷
 HIMMEL UNTER STAAT FAMILIE: die Staaten der Welt⁸
 GROSS DIENER: Minister⁹
 SANFT FERN MENSCH: Menschen aus der Ferne nachsichtig behandeln

dienen alle als Subjekte oder Objekte eines Verbs. Aber in ihren grammatischen Verhältnissen sind sie alle voneinander verschieden, und wenngleich diese Verhältnisse die Wortstellung bestimmen, sind sie doch nur aus der Wortbedeutung und aus dem Sinn des Zusammenhangs zu entnehmen. Die am Anfang dieser Ausdrücke stehenden Wörter gehören zu verschiedenen grammatischen Kategorien, und da die Wortstellungsregeln diese Wörter unterschiedlos behandeln, können diese verschiedenen Kategorien nicht ausgedrückt werden.

Wenn man den chinesischen Satzbau, den Sie, Monsieur, sowohl klar als auch bündig in Ihrer Grammatik zusammengefaßt haben, sorgfältig beobachtet, kommt man nicht umhin zu bemerken, daß die Wortstellung nicht eigentlich die grammatischen Formen der Wörter anzeigt, sondern sich vielmehr darauf beschränkt anzuzeigen, welches Wort ein anderes bestimmt. Diese Bestimmung geschieht auf zweier-[42] lei Weise: erstens durch die Restriktion eines Begriffes auf einen weniger umfassenden Begriff, und zweitens durch die Ausrichtung eines Begriffes auf einen anderen als sein Objekt. Hieraus ergeben sich

⁶ VERWANDT VERWANDT SEIN GROSS: »Das wichtigste ist, seine Verwandten als Verwandte zu behandeln. Zhong Yong 20.5

⁷ EHREN SEINE STELLUNG: »Ihm eine hohe Stellung zu verschaffen. . .« Zhong Yong 20.14

⁸ WISSEN WAS-DURCH (suo-yi) REGIEREN HIMMEL UNTER STAAT FAMILIE: »Er weiß, womit er das Reich, die Staaten und die Familien regieren kann.« Zhong Yong 20.11

⁹ RESPEKTIEREN GROSS MINISTER *ye*: »Den Großministern Respekt zu bezeugen. . .« Zhong Yong 20.12

die zwei umgreifenden Gesetze des chinesischen Satzbaus, auf die sich streng genommen die ganze Grammatik der Sprache zurückführen läßt.

In allen Sprachen ist ein Teil der Grammatik explizit durch Zeichen oder grammatische Regeln ausgedrückt, während der andere Teil stillschweigend ohne solche Unterstützung durch sprachliche Symbole hinzugedacht wird.

In der chinesischen Sprache nimmt die explizite Grammatik im Verhältnis zur stillschweigend hinzugedachten Grammatik einen unendlich geringen Raum ein.

In allen Sprachen muß der Sinn des Zusammenhangs die Grammatik mehr oder minder stützen.

In der chinesischen Sprache bildet der Sinn des Zusammenhangs die Basis für die Interpretation, und die grammatische Konstruktion muß sich aus diesem Sinn oft erst ergeben. Selbst das Verb ist nur an seinem verbalen Sinn erkennbar. Die aus den klassischen Sprachen gewohnte Methode, sich zunächst der grammatischen Interpretation und der Analyse der Konstruktionen zuzuwenden, und erst dann die Wörter im Lexikon aufzuschlagen, läßt sich nie auf die chinesische Sprache anwenden. Man muß immer von der Bedeutung der Wörter ausgehen.

Sobald man aber diese Wortbedeutungen ausgemacht hat, verlieren die chinesischen Sätze ihre Doppeldeutigkeit. Selbst nach dem wenig [43] umfangreichen Studium des Chinesischen, das ich bis jetzt unternommen habe, kann ich einsehen, mit wieviel Recht Sie, Monsieur, in Ihrer allzu schmeichelnden Analyse einer meiner akademischen Abhandlungen, mein dort vorgelegtes vorschnelles Urteil über diese Sprache berichtigt haben; aber es ist sicher, daß man im Chinesischen mehr als in allen anderen Sprachen die wesentlichste Hilfe bei der Interpretation von Texten aus den Wörterbüchern bezieht, und zwar sowohl für diejenigen Wörter, die zugleich eine verbale und eine substantivische Bedeutung haben können, als auch vor allem für die Redensarten, auf die ich bald zurückkommen werde.

Die chinesische Grammatik hat ihre Form annehmen können, weil der Zuschnitt der chinesischen Sätze keine striktere oder vielfältigere Grammatik erfordert, und der Zuschnitt der Sätze ist so geblieben, weil eine so einfache Grammatik kaum einen anderen Zuschnitt zugelassen hätte. Diese beiden Dinge stehen in den Sprachen immer in einem reziproken Verhältnis.

Fast alle chinesischen Sätze sind sehr kurz, und selbst diejenigen, die nach der Übersetzung zu urteilen lang und kompliziert sind, lassen sich leicht in mehrere sehr kurze und einfache Sätze unterteilen, und eine solche Auffassung dieser Sätze scheint dem Genie der Sprache am angemessensten zu sein.

Nur selten kann man sich darauf beschränken, die Wörter eines chinesischen Satzes nur in jener Bedeutung aufzufassen, die diese für sich allein genommen haben; vielmehr muß man diese Wortbedeutungen [44] meist in einer Weise modifizieren, die sich aus der Kombination dieser Bedeutung mit dem vorausgegangenen Gedanken ergibt.

Hierum geht es vor allem im Gebrauch der Partikeln. *Er* ist zum Beispiel fast nie eine rein kopulative Partikel; aber wenn man wissen will, ob dieses Wort *tamen* oder *ideo* bedeuten soll, dann muß man den vorhergehenden Satz zurate ziehen. ((34) Vgl. *Elémens* § 224 EDELMANN HARMONISCH *er* NICHT GLEICH: Der Edelmann lebt in Eintracht mit anderen, *aber* er tut es ihnen nicht gleich) ((35) Vgl. *Elémens* § 178 SCHÜTZEN VOLK *er* KÖNIG: das Volk beschützen *und daher* als König herrschen. Vgl. auch *Elémens* § 226, *Zhong Yong* S. 35, II.2; *Ibidem* S. 60, XVIII.2; *Ibidem* S. 107, XXXI.2). Die Beziehung der Gegensätzlichkeit oder Ähnlichkeit zwischen den beiden Gedanken, die *er* miteinander verbindet, wird auf die Bedeutung der Partikel selbst übertragen. Nach demselben Prinzip werden in zwei voneinander abhängigen Sätzen die diese Abhängigkeit ausdrückenden Konjunktionen meistens ausgelassen. ((36) Vgl. *Elémens* § 167 NICHT ZUVERLÄSSIG VOLK NICHT FOLGEN: *Wenn* sie nicht zuverlässig sind, *dann* wird ihnen das Volk nicht folgen. Vgl.

auch *Zhong Yong* S. 63, XIII.3). Der chinesische Satz verliert seine Originalität, wenn man versucht, diese Konjunktionen hinzuzufügen. Jedesmal wenn man Übersetzungen chinesischer Texte mit dem Original vergleicht, wird man feststellen, daß der Übersetzer stets bemüht war, jene Begriffe und Aussagen miteinander zu verbinden, die die chinesische Sprache lediglich isoliert hinstellt. Die chinesischen Wörter erhalten durch eben diese Isolierung ein größeres Gewicht, und man sieht sich gezwungen, sich mehr auf diese Wörter zu konzentrieren, um all jene Beziehungen zu erfassen, in denen sie zueinander stehen. Die chinesische Sprache überlässt es dem Leser, viele vermittelnde Gedanken selber hinzuzufügen und bürdet damit dem Geist eine erheblichere gedankliche Last auf. Anscheinend steht in einem chinesischen Satz jedes Wort an einer Stelle, damit man es abwägt und in allen seinen verschiedenen Beziehungen für sich betrachtet, bevor man zu dem folgenden Wort übergeht. Da nun die Verbindung der Begriffe aus diesen Beziehungen entsteht, fügt diese rein gedankliche Arbeit dem Satz einen Teil der Grammatik hinzu. Man kann annehmen, daß in der Umgangssprache die Gewohnheit und die Verwendungsweise von einmal geläufigen Phrasen dem Sprecher solche Arbeit abnimmt. Sie sagen in Ihren *Recherches sur les langues tartares* ((37) s. 124), daß es im Chinesischen eine unüberschbare Anzahl solcher durch ihre Verwendungsweise festgelegter Phrasen gibt, und daß diese Phrasen dergestalt in ihrer Bedeutung eingeschränkt sind, daß man sie immer in der Bedeutung auffasst und auffassen muß, die durch die sprachliche Gewohnheit geheiligt ist, und nicht etwa in der Bedeutung, die diese Wörter wörtlich übersetzt hätten. Man darf im allgemeinen nicht übersehen, daß unsere Art und Weise Sprache zu behandeln und zu untersuchen gewissermaßen die Umkehrung der Art und Weise ist, in der man Sprachen bildet oder auch spricht. So unvollkommen der Anfang von Sprachen auch sein mag, der Mensch spricht von Anfang an. Wenn die Sprache gebildet ist, dann hat der Mensch oft noch erhebliche Mühe damit, seine Sätze zu analysieren, und er faßt sie meist in ihrer Ganzheit auf; und je we-

niger die Sprecher einer Sprache auch bei uns geistig gebildet sind, [46] desto mehr verwenden sie solche fertigen Sätze, und desto weniger wagen sie es, diese Sätze zu zerlegen und ihre Elemente umzustellen.

Bisweilen werden die Bezeichnungen der Verbindung der Begriffe im Chinesischen so sehr vernachlässigt, daß ein Wort bloß deshalb aufgeführt wird, weil man darauf in einem folgenden Satz eingehen will. In der Passage EDELMANN ZEIT MITTE: ((38) *Zhong Yong* S. 35, II. 2) *sapiens, et semper medio* wird der Begriff des Edelmanns isoliert gesetzt, weil er den ganzen folgenden Satz als eine notwendige Folge in sich enthält.

Die chinesische Sprache liefert uns nie solche langen Sätze, die von Wörtern beherrscht werden, die von den davon abhängigen anderen Wörtern entfernt stehen; vielmehr bietet uns das Chinesische immer ein isoliertes und unabhängiges Objekt [Wort] dar; sie fügt diesen Wörtern kein Merkmal bei, das uns zu einer Erwartung darüber berechtigen würde, was auf dieses Objekt folgt; sie stellt vielmehr hinter dieses Objekt in ebenso isolierter Weise entweder ein solches grammatisches Zeichen oder ein zweites Objekt. In dieser Weise bildet das Chinesische vollständige Sätze ohne daß dies sinnlich anschaulich würde.

Wenn ich mir eine angemessene Vorstellung von der chinesischen Sprache gemacht habe, dann kann man bei der Beurteilung dieser Sprache von den folgenden Tatsachen ausgehen:

1. Die chinesische Sprache bezeichnet weder die grammatische Kategorie, zu der ein Wort gehört, noch den grammatischen Wert von Ausdrücken im allgemeinen. Die Zeichen für die Begriffe, in der Aussprache wie in der Schrift, bleiben immer dieselben, ganz gleich [47] welchen grammatischen Wert ein Wort hat.

Der Tonwechsel der Nomina, die zum Verb werden können, und gewisse Komposita, insbesondere diejenigen, die auf *zi* enden und dadurch als Nomina unmittelbar erkennbar sind, bilden die einzigen Ausnahmen zu dieser allgemeinen Regel.

2. Die chinesische Sprache fügt nicht den vollen Wörtern derart leere Wörter an, daß man ein volles Wort mit seinem zugehörigen leeren Wort aus dem Satz herausnehmen und an dem letzteren Wort die grammatische Kategorie des ersteren genau erkennen kann.

HIMMEL *zhi* kann sowohl Nominativ als auch Genitiv sein.

3. Der grammatische Wert ist also nur am Satzbau selbst zu erkennen.

4. Er ist selbst daran nur zu erkennen, wenn man die Bedeutung von einem oder mehreren Wörtern der Aussage kennt.

5. Die chinesische Sprache gibt den grammatischen Wert eines Wortes nicht durch das System der grammatischen Kategorien wieder, spezifiziert diese nicht bis in die letzten Nuancen hinein und bestimmt sie nur in so weit, wie die Sprache das absolut notwendig macht.

Nach dieser Beschreibung könnte man die chinesische Sprache mit den unvollkommenen Sprachen von Nationen verwechseln, die nie-[48] mals eine große Entwicklung in ihren intellektuellen Fähigkeiten durchgemacht haben oder bei denen diese Entwicklung keinen gewichtigen Einfluß auf die Sprachen genommen hat. Dies wäre aber nach meiner Meinung ein schwerwiegender Irrtum.

Die chinesische Sprache unterscheidet sich von allen diesen unvollkommenen Sprachen durch die Konsequenz und Regelmäßigkeit, mit der sie das System ihrer Wahl durchhält, während die Sprachen der barbarischen Völker, von denen ich eben sprach, entweder auf halbem Wege stehenbleiben oder ganz eines solchen systematischen Ziel ermangeln. Alle diese Sprachen sündigen sowohl dadurch, daß ihnen grammatische Formen mangeln als auch dadurch, daß sie andere, überflüssige grammatische Formen entwickelt haben. Im Gegensatz zu diesen Sprachen stellt sich das Chinesische durch die Reinheit der Anwendung seines grammatischen Systems absolut auf den gleichen Rang wie die klassischen Sprachen, d. h. die vollkommensten klassischen Sprachen, die wir kennen. Zugleich aber hat das Chinesische ein grammatisches System, das nicht nur vom System der klassischen

Sprachen verschieden, sondern, soweit die Natur der Sprachen das zuläßt, diesen geradezu entgegengesetzt ist.

Wenn man die Sprachen von dem hier für uns bestimmenden Standpunkt aus betrachtet, dann ergeben sich drei verschiedene Sprachtypen.

Die *chinesische Sprache* verwirft die präzise und minutiöse Unterscheidung der grammatischen Kategorien, ordnet die Wörter nach der weniger eingeschränkten Modifizierung von Begriffen durch andere Begriffe an und gibt den Satzperioden eine Struktur, auf die dieses System anwendbar ist.

[49] Die *Sanskrit-Sprache*, mit ihr offenbar verwandte Sprachen, und vielleicht noch andere Sprachen, über die ich hier ein Urteil nicht vorwegnehmen will, machen die Unterscheidung der grammatischen Kategorien zur einheitlichen Basis ihrer Grammatik, bauen diese Unterscheidung bis in ihre letzten Verzweigungen aus und überlassen sich in ihrem Satzbau ganz der sicheren und getreuen Anleitung dieser Führung, wohin sie auch führen mag.

Die *griechische Sprache* genießt vor allem diese Vorteile; ich bin in der Tat der Meinung, daß sogar das Lateinische und das Sanskrit dem Griechischen hinsichtlich dieser exakten Phraseologie, die zugleich reichhaltig und schön ist, die bis in alle Winkel des Gedankens vordringt und alle seine Nuancen ausdrückt, nicht gleichkommen.

Es bleiben dann eine gewisse Anzahl von Sprachen übrig, die sozusagen danach streben, wirkliche grammatische Formen zu entwickeln, ohne doch dieses Ziel zu erreichen. Diese Sprachen unterscheiden zwar die grammatischen Kategorien, aber sie bezeichnen doch die Verhältnisse dieser Kategorien zueinander nur in unvollkommener Weise. Die grammatische Struktur dieser Sprachen ist also von diesem Gesichtspunkt her gesehen mangelhaft oder verkehrt, oder aber beides zugleich. Es besteht nun aber zwischen diesen Sprachen selbst ein sehr markanter Unterschied, weil sie sich in größerem oder minderm Ausmaß denjenigen Sprachen annähern, die vollständige grammatische Formen besitzen. Unter Sprachen dieser letzteren Art bestehen

wiederum Unterschiede, so daß es unmöglich wäre, eine feste und stabile Grenze zwischen den Sprachtypen zu bestimmen, von denen ich [50] jetzt spreche. Oft kommt es für unser Urteil auf dieses »mehr« oder »weniger« an. Ihre gelehrten Untersuchungen über die tartarischen Sprachen, Monsieur, enthalten höchst ausgereifte Beobachtungen über den Vergleich des Mandschu, des Mongolischen, des Türkischen sowie des Uigurischen mit dem Chinesischen: Sie geben sogar der Ansicht Ausdruck, daß diese Sprachen dem Chinesischen unterlegen seien. Ich stimme mit dieser Meinung voll überein; nichtsdestoweniger möchte ich darauf hinweisen, daß die Gesichtspunkte, unter denen man etwas als Vollkommenheit und Unvollkommenheit, Überlegenheit und Unterlegenheit in einer Sprache bezeichnet, so verschieden sind, daß dergleichen Urteile sehr ungewiß bleiben, solange man nicht die eigenen Gesichtspunkte genau beschreibt. Sie, Monsieur, haben in Ihren Untersuchungen Ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Klarheit und die Präzision des Ausdrucks gelenkt; meine Argumentation hat mich hier dazu geführt zu untersuchen, wie weit in den verschiedenen Sprachen die Unterscheidung zwischen den grammatischen Kategorien vorgenommen und vollkommen durchgeführt wird.

Wenn man auf den Ursprung dieser Unterschiede zwischen Sprachen zurückgehen will, dann ist es schwer zu einem korrekten und präzisen Ergebnis zu kommen.

Die grammatischen Verhältnisse existieren im Geist der Menschen ganz unabhängig von dem Ausmaß ihrer intellektuellen Fähigkeiten; oder genauer gesagt: beim Sprechen folgt der Mensch gemäß seinem intellektuellen Instinkt den allgemeinen Gesetzen des Ausdrucks von Gedanken durch Sprache. Aber ist dies das einzige, aus dem man den Ausdruck dieser Verhältnisse in der gesprochenen Sprache ableiten kann?

[51] Die Annahme einer ausdrücklichen Übereinkunft wäre zweifellos ohne jede Grundlage. Aber der Ursprung der Sprache im allgemeinen liegt so sehr im Dunkeln; und es ist so unmöglich auf mechanische

Weise zu erklären, daß die Menschen sprechen und einander verstehen; es besteht in jeder Völkerschaft eine so natürliche Entsprechung in der Art und Weise, wie man den Begriffen Wörter zuordnet, daß ich es nicht für unmöglich halten würde, daß die grammatischen Verhältnisse insgesamt schon in der Ursprache bezeichnet wurden.

Es ist überaus wichtig, Untersuchungen dieser Art soweit wie möglich auf positive Tatsachen zu stützen; und die Prüfung von mehreren Sprachen führt zu einer Beobachtung, die den Ursprung derjenigen Formen erklären kann, die die grammatischen Verhältnisse ausdrücken.

Man wird bemerken, daß es für den Menschen im allgemeinen und insbesondere für einen Menschen, dessen Geist wenig entwickelt ist, ganz natürlich ist, daß er dem Hauptbegriff einer Aussage eine Menge untergeordneter Begriffe hinzufügt, die Umstände der Zeit, des Raumes, der Personen oder der Umgebung bezeichnen, ohne daß er sich fragt, ob diese Begriffe eben dort notwendig sind, wo er sie hinstellt. Es ist außerdem natürlich, daß er nicht mit Wörtern spart, sondern schon Gesagtes wiederholt und Laute hinzufügt, die weniger einen Begriff ausdrücken als eine Regung der Seele bezeichnen. Es will nun aber scheinen, daß diese zusätzlichen Begriffe, die zu gewohnheitsmäßigen Gefährten von Hauptbegriffen geworden und durch den intellektuellen Instinkt sowie die fortschreitende Entwicklung des Geistes [52] verallgemeinert worden sind, sowie die ihnen entsprechenden Laute, in vielen Sprachen anscheinend der Ursprung der grammatischen Formen gewesen sind. Beim Studium der amerikanischen Sprachen bemerken wir, daß gewisse grammatische Verhältnisse (z. B. Numerus und Genus) nur dann ausgedrückt werden, wenn es der Sinn erfordert, daß aber zugleich eine große Anzahl anderer solcher Verhältnisse auch dort reproduziert werden, wo man gut ohne sie auskommen könnte. Die unendlich künstliche Struktur der Verben in der Delaware-Sprache entspringt im wesentlichen aus diesem letzteren Umstand. Zu dieser Gewohnheit muß man noch die weitere hinzufügen, daß viele amerikanische Sprachen niemals die Substantive

von einem Possessivpronomen (und sei es auch unbestimmt) abtrennen. Hieraus, sowie aus einer anderen — jedoch natürlicheren — Gewohnheit dieser Sprachen, immer Pronomina als Subjekte oder Objekte an Verben anzuschließen, ergibt sich die Verwandlung der isolierten Pronomina in Affixe, und es ergibt sich weiterhin die umfassende Einteilung der Affixe in nominale und verbale Affixe, die die Grammatik mehrerer Sprachen so sehr bestimmt, daß dasselbe Wort zu einem Substantiv oder Verb wird, je nach dem von welchem Affix es begleitet wird. Den gleichen Übergang von Wörtern für zusätzliche Begriffe in den Zustand von Merkmalen grammatischer Verhältnisse finden wir mehr oder minder deutlich im Baskischen, im Koptischen, in den Sprachen der Südseeinseln und in den Sprachen der tartarischen Völkerschaften, wie Ihre Untersuchungen mir zu zeigen schei- [53] nen; außerdem finden wir diesen Übergang auch in allen Sprachen, die völlig ohne Flexionen auskommen, oder in denen wenigstens das Flexionssystem unvollständig oder verkehrt ist.

Es wäre durchaus möglich, daß die eben gegebene Darstellung die Geschichte der Bildung aller Sprachen beschreibt, und daß alle Sprachen die grammatischen Verhältnisse in der gleichen Weise bezeichnen. Sehen wir also zu, wie es zu den beiden Ausnahmen kommen kann, die auf der einen Seite durch das Chinesische gebildet werden und auf der anderen Seite durch jene Sprachen, die ein vollständiges System von Merkmalen für grammatische Beziehungen haben.

Nach dem, was ich über den Ursprung der Sprache im allgemeinen eben gesagt habe, können die letzteren Sprachen ihre Struktur ihrem eigenen ursprünglich-primitiven Aufbau verdanken. Wenn man aber mein hier vorgelegtes System nicht annehmen will (und ich bin davon überzeugt, daß eine vervollkommnete Analyse der grammatischen Formen der Sprachen und vor allem der Lautverschiebungen innerhalb von Wörtern mehr Licht auf diese wichtige Frage werfen wird), dann ist es in gewissen Grenzen möglich, die Grammatik dieser Sprachen zu erklären, indem man ihnen dieselbe Entwicklung zuschreibt, wie man sie bei weniger vorteilhaft eingerichteten Sprachen beobach-

tet hat. Denn wenn eine glückliche Übereinstimmung zwischen den natürlichen Neigungen von Nationen mit jenem Instinkt besteht, der Sprachen aufbaut, wenn diese glückliche Einstellung sich mit einer Art von Phantasie verbindet, von der ich weiter oben gesprochen habe und die Sprachelemente den Objekten der realen Welt angleicht, dann wird jene Tätigkeit, der die Grammatik ihren Ursprung verdankt, von einem vollständigen Erfolg gekrönt sein. Dann würde die [54] Verallgemeinerung der besonderen Umstände nichts zu wünschen übrig lassen; denn würden alle diejenigen Umstände, die eine vollständige Analyse der Rede unterscheidet, ihre grammatische Merkmale finden; man würde keine überflüssigen Merkmale einführen, und diese Merkmale wären den Wörtern in solcher Weise inhärent, daß jedes Wort in einem Satz sich dem Geiste nur mit einem gewissen grammatischen Wert darbietet. Man muß nämlich beim Vergleich von Sprachen unter dem Gesichtspunkt der grammatischen Formen immer die doppelte Frage im Auge behalten: 1. ob eine Sprache das entwickelt hat, was wir wirkliche grammatische Form nennen (eine Frage, der ich in einer getrennten Abhandlung nachgegangen bin), und 2. welches System diese grammatischen Formen in ihrem gegenwärtigen Zustand im Hinblick auf ihre Anzahl, die Präzision ihrer Klassifikation und ihre Regelmäßigkeit darstellen. Diese letztere Frage kann sich auch im Hinblick auf solche Sprachen aufdrängen, die nicht dazu gekommen sind, wirkliche grammatische Formen zu schaffen: in dieser Abhandlung geht es mir vor allem um die letztere Frage.

Ob eine Nation in ihrer Sprache ein hohes Maß an Vollkommenheit erlangt, hängt von der Sprachbegabung dieser Nation ab. Ebenso wie verschiedene Begabungen unter Individuen verschieden weit entwickelt sind, so scheint mir auch das Sprachgenie unter den Nationen ungleichmäßig verteilt zu sein. Die Kraft des Instinkts, der den Menschen zum Sprechen veranlaßt, seine Geistesart und Phantasie, die [55] sich zu jener Form und Reichhaltigkeit gedrängt fühlen, die das Wort dem Gedanken verschafft, ein scharfes Gehör, gute Sprechorgane

und vielleicht viele weitere Umstände bilden jene sprachlichen Wunder heraus, die durch lange Jahrhunderte hindurch Modell der feinsinnigsten Gedanken bleiben. Wenn man die dem Menschen angeborene Sprachbefähigung mit den Umständen kombiniert, in denen sich natürlicherweise eine primitive Gesellschaft befindet, dann kann man den Ursprung der vollkommensten Sprachen vielleicht nicht erklären aber jedenfalls doch einen Einblick in diesen Ursprung gewinnen; auf dieses Gebiet, Monsieur, möchte ich mich nun begeben. Ich glaube nicht, daß man jenen Nationen, denen wir diese bewundernswerten Sprachen verdanken, übermenschliche Fähigkeiten zuschreiben muß, und man braucht nach meiner Meinung auch nicht zuzugeben, daß diese Sprachen einen anderen Entwicklungsweg durchschritten haben, als ihm gewöhnliche Nationen ausgesetzt sind. Dagegen bin ich tief davon überzeugt, daß man diese wirklich göttliche Kraft nicht verkennen darf, die die menschlichen Fähigkeiten an den Tag legen, und zwar vor allem in dem primitiven Zustand, wo die Begriffe und sogar die Fähigkeiten der Seele von der Neuigkeit ihrer Eindrücke eine außerordentliche Energie herleiten, wo der Mensch eine Vorahnung von Kombinationen gewinnt, auf die er auf dem langsamen und progressiven Entwicklungsweg der Erfahrung niemals gekommen wäre. Dieses schöpferische Genie kann die Grenzen durchbrechen, die dem Rest der Sterblichen vorgeschrieben sind, und wenn es auch unmöglich ist, den Entwicklungsgang dieses Schöpfergenies zu verfolgen, dann ist seine belebende Gegenwart doch nichtsdestoweniger deutlich fühlbar. Anstatt nun bei der Erklärung des Ursprungs der [56] Sprachen den Einfluß dieses mächtigen und unhintergehbaren Faktors zu vernachlässigen und allen Sprachen eine gleichförmige und mechanische Entwicklung zuzuschreiben, die die Sprachen Schritt für Schritt von den größten Anfängen bis zu ihrer Vollendung führt, will ich vielmehr der Meinung derjenigen beipflichten, die den Ursprung der Sprachen mit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung in Verbindung setzen. Die Anhänger der letzteren Meinung erkennen zumindest jenen göttlichen Funken, der durch alle sprachlichen Wen-

dungen hindurchscheint, selbst durch die unvollkommensten und am wenigsten gebildeten.

Wenn ich also in meinen Untersuchungen über die Sprachen von dem Prinzip ausgehe, daß man nicht alles erklären wollen darf, und daß man sich oft einfach darauf beschränken muß, die Tatsachen anzugeben, dann bin ich nicht der Meinung, daß alle Flexionen ursprünglich getrennte Affixe gewesen sind. Ich gebe zu, daß, wie Sie, Monsieur, gesagt haben, eine solche Umwandlung sich in ganz natürlicher Weise annehmen läßt; ich bin sogar der Ansicht, daß eine solche Umwandlung in sehr vielen Fällen stattgefunden hat; aber es ist doch sicher auch vorgekommen, daß der Mensch einfach gefühlt hat, daß sich ein grammatisches Verhältnis deutlicher durch eine Veränderung des Wortes selbst ausdrücken läßt. Es wäre mehr als gewagt, wenn man die sprachliche Schöpferkraft so weit begrenzen wollte, daß dies unmöglich würde. Die Wahrheit in dieser Sache wird bisweilen dadurch verhüllt, daß man selten den Effekt schon des einfachsten artikulierten Lautes auf den Geist hoch genug einschätzt, der sich einfach aus dem Symbolcharakter des Lautes ergibt. Wie anders ließe es sich [57] erklären, daß die feinsten Unterschiede zwischen den Vokalen sich unverändert durch ganze Jahrhunderte hindurch erhalten. In einem Abschnitt meiner Arbeit über die iberischen Völker habe ich die Aufmerksamkeit auf diese Stetigkeit gelenkt, mit der die Nationen an den feinsten Nuancen der Aussprache festhalten. Wie anders könnten sich wesentliche begriffliche Unterschiede an die bloße Veränderung eines Vokals knüpfen, wie Sie, Monsieur, das an einem unendlich bemerkenswerten Beispiel aus der Mandschu-Sprache beschrieben haben? ((39) *Recherches sur les langues tartares*, S. 124)

Bevor ich nun eine Erklärung des Systems der chinesischen Sprache versuchen kann, muß ich meine Vorstellung von der wirklichen Natur dieser Sprache weiter entwickeln. Bis jetzt habe ich fast ausschließlich von Eigenschaften gesprochen, die das Chinesische nicht besitzt. Aber diese Sprache ist gerade darin so erstaunlich, daß sie einfach auf einen Vorteil verzichtet, den alle anderen Sprachen besitzen, und eben da-

durch einen gegenüber allen diesen Sprachen eigentümlichen Vorteil für sich gewinnt. Soweit es das Wesen von Sprache überhaupt zuläßt (ich meine ich kann darauf bestehen, dies so auszudrücken) unterdrückt das Chinesische die Farbigkeit und die Nuancen, die sprachlicher Ausdruck einem Gedanken hinzufügt, und läßt eben dadurch die Begriffe klar hervortreten. Die Kunst dieser Sprache besteht also darin, daß sie die Begriffe einfach nebeneinander stellt, so daß ihre Übereinstimmungen und Gegensätzlichkeiten nicht nur gefühlt und wahrgenommen werden wie in allen anderen Sprachen, sondern daß [58] sie vielmehr den Geist mit einer frischen Kraft beeindrucken und ihn dazu veranlassen, den Begriffen nachzugehen und sich ihre gegenseitigen Beziehungen zu vergegenwärtigen. Daraus entsteht dann ein Vergnügen, das offenbar von dem Grundgedanken unabhängig ist, und das man rein intellektuell nennen kann, weil es sich lediglich auf die Form und die Anordnung der Begriffe bezieht. Analysiert man nun den Ursprung dieser Empfindung, so ergibt sie sich vor allem aus der raschen und isolierten Aufeinanderfolge von Wörtern, die jedes für sich einen vollständigen Begriff ausdrücken und außerdem aus der Kühnheit, mit der alles bloß verbindende ausgelassen wird.

So ergeht es jedenfalls mir, wenn ich mich ganz in einen chinesischen Text vertiefe. Wenn ich die Originalität dieser Texte erfaßt habe, dann habe ich zu beobachten gemeint, daß in vielleicht keiner anderen Sprache die Übersetzungen so wenig von der Ausdruckskraft und dem Zuschnitt der Sätze des Originals wiedergeben. Aber ist nicht gerade das, was der Mensch dem Gedanken beim Sprechen hinzufügt, d. h. der Stil in den Sprachen und Werken, die Quelle jener Befriedigung, die wir bei der Lektüre klassischer und moderner Autoren finden? Und der nackte Begriff ohne all das, was zu seinem Ausdruck gehört, bietet uns nur trockene Belehrung. Wenn man die bemerkenswertesten literarischen Werke auf diese Weise analysiert, dann gelangt man zu wenig befriedigenden Resultaten. Die Art und Weise, wie Begriffe ausgedrückt und vorgestellt werden, wie der Geist zu

ihrer Betrachtung angeregt wird, wie die Seele bewegt wird, wie ihr [59] neue gedankliche Wege und Gefühle eröffnet werden, gibt nicht lediglich Lehrmeinungen weiter, sondern vielmehr auch jene intellektuelle Energie, die diese Lehrmeinungen hervorgebracht hat, und solche umfassende Wirksamkeit erstreckt sich über Zeitalter hinweg bis in die ferne Zukunft. In der Kunst der Schriftstellerei (die mit der Sprache, in der geschrieben wird, eng verbunden ist) fügt der Ausdruck dem Begriff etwas hinzu, das man von diesem Begriff nicht trennen kann, ohne ihn merkbar zu verändern; der Gedanke ist nur in der Form derselbe, in der er von seinem Autor erfaßt worden ist. Ebendadurch wird das Studium von Sprachen so wertvoll, und wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, dann werden Sprachen nicht mehr als eine ärgerliche Vielfalt von Lauten und Formen betrachtet.

Ich will durchaus nicht jene Effekte verhehlen, die man dem Vergnügen an der Überwindung von Schwierigkeiten gewöhnlich zuschreibt; aber die Schwierigkeit der hier besprochenen Texte, für die viele Hilfsmittel bereitliegen, ist nicht groß: diejenigen, die sich auf diesem Gebiet anderen Studien hingeben, in denen die Überwindung der Schwierigkeiten nur Dornen bereitet, werden mich in diesem Punkte nicht mißverstehen können.

Weil das Chinesische so viele Mittel unbenutzt läßt, durch die die anderen Sprachen den sprachlichen Ausdruck variieren und bereichern, könnte man nun meinen, daß es so etwas wie sprachlichen Stil bei den Chinesen überhaupt nicht gibt. Aber der äußerst markante Stil, den man in den chinesischen Werken der Sprache selber zuschreiben muß, entsteht meines Erachtens aus der direkten Berührung der Begriffe miteinander, aus der ganz neuen Beziehung, die zwischen dem [60] Begriff und dem Ausdruck für diesen Begriff dadurch zustande kommt, daß grammatische Zeichen fast ganz fehlen, und daß eine durch die chinesische Phraseologie erleichterte Kunstfertigkeit besteht, die Wörter derart aneinander zu reihen, daß sich die gegenseitigen Beziehungen der Begriffe direkt aus der Konstruktion selbst erge-

ben. In diesem letzteren Punkt hängt die Kraft und die Angemessenheit des Eindrucks beim Leser von dem Talent und dem Geschmack des Autors ab, der, wie der alte und der moderne Stil es beweisen, jenen Eindruck, der sich aus der Anwesenheit von grammatischen Zeichen ergibt, dadurch verstärken kann, daß er mehr oder minder nüchternen Gebrauch von diesen Zeichen macht.

Ich unterscheide die chinesische Sprache von den gewöhnlich unvollkommen genannten Sprachen aufgrund der Konsequenz und Regelmäßigkeit ihres Sprachgeistes, und von den klassischen Sprachen aufgrund ihres entgegengesetzten Systems. Die klassischen Sprachen gleichen ihre Wörter den realen Objekten an, geben ihnen Eigenschaften dieser realen Objekte bei, erlauben allen Beziehungen, die sich aus diesen Verhältnissen der Wörter im Satz ergeben, Eingang in den Ausdruck für die Begriffe zu finden und fügen dem Begriff auf diese Weise Modifikationen hinzu, die nicht immer durch den wesentlichen Grundgedanken erforderlich gemacht werden, der ausgedrückt werden soll. Die chinesische Sprache begibt sich nicht auf diesen Weg und macht nicht aus Wörtern etwas, dessen Wesen auf die Eigentümlichkeiten der Begriffe reagiert. Das Chinesische hält sich ganz und gar an den wesentlichen Grundgedanken, und indem diese Sprache den Gedanken in Worte kleidet, macht sie so wenig wie möglich von der besonderen Eigentümlichkeit von Sprache Gebrauch.

[61] Wenn man also ganz gründlich auf die hier behandelten Fragen eingehen will, dann muß man das näher bestimmen, was in der Seele jener Operation entspricht, durch die die Sprachen dem Gedanken Nuancen hinzufügen, die sich ausschließlich aus ihrer grammatischen Form ergeben, wenn sie die Wörter nach den ihnen zugeschriebenen Beziehungen miteinander verbinden.

Ich antworte auf diese Frage, daß die Funktion der Seele, der diese Operation zugehört, eben jene ist, die die Sprachschöpfer in ihrer Arbeit beseelt. Es ist dies die Phantasie, und zwar nicht die Phantasie im allgemeinen, sondern die besondere Art der Phantasie, die die Begrif-

fe in Laute kleidet, um sie außerhalb des Menschen zu setzen, damit sie als Wörter durch den Mund anderer in gleicher Weise eingerichteter Wesen ihm wieder zu Gehör kommen können, und damit diese Wörter dann in ihm selbst als durch die Sprache festgelegte Begriffe wirksam werden können. Weil nun die Sprachen mit vollständigen grammatischen Formen ihren Ursprung der lebhaften und machtvollen Ausübung dieser Funktion verdanken, reagieren diese Sprachen stark auf diese geistige Tätigkeit, während sich die chinesische Sprache in beider Hinsicht in der genau entgegengesetzten Lage befindet.

Nun erstreckt sich aber der Einfluß, den die Sprachen durch eine reiche grammatische Struktur auf den Geist ausüben, sehr viel weiter als ich gerade gesagt habe. Diese grammatischen Formen, so unscheinbar sie auch aussehen mögen, geben ein Mittel an die Hand, um Sätze nach den Bedürfnissen des Gedankens miteinander zu verknüpfen, [62] führen den Gedanken in einen höheren Flug; sie erlauben ihm und veranlassen ihn dazu, den Gedanken bis in die feinsten Nuancen und die subtilsten Verbindungen hinein auszudrücken. Ebenso wie die Begriffe im Kopfe jedes Individuums ein kontinuierliches Gewebe bilden, so finden sie in der glücklichen Organisation dieser Sprachen die gleiche Ganzheit, die gleiche Kontinuität, und sie finden Ausdruck für jene kaum wahrnehmbaren Abwandlungen, denen sie in sich selbst ausgesetzt sind. Die von den klassischen Sprachen an den Tag gelegte Vollkommenheit dient dazu, dem Gedanken größere Breite, mehr Feinsinnigkeit und Farbe zu geben; zugleich hilft sie, den Gedanken getreuer und exakter mithilfe von deutlicheren und mehr feinfühlig-ausdrucksvollen Zeichen wiederzugeben; dabei fügt sie eine Symmetrie der Formen und eine Harmonie der Laute hinzu, die den ausgedrückten Begriffen sowie den sie begleitenden Regungen der Seele analog sind. Unter allen diesen Gesichtspunkten hilft eine unvollkommene Grammatik, die nicht vollen Gebrauch von den Möglichkeiten der Sprachen macht, in geringerem Maße der gedanklichen Aktivität und der freien Entwicklung des Gedankens.

Auf der anderen Seite kann sich der Mensch bei der Verknüpfung und dem Ausdruck seiner Begriffe mit mehr oder minder Vorbehalten jener Phantasie hingeben, die die Sprachen bildet. Wenngleich er nicht ohne die Hilfe der Wörter wird denken können, unterscheidet er doch ganz klar den Gedanken ohne seine Verbindungen und frei von den wertvollen Beigaben der Sprache von dem Gedanken, der diesen Einflüssen ausgesetzt ist. Zwar hat der Mensch von diesem ersteren Gedanken nur eine vage Empfindung, aber diese Empfindung [63] beweist doch die Existenz des Gedankens; wie anders könnte man sich so häufig über die Unzulänglichkeit der Sprache beklagen, wenn die Begriffe und die Empfindungen nicht sozusagen über die Rede hinausgingen? Wie anders könnten wir uns selbst in unserer Muttersprache der Notwendigkeit ausgesetzt sehen, Ausdrücke zu finden, deren Bedeutung den gewollten Sinn genau erfaßt? Es kann kein Zweifel bestehen: der von den Verbindungen der Wörter freie Gedanke erscheint uns vollständiger und reiner. Sobald es sich im übrigen um äußerst tiefgründige Begriffe und äußerst intime Empfindungen handelt, geben wir den Wörtern immer eine Bedeutung, die sozusagen über ihre allgemeine Interpretation hinausgeht, einen Sinn, der entweder weiter oder etwas abgewandelt ist; und die Sprech- und Schreibkunst besteht dann darin, eben dasjenige fühlbar zu machen, was sich nicht unmittelbar in den Wörtern findet. Dies ist ein wesentlicher Punkt in der philosophischen Erklärung der Entstehung der Sprachen und ihres Einflusses auf den Geist der Nationen: innerhalb des Gedankens wird das Wort immer wieder einer neuen Bearbeitung unterworfen, und das Wort verliert dann jenen Charakter der Steifheit und Umgrenztheit, den es hat, sobald es vom Menschen getrennt wird.

Ich habe hier nicht auf der Divergenz zwischen dem Gedanken und der Rede bestanden, um diese unmittelbar auf das Chinesische anzuwenden und etwa unberechtigterweise die besondere Struktur dieser Sprache einer Tendenz dieser Nation zuzuschreiben, sich von den Verbindungen und den Illusionen der Sprache zu lösen. Mein Ziel be-

stand ausschließlich darin zu zeigen, daß der Mensch nie aufhört, einen Unterschied zwischen dem Gedanken und der Rede zu machen, und daß, wenn die doppelte Tätigkeit, die den Menschen zu dem einen und dem anderen führt, nicht ein und dieselbe ist, daß die eine Tätigkeit in dem Maße zunimmt wie die andere abnimmt.

Was der chinesischen Sprache fehlt, findet sich vollkommen auf der Seite der formativen Phantasie der Sprachen, aber wirkt dann wieder zurück auf den Gedanken selbst; auf der anderen Seite gewinnt das Chinesische durch seine einfache, genügsame und bündige Weise Begriffe auszudrücken. Der Effekt dieser Sprache leitet sich nicht von den so ausgedrückten Begriffen allein her, sondern vor allem davon, wie diese Sprache durch ihr grammatisches System auf den Geist einwirkt. Indem sie dem Geist eine viel größere Denklast aufbürdet als irgendeine andere Sprache, indem sie den Geist hinsichtlich der Beziehungen zwischen Begriffen auf sich selbst stellt, indem sie ihn fast jeder etwa mechanischen Hilfe dadurch beraubt, daß sie ihre Konstruktion fast ausschließlich auf die Aufeinanderfolge der Begriffe gemäß ihrer bestimmenden Eigenschaft gründet, erweckt und stützt sie in ihm eine Tätigkeit, die auf den reinen Gedanken gerichtet ist und den Geist von allem dem weglockt, was den Ausdruck farbiger und schöner machen würde. Dieser Vorteil erstreckt sich nun aber nicht nur auf die Behandlung philosophischer Begriffe. Der bündige und lakonische Stil des Chinesischen beseelt in einzigartiger Weise Berichte und Beschreibungen und verleiht dem Ausdruck von Gefühlen eine gewisse Kraft. Welches Stück wäre zum Beispiel schöner als das Zitat aus dem Buch der Lieder über den Götterturm? ((40) Vgl. *Zhong Yong* S. 21)

Ich will zugeben, daß diese Texte uns um so mehr beeindruckten, weil sie zu unseren Sprachen und Konstruktionen im Gegensatz stehen. Aber es bleibt doch immer noch richtig, daß man sich einen Eindruck von der Richtung verschaffen kann, in die diese erstaunliche Sprache den Geist leitet, und der diese Sprache notwendigerweise selbst ihrem Ursprung verdankt, indem man sich diesen Eindrücken hingibt, die diese Sprache hinterläßt.

Durch ihren Kontrast mit den klassischen Sprachen erlangt die chinesische Sprache einen eigenartigen Vorteil gegenüber den Sprachen mit vollständigen grammatischen Formen. Diese anderen Sprachen können zwar in einigen Wendungen innerhalb gewisser Grenzen ähnliche Effekte erzielen — und das Deutsche scheint mir vor allem diese Fähigkeiten zu besitzen — aber die Begriffe erscheinen in diesen Sprachen niemals in solcher Isolierung, ihre logischen Beziehungen werden nicht in solcher abgetrennten, reinen und deutlichen Weise durch eine Konstruktion deutlich, deren Prinzip darin besteht, alles miteinander zu verbinden, und schließlich erscheinen die Begriffe in diesen Sprachen nicht in einer Phraseologie, wo die Wörter rein als solche eine erhebliche Rolle spielen.

Trotz dieses Vorteils scheint mir die chinesische Sprache ohne jeden Zweifel als Organ des Denkens jenen Sprachen weit unterlegen, die in [66] gewissem Grade ein System vervollkommen haben, das dem chinesischen entgegengesetzt ist.

Dies ergibt sich schon aus dem, was ich oben angedeutet habe. Wenn man nicht verleugnen kann, daß der Gedanke nur durch die Rede seine Präzision und Genauigkeit erlangt, dann muß man auch zugeben, daß dieser Effekt nur in so weit vollständig ist, wie alles, was den Begriff modifiziert, seinen analogen Ausdruck in der gesprochenen Sprache findet. Dies ist eine selbstverständliche Wahrheit und ein fundamentales Prinzip.

Man wird sagen, daß die chinesische Sprache sich diesem Prinzip nicht entgegenstellt; daß dort alles ausgedrückt ist, selbst alles, was die grammatischen Verhältnisse anbetrifft, und ich bin weit davon entfernt, dies in Abrede zu stellen. Die chinesische Sprache hat sicherlich eine feste und regelmäßige Grammatik, und die Regeln dieser Grammatik — dies darf man nicht mißverstehen — bestimmen die Verbindung der Wörter in den Satzperioden.

Aber der Unterschied besteht darin, daß das Chinesische, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, den grammatischen Modifikationen

keine Laute als äußere Zeichen anfügt, sondern dem Leser vielmehr die Sorge überläßt, diese Modifikationen aus der Stellung der Wörter, ihrer Bedeutung sowie aus dem Zusammenhang zu erschließen, und daß diese Sprache die Wörter nicht für ihren Gebrauch in einer gewissen Funktion im Satz schafft. Dies ist schon in sich selbst bedeutsam, wird aber um so bedeutsamer, weil dieser Umstand den chinesischen Satzbau und die Möglichkeit Satzperioden zu unterbrechen einschränkt sowie den freien Lauf des Gedankens in seinen langen Verkettungen verhindert, in denen nur die grammatischen Formen als Führer dienen können.

Je individueller ein Begriff ist, und je mehr er sich unter verschiedenen Gesichtspunkten allen den verschiedenen Fähigkeiten des Menschen darbietet, desto mehr bewegt und inspiriert er die Seele; und je mehr Leben und Bewegung in der Seele besteht, je mehr sich alle Fähigkeiten in seiner Tätigkeit zusammenschließen, desto individueller gestaltet die Seele den Begriff. In dieser Hinsicht liegt der Vorteil völlig auf Seiten derjenigen Sprachen, die den Ausdruck als ein Bild des Gedankens ansehen, in dem alles kontinuierlich und fest zusammengebunden ist, und wo diese Kontinuität den Wörtern selbst aufgedrückt worden ist; er ist auf Seiten der Sprachen, die über ihre Wörter Leben verbreiten, indem sie ihre Formen gemäß ihren Funktionen verändern, und die es schließlich dem Hörer erlauben, mithilfe der ausgesprochenen Laute die Verkettung der Gedanken zu verfolgen, ohne daß er seine Arbeit unterbrechen müßte, um jene gedanklichen Lücken auszufüllen, die die Wörter offen lassen. Auf diese Weise verbreitet sich mehr Leben und Aktivität in der Seele: alle Fähigkeiten der Seele arbeiten besser zusammen; und wenn der chinesische Stil uns durch eindrucksvolle Effekte imponiert, dann beeindruckt uns die Sprachen mit einem entgegengesetzten grammatischen System durch eine Vollkommenheit, die wir als diejenige erkennen, auf die Sprache in Wirklichkeit abzielen sollte.

Ich habe weiter oben bemerkt, daß die besondere Form, in der die chinesische Sprache ihre Sätze begrenzt, die einzige ist, die mit einer

[68] fast völligen Abwesenheit grammatischer Formen vereinbart werden kann. Auf diese enge Verbindung zwischen dem Satzbau und dem grammatischen System muß man nach meiner Meinung sorgsam achten, wenn man zwei Fehlschlüsse vermeiden will: der erste bestünde darin, der chinesischen Sprache durch die Interpretationsweise grammatische Formen zuzuschreiben, die sie nicht hat, und der zweite darin, daß man etwas annimmt, was nach dem Wesen der Sprache selbst unmöglich ist. Nur indem man sich auf ganz einfache und kurze Sätze beschränkt, indem man jeden Augenblick, wie um Atem zu holen, einhält, indem man nie ein Wort einführt, von dem andere weit entfernt stehende Wörter abhängen, kann man in diesem Maße ohne grammatische Formen in einer Sprache auskommen. Sobald man versuchen würde, die Sätze komplizierter zu machen, wäre man dazu gezwungen, die verschiedenen Funktionen der Wörter durch irgendwelche verschiedenen Zeichen festzulegen, und der Gebrauch dieser Zeichen ließe sich nicht wie im Chinesischen je nach Taktgefühl und Geschmack der Autoren aufgeben. Ich habe weiter oben zu beweisen versucht, daß die grammatischen Formen sich vor allem auf den Zuschnitt und die Einheit der Aussagen beziehen. Darüberhinaus wird es an einem gewissen Punkt unzureichend, wenn man einfach eine Unterscheidung zwischen dem Subjekt, dem Attribut und ihrer Verknüpfung trifft, um sich Rechenschaft über die Verkettung der Wörter zu geben, und man muß diese doch ganz logischen Kategorien durch eigentümlich grammatikalische, d. h. aus der Natur der Sprache geschöpfte, Kategorien bestimmen. Die chinesische Sprache [69] befindet sich nun, wenn ich so sagen darf, auf diesem Grenzgebiet. In der Tat überschreitet sie die Grenze, und die Kunst ihrer Grammatik besteht eben darin, ihr Mittel dazu an die Hand zu geben, ohne doch das System zu verlassen; aber der Umfang und Zuschnitt, den das Chinesische seinen Satzperioden gibt, bleibt immer durch diese Mittel begrenzt. Hieraus ergibt sich, daß das Chinesische an einer Stelle stehenbleibt, wo es anderen Sprachen gegeben ist, noch weiter fortzuschreiten, und eben hierdurch bleibt das Chinesi-

sche meiner eigensten Überzeugung nach hinter den Sprachen mit vollständigen grammatischen Formen zurück.

Man muß dem, was ich hier im Überblick entwickelt habe, hinzufügen, daß die chinesische Sprache es ganz unmöglich findet, die besonderen Vorteile der Sprachen mit vollkommeneren grammatischen Formen zu genießen, während diese letzteren Sprachen, die den Satzbau durch grammatische Formen leiten, dann wenn der Gegenstand es erfordert, dieselben nüchterner gebrauchen können, oft die Verbindung zwischen den Begriffen auslassen können, die vagsten Formen benützen können und zwar die Kürze und Bündigkeit der chinesischen Diktion nicht ganz erreichen, aber doch in gewissem Ausmaße nachvollziehen können. Es hängt immer von einem weisen Gebrauch jener Ausdrucksmittel ab, mit denen die Sprachen im Übermaß versorgt sind, daß man es der Diktion nicht erlaubt, die Kraft und die Reinheit der Begriffe zu beeinflussen. Unter diesem Gesichtspunkt liegt der Vorteil zugegebenermaßen ganz auf Seiten des Chinesischen. In den anderen Sprachen handelt es sich nur um die Einfachheit und Bündigkeit dieser oder jener Verwendung oder Phrase; in [70] den chinesischen Werken haben wir es mit der Einfachheit und der Bündigkeit der Sprache zu tun, die auf den Geist einwirkt. Aber dieser Vorteil ist auf Kosten anderer wichtigerer und wesentlicherer Vorteile erkaufte.

Die Abwesenheit grammatischer Formen erinnert an die Sprache der Kinder, die gewöhnlicherweise die Wörter nebeneinander stellen, ohne sie hinreichend miteinander zu verbinden. Man nimmt unter Nationen wie bei Individuen eine Kindheit an, und auf den ersten Blick scheint nichts natürlicher zu sein als die Behauptung, daß die chinesische Sprache auf diesem Stadium der allgemeinen Entwicklung der Sprachen stehengeblieben ist.

Sicherlich steckt in dieser Behauptung eine grundlegende Wahrheit, aber in anderer Hinsicht halte ich sie für falsch und wenig dazu geeignet, das einzigartige Phänomen der chinesischen Sprache zu erklären.

Ich muß zunächst feststellen, daß »die Kindheit der Nationen«, wie immer man auch diesen Ausdruck benützt, nach meiner Meinung immer ein unangebrachter Terminus ist. Der Begriff der Kindheit schließt eine Beziehung zu einem fixen Punkt ein, der sich aus dem organischen Aufbau desjenigen Wesens selbst ergibt, dem man die Kindheit zuschreibt, nämlich zu dem festen Punkt der Reife. Nun besteht vielleicht — und ich selbst bin ganz davon überzeugt — in der fortschreitenden Entwicklung der Nationen ein Stadium, das sie nicht überschreiten, und von dem an gerechnet die geschichtliche Entwicklung eher rückläufig ist, aber dieses Stadium kann man nicht ein Stadium der Reife nennen. Man kann eine Nation nicht als erwachsen betrachten, und aus demselben Grund kann sie auch nicht [71] als Kind betrachtet werden; denn Reife setzt notwendigerweise ein Individuum voraus und kann nicht auf ein kollektives Wesen angewandt werden, und zwar ganz unabhängig davon, welcher großen Einfluß die zu diesem Kollektiv gehörigen Individuen aufeinander ausüben. Außerdem bezieht sich die Reife immer auf den physischen Bau eines Organismus, und man kann sagen, daß eine Nation nur in einem moralischen und intellektuellen Sinn eine Einheit bildet, obwohl physische Faktoren auf die Zusammengehörigkeit derer, die die Nation bilden, einen Einfluß haben. Die Entwicklung der Sprachfähigkeit ist ganz und gar mit dem physischen Bau des Menschen verbunden, und alle Kinder lernen etwa im gleichen Alter und mit dem gleichen Erfolg zu sprechen, wenn nicht eine Fehlentwicklung im Wege steht. Diese Fähigkeit wächst zweifellos im Erwachsenen zusammen mit der Erweiterung seiner Begriffswelt und gemäß den Umweltverhältnissen. Aber dieser in vieler Hinsicht vom Zufall abhängige Zuwachs ist von der ursprünglichen Entwicklung der Sprechfähigkeit, die mit Notwendigkeit und aufgrund der intellektuellen Kräfte selber vor sich geht, ganz verschieden. Die Nationen können sich im Hinblick auf diesen Zuwachs in verschiedenen Entwicklungsstadien befinden, aber niemals im Hinblick auf die ursprüngliche Entwicklung der Sprechfähigkeit. Eine Nation kann niemals, auch nicht für

eine einzige Generation, dasjenige beibehalten, was man Kindersprache nennt. Nun bezieht sich aber das, was man über die chinesische Sprache sagen will, eben auf diese Kindersprache und auf die ursprüngliche Entwicklung der Sprechfähigkeit.

[72] Ich meine also schließen zu können, daß Folgerungen von den Eigentümlichkeiten der Kindersprache her in jeder Erörterung der Natur und des eigentümlichen Wesens der Sprachen überhaupt kein Gewicht haben.

Es wäre vielleicht weniger widernatürlich von einer Kindheit der Sprachen selber zu reden, obwohl auch diese Verwendung des Begriffes »Kindheit« große Vorsicht erfordert. Im Verlauf meiner Untersuchungen zu den Veränderungen in derselben Sprache im Verlauf einer bestimmten Anzahl von Jahrhunderten bin ich zu dem erstaunlichen Ergebnis gelangt, daß diese Veränderungen zwar in vieler Hinsicht erheblich sind, daß aber das wirkliche grammatische und lexikalische System der Sprache und seine Struktur im ganzen die gleichen bleiben, und daß man dort, wo dieses System sich verändert, wie in der Entwicklung des Lateinischen zu den romanischen Sprachen, vom Ursprung einer neuen Sprache sprechen muß. Es hat also den Anschein, daß die Sprachen in einem gewissen Stadium eine Form entwickeln, die sie im wesentlichen nicht mehr verändern. Dies wäre dann ihr wirkliches Stadium der Reife; aber wenn man von ihrer Kindheit sprechen wollte, dann müßte man auch noch wissen, ob sie diese Form in einer kontinuierlichen Entwicklung erreichen oder ob nicht schon der erste Entwurf eben diese Form ist. Zu dieser Frage würde ich zögern, mich beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens zu äußern. Aber nehmen wir an, daß man den Sprachen einen Kindheitszustand zuschreiben kann, dann müßte man immer noch die Eigentümlichkeiten dieser Sprachen in ihrem primitiven Zustand mit [73] anderen Mitteln untersuchen als mit Analogieschlüssen von der wirklichen Sprechweise der Kinder unter uns.

Weil nun weder die Geschichte der Nationen noch diejenige der Sprachen uns jemals zu diesem Zustand des Menschengeschlechts hin-

führt, sind Argumente dieser Art wenig schlüssig, und ich habe mich daher ganz von solchen Fragen abgewandt. Der primitive Zustand der Sprachen bleibt hypothetisch, und die einzig gesunde Methode in jeder Untersuchung der Sprachen scheint mir darin zu bestehen, sich so wenig wie möglich von den Tatsachen zu entfernen. Ich werde diese Methode auf die Erforschung des Ursprungs der chinesischen Sprache anzuwenden versuchen; aber ich will Ihnen, Monsieur, gerne zugeben, daß alles das, was man bis jetzt über diesen Gegenstand gesagt hat, und was ich selber dazu zu sagen habe, mich durchaus noch nicht befriedigt. Ich bin weit davon entfernt mir einzubilden, daß ich etwa den Ursprung dieser bemerkenswerten Sprache zurückverfolgen könnte, und ich sollte mich darauf beschränken, einige der Ursachen aufzuzählen, die diese Sprache so gemacht haben, wie wir sie jetzt vorfinden.

In Ihrer Abhandlung über die monosyllabische Natur des Chinesischen haben Sie, Monsieur, zwei Feststellungen getroffen, die ich in diesem Zusammenhang für grundlegend halte: 1. Die chinesische Sprache verdankt ihre Entstehung einer Völkerschaft, von der wir keinen Grund haben anzunehmen, daß sie eine vollkommene Entwicklungsstufe erreicht habe als den gewöhnlichen primitiven Zustand der Gesellschaft; 2. Die allgemein für sehr alt gehaltenen Sprachen und sogar die Sprachen von rohen und unkultivierten Völkern sind dem Chinesischen durchaus nicht ähnlich, sondern sind vielmehr von Schwierigkeiten und grammatischen Unterscheidungen voll.

Diese letztere Beobachtung stellen Sie, Monsieur, über die lappische Sprache an. Ich habe dasselbe in der baskischen Sprache vorgefunden, sowie in den amerikanischen und den pazifischen Sprachen.

Man muß dennoch zugeben, daß alle diese Sprachen in mancher Hinsicht auch erhebliche Ähnlichkeiten zum Chinesischen aufweisen. Die Wortarten werden im allgemeinen nicht angezeigt; der Plural wird oft so behandelt wie im Chinesischen; die eigentümliche Gewohnheit, den Zahlen gemäß der Art der gezählten Dinge verschiedene Wörter hinzuzufügen ist in diesen Sprachen fast durchweg zu beobachten; die grammatischen Merkmale werden oft ausgelassen, so

daß die Wörter ohne grammatische Verbindungen gesetzt werden, ganz wie im Chinesischen. Man darf auch nicht vergessen, daß wir alle diese Sprachen lediglich vermittle von Arbeiten kennen, deren Autoren an ein sehr strenges grammatisches System gewohnt waren, und daß es gut sein kann, daß diese Autoren den Gebrauch dieser grammatischen Mittel als konstant und unumgänglich darstellen, obwohl die Eingeborenen, wie die Chinesen, nur dann davon Gebrauch machen, wenn das für die Interpretation unabdinglich ist. Man muß sich schließlich auch vor dem grammatischen Anschein in acht nehmen, [75] den eine Sprache manchmal unter der Feder dessen erhält, der ihre Grammatik schreibt; denn es ist ganz einfach, etwas als Affix oder als Flexion auszugeben, das sich recht betrachtet auf eine völlig andere Sache zurückführen läßt.

Ich fürchte also, daß ich zu weit gehen würde, wenn ich positiv behaupten wollte, daß auch nur unter den Sprachen, die ich eben genannt habe, keine ein der chinesischen Grammatik sehr analoges grammatisches System besitzt. Ich kann nur versichern, daß ich bis jetzt keine solche Sprache gefunden habe. Die Analogien zwischen diesen Sprachen und dem Chinesischen, von denen ich auf einige hingewiesen habe, sind fast alle den primitiven Sprachen im allgemeinen zu eigen, und diese Eigenschaften haben sogar Spuren in den Sprachen mit vollkommenen grammatischen Formen hinterlassen. Bildet man nicht im Sanskrit ein Präteritum mit dem Wort *sma*, das noch nicht einmal ein Affix geworden ist? Und bildet man nicht im Griechischen einen Konjunktiv durch den Indikativ des Verbs und das Wörtchen *an*? Die Sprachen, die ich als unvollkommen bezeichnet habe, stehen in der Mitte zwischen dem Chinesischen und den anderen Sprachen, und sie müssen notwendigerweise eine gewisse Ähnlichkeit mit beiden Sprachtypen behalten; aber entscheidend für den Unterschied zwischen dem Chinesischen und den anderen Sprachen ist, daß sich die Struktur und die Organisation des Chinesischen von denen der anderen Sprachen allgemein unterscheidet, und zwar bis in die Prinzipien hinein. Ich habe weiter oben von der Ge-

wohnheit der Nationen gesprochen, oft in repetitiver Weise dem Hauptbegriff untergeordnete Begriffe hinzuzufügen, und ich habe [76] der Meinung Ausdruck gegeben, daß eine große Anzahl von grammatischen Formen sich durch diese Gewohnheit entwickelt haben. Aber das Chinesische weist wenige Spuren dieser Gewohnheit auf.

Vor einigen Jahren habe ich in der Akademie einen ungedruckten Vortrag gehalten, in dem ich die meisten amerikanischen Sprachen miteinander ausschließlich unter dem Gesichtspunkt verglichen habe, wie sie das Verb als Verbindung des Subjekts mit dem Attribut der Aussage ausdrücken, und ich habe die Sprachen von diesem Standpunkt aus in verschiedene Klassen eingeteilt. Sofern nun die Behandlung des Verbs beweist, wieweit eine Sprache grammatische Formen besitzt oder wie nahe sie daran herankommt solche Formen zu besitzen, ist sie für die ganze Grammatik einer Sprache bestimmend. Nun gibt es aber unter all den Sprachen, die ich in dieser Arbeit verglichen habe, keine, die der chinesischen Sprache gleicht.

Führen wir jetzt einen weiteren ebenso wichtigen Gesichtspunkt an: fast alle diese Sprachen haben außer isolierten Pronomina auch pronominale Affixe. Diese Unterscheidung zeigt, daß die letzteren gewöhnlich die Nomina und das Verb begleiten; denn wenn diese Affixe lediglich abgekürzte Pronomina sind, dann deutet derselbe Sachverhalt darauf hin, daß man diese Pronomina außerordentlich häufig benutzt, und wenn es sich bei diesen Affixen um verschiedene Pronomina handelt, dann ergibt sich, daß die Sprecher der Sprache den pronominalen Begriff anders auffassen, je nach dem ob er isoliert gesetzt wird oder mit dem Verb beziehungsweise Substantiv verbunden ist. Im Chinesischen gibt es nur das isolierte Pronomen, das weder seine [77] Aussprache noch seinen Charakter verändert, wenn es an andere Wörter angeschlossen wird. Das Chinesische besitzt in der Tat auch grammatische Wörter, die es als »leere Wörter« bezeichnet, aber diese Wörter haben nicht das Ziel, die Natur jener Wörter genau zu bestimmen, die sie begleiten, und sie können so oft ausgelassen werden,

daß sie offenbar im Gedanken selbst nicht regelmäßig mit den Wörtern verbunden sind, nach oder vor denen sie auftreten; und die Bezeichnung grammatischer Form kann sich nur auf eine konstante und regelmäßige Verwendung von Zeichen stützen. Ich gebe zu, daß ich aus diesem und anderen Gründen nicht glaube, daß man die chinesischen Partikeln Affixe nennen sollte, obwohl ich hierdurch mit erheblichem Zögern einer Meinung Ausdruck gebe, die der von Ihnen, Monsieur, in Ihrer lateinischen Abhandlung vorgelegten Ansicht widerspricht.

Es bleibt hier noch eine weitere Reflexion über den Vergleich des Chinesischen mit den amerikanischen Sprachen insbesondere hinzuzufügen. Vieles deutet darauf hin, daß die wilden Nationen der beiden Amerikas nur heruntergekommene Rassen sind, oder, um einen glücklichen Ausdruck meines Bruders zu benutzen, Wrackteile, die aus einem allgemeinen Schiffbruch überlebt haben. Der *Historische Bericht* der Reise meines Bruders, der so voll von Bemerkungen über die amerikanischen Sprachen und von tiefgründigen Gedanken über die Sprachen im allgemeinen ist, enthält eine Menge Hinweise, die in diese Richtung deuten. Wenn sich also diese Sprachen durch eine große Anzahl [78] zahl von Veränderungen von ihrem ursprünglichen Zustand entfernt haben, wenn man diese Sprachen als degeneriert, vermischt und auf alle mögliche Weise abgewandelt betrachtet, dann würde der Unterschied zum Chinesischen nichts gegen die Meinung ausrichten können, daß die chinesische Grammatik die primitive Grammatik des Menschengeschlechtes darstellt. Ich muß aber zugeben, daß mir diese Argumentation kaum schlüssig erscheint. Die uns am besten bekannten amerikanischen Sprachen weisen eine erhebliche Regelmäßigkeit und wenige Anomalien in ihrer Struktur auf. Ihre Grammatik jedenfalls enthält keine sichtbaren Spuren einer Vermischung; und dies läßt sich trotz der Umwälzungen, denen diese Völkerschaften anscheinend ausgesetzt gewesen sind, sehr wohl erklären. Das Chinesische unterscheidet sich genau so sehr von den anderen wenig gebildeten Sprachen wie von den Südseesprachen und den Sprachen der westli-

chen Hemisphäre. Sollten etwa die Nationen, die diese Sprachen sprechen, alle denselben Umständen ausgesetzt gewesen sein wie die amerikanischen? Und durch welchen bizarren Zufall sollte die chinesische Nation allein eine angebliche primitive Reinheit erhalten haben? Ich muß sagen: ich kann durchaus nicht glauben, daß die chinesische Grammatik sozusagen den Typ menschlicher Sprache darstellt, der sich im Schoße einer auf sich selber gestellten Nation entwickelt; vielmehr halte ich das Chinesische für eine Ausnahme. Zugleich liegt es mir fern abzuleugnen, daß der Umstand, daß die Chinesen seit wir sie kennen keine großen Revolutionen durch Völkerwanderungen [79] durchgemacht haben, in denen sie sich mit anderen Völkern hätten vermischen müssen, die Struktur der chinesischen Sprache beeinflusst haben kann und muß.

Da die chinesische Sprache keine Flexionen kennt, muß sie ebenso wie alle anderen Sprachen entstanden sein, die sich in dieser Lage befinden und in denen Wörter, die ursprünglich untergeordnete Begriffe ausdrücken, zu den Zeichen für grammatische Formen geworden sind. Dies wird sogar in gewisser Weise durch die Analogien bewiesen, die zwischen dem Chinesischen und den sogenannten barbarischen Sprachen bestehen; aber warum ist das Chinesische mit den gleichen Mitteln nicht in derselben Weise verfahren? Warum hat diese Sprache nicht ihre grammatischen Wörter langsam in Affixe verwandelt, um schließlich Flexionen aus ihnen zu machen? Wenn man auf der einen Seite die Analogie, zwischen dem Chinesischen und den »groben« Sprachen betrachtet und auf der anderen Seite die ganz verschiedene Eigenart des Chinesischen, durch die es in mehrerer Hinsicht den vollkommensten Sprachen ebenbürtig ist, dann glaubt man einzusehen, daß es irgendeinen Grund gegeben hat, der diese Sprache von dem gewohnten Weg der Sprachen weggeführt hat, so daß sich eine neuartige Sprache bilden konnte. Um was für einen Grund hat es sich hier gehandelt? Wie hat es zu einem solchen Wandel kommen können? Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, diese Fragen zu beantworten.

Die chinesische Schrift drückt jedes einfache Wort und jeden vollständigen Bestandteil der zusammengesetzten Wörter durch ein einziges Zeichen aus; auf diese Weise ist die Schrift dem grammatischen Sy[80] stem vollkommen angepaßt. Diese Sprache erweist sich also als isolierend in dreifacher Weise: sie isoliert Begriffe, Wörter und Schriftzeichen. In völliger Übereinstimmung mit Ihnen, Monsieur, bin ich der Meinung, daß jene Forscher, die sich fast haben dazu hinreißen lassen zu vergessen, daß das Chinesische eine gesprochene Sprache ist, die Schrift sozusagen an die Stelle der Sprache gerückt haben. Das Chinesische hat es aber auch schon gegeben, bevor man es niedergeschrieben hat, und man hat bloß so geschrieben wie man gesprochen hat. Die chinesische Schrift hätte im übrigen der Verwendung von Präfixen und Suffixen nichts in den Weg gestellt; sie wäre dann eben in mehr Fällen durch solchen Gebrauch syllabisch geworden als sie es jetzt ist. Auch die Veränderungen innerhalb einer Silbe hätte man durch Zeichen angeben können, die denjenigen gleichen, die man für die Bezeichnung des Tonwandels im Chinesischen verwendet.

Nichtsdestoweniger bleibt jedoch richtig, daß diese Schrift immer noch einen erheblichen Einfluß auf den chinesischen Geist und damit auf die Sprache der Chinesen ausüben muß. Weil die Phantasie eine so bedeutsame Rolle im gesamten sprachlichen Zusammenhang spielt, ist die Art des Schriftsystems, dessen sich eine Nation bedient, niemals belanglos. Die Schriftzeichen schaffen darüberhinaus ein Bild, bei dem sich die Begriffe bekleiden, und dieses Bild wird für diejenigen, die diese Schriftzeichen häufig gebrauchen, mit dem Begriff verschmolzen. In der alphabetischen Schrift ist dieser Einfluß eher ne-[81] gativ. Das Bild der Zeichen, die für sich genommen nichts bedeuten, spielt entweder kaum eine Rolle oder führt hin zu den Lauten, die die wirkliche Sprache darstellen. Dagegen müssen die chinesischen Schriftzeichen oft stark dazu beitragen, daß man direkt an die Beziehungen zwischen den Begriffen denkt und sich von den Lauten weniger beeindrucken läßt. Die große Anzahl gleichlautender Wörter

im Chinesischen muß die Schriftkundigen dazu führen, daß sie sich immer zugleich auch die Schriftzeichen vorstellen, die frei von solcher Homophonie sind. Die Etymologie, die uns die Zusammengehörigkeit von Begriffen in den Sprachen erkennen läßt, ist im Chinesischen natürlicherweise doppelter Natur: sie gründet sich zugleich auf die Schriftzeichen und auf die Wörter; aber sie ist nur in den ersteren offenbar. Es will mir scheinen, daß man sich um die Etymologie der Wörter bis jetzt ziemlich wenig gekümmert hat; aber ich stelle mir vor, daß Untersuchungen zu diesem Thema wegen der Einfachheit der Wörter, die eine Analyse erlauben, unendlich schwierig sein muß. Dagegen sind die Schriftzeichen fast alle zusammengesetzt; ihre Teile springen geradezu in die Augen, und ihre Zusammensetzung ist nach Grundsätzen ihrer Erfinder vorgenommen worden, die man uns in einer großen Anzahl von Fällen sorgfältig überliefert hat. Diese Zusammensetzung der Schriftzeichen spielt sogar in den Vorzügen des Stils eine Rolle, wie Sie, Monsieur, in Ihren *Elémens* ((41) S. 81) bemerken. Ich glaube aufgrund dieser Gegebenheiten annehmen zu können, daß unter denjenigen Chinesen, die lesen und schreiben können, auch beim Sprechen sowie selbst beim Denken häufig die Schriftzeichen vorgestellt werden; und wenn das richtig ist, dann streitet man der chinesischen Schrift vergeblich einen erheblichen Einfluß auch auf die gesprochene Sprache ab. Dieser Einfluß muß im allgemeinen darin bestehen, daß die Aufmerksamkeit von den Lauten und ihren Beziehungen zu den Begriffen weg gelenkt wird; und weil man nicht an die Stelle des Lautes das Bild eines realen Objekts stellt (wie in den Hieroglyphen), sondern vielmehr ein konventionelles Zeichen, das aufgrund seiner Beziehung zu dem Begriff ausgesucht worden ist, muß sich der Geist ganz dem Begriff zuwenden. Und genau dies tut die chinesische Grammatik, indem sie die Anzahl der Laute in der Rede durch Vermeidung von Affixen und Flexionen vermindert, und indem sie dafür sorgt, daß der Geist fast in jedem Wort einen Begriff vorfindet, der für sich allein Gegenstand der Betrachtung sein kann. Diejenigen, die sich darüber wundern, daß die Chinesen

nicht die Buchstabenschrift übernommen haben, wenden ihre Aufmerksamkeit nur den Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu, die die chinesische Schrift mit sich bringt; aber diese Forscher scheinen darüber hinwegzusehen, daß die Schrift in China ein wirklicher Teil der Sprache ist, und daß sie eng mit der Art und Weise verknüpft ist, wie die Chinesen von ihrem Standpunkt aus die Sprache im allgemeinen ansehen müssen. Nach meinen Begriffen ist es fast unmöglich, daß diese Umstellung zur Buchstabenschrift jemals stattfindet. Wenn die Literatur einer Nation nicht schon vor der Einführung der Schrift vorhanden ist, dann entsteht sie gewöhnlich zugleich mit der Schrift, und es ist wahrscheinlicher, daß in China das letztere der Fall [83] gewesen ist, weil die dort entwickelte Schreibweise schon in sich in gewisser Weise eine philosophische Arbeit beweist. Dieser Umstand sowie die Beziehungen zwischen dem Aufbau chinesischer Schriftzeichen und den durch sie ausgedrückten Begriffen, nach denen uns die Schriftzeichen zu suchen veranlassen, sowie die Zusammengehörigkeit dieser Schrift mit dem grammatischen System der Sprache, scheint zu erklären, wie die chinesische Sprache von dem Stadium, wo sie die Ähnlichkeiten mit den sehr unvollkommenen Sprachen entwickelt hat, zu einer Form, in der sie für die höchste Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten geeignet war, übergehen konnte, ohne daß man ein Zwischenstadium zwischen diesen beiden Zuständen vorfände. Denn das Phänomen, das uns in der chinesischen Sprache vorliegt, besteht letzten Endes darin, daß sie einen Mangel in eine Tugend verkehrt hat.

Aber ich möchte doch bezweifeln, daß man den Grund für das besondere System der chinesischen Sprache in diesem Einfluß der Schrift auf die Sprache finden kann. Obwohl die Kunst der Schrift in China wie Sie, Monsieur, in Ihrer Analyse des Werkes von Herrn Klaproth über die Inschrift des Yu dargelegt haben, seit mehr als vierzig Jahrhunderten erfunden war, müssen die Chinesen doch notwendigerweise eine gewisse Zeit lang gesprochen haben ohne schreiben zu können. Und selbst als die Schrift erfunden war, scheint sie zunächst hieroglyphischer

Natur gewesen zu sein, also von der heutigen chinesischen Schrift ganz verschieden. Es folgt demnach mit Notwendigkeit, daß das Wesen der [84]Sprache sich in einer bestimmten Weise herausbilden mußte. Wenn die so herausgebildete Form des Chinesischen derjenigen der meisten Sprachen analog war, wenn die Chinesen sich veranlaßt sahen, ihre Sätze mit Zeichen zu vermischen, die nur dazu dienen die Beziehungen der Begriffe darzustellen, wenn ihre Sprache sich ohne ihre Schrift ebenso wie die anderen Sprachen entwickeln mußte, dann glaube ich nicht, daß die Schriftzeichen, die Gruppen von Begriffen bildeten, die chinesische Sprache in diesem Marsch hätte aufhalten können. Vielmehr ist die Schrift an die Richtung des Nationalgeistes angepaßt worden, und wir haben gesehen, daß sie die Mittel dazu hat. Aber wenn, wie ich fest glaube, die Sprache schon vor der Erfindung der Schrift diese Form hatte, und wenn die Nation, sobald sie mit Lauten zu sparen begann und den sparsamst-möglichen Gebrauch dieser Laute machte, indem sie die Wörter — Zeichen der Begriffe — ohne Verbindung nebeneinanderstellte, dann hat das Phänomen, von dem wir hier sprechen, schon vor der Erfindung der Schrift bestanden und erfordert eine andere Erklärung als die durch die Natur des Schriftsystems. Die Schrift hat nach meiner Meinung lediglich den Nationalgeist in seiner Neigung zu dieser Art Ausdruck von Begriffen bestärkt; und dies tut die chinesische Schrift auch bis heute in hohem Maße.

Ich sehe mich vielmehr dazu veranlaßt, eine der Hauptursachen für die besondere Struktur der chinesischen Sprache in ihrem phonetischen Teil zu suchen. Sie, Monsieur, haben in unübertreffbarer Weise bewiesen, daß man diese Sprache ganz und gar zu Unrecht monosyllabisch nennt. Ich muß sagen, daß diese Einteilung der Sprachen nach der Zahl der Silben in ihren Wörtern mir niemals berechtigt oder mit [85] einer gesunden Philosophie vereinbar erschienen ist. Alle Sprachen sind wahrscheinlich anfangs monosyllabisch gewesen, weil kein Anlaß besteht, einen Gegenstand durch mehr als eine Silbe zu bezeichnen, solange einfache Wörter für diesen Zweck hinreichen. Zugleich steht es aber mindestens ebenso fest, daß sich keine Sprache

mehr in einem solchen Zustand befindet, und wenn es wirklich noch eine solche Sprache gäbe, dann wäre das ein reiner Zufall und würde nichts über ihre besondere Natur aussagen. Die Tatsache bleibt nichtsdestoweniger bestehen, daß der monosyllabische Charakter der Wörter in der chinesischen Sprache die Regel darstellt, und ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo herausgefunden zu haben, ob die Chinesen bei der Aussprache eines mehrsilbigen Wortes die verschiedenen Silben unter einem Akzent zusammenfassen oder nicht; denn die Einheit des Wortes wird durch den Akzent konstituiert. Ohne diese konstante Regel wäre die Einteilung von mehreren Silben in ein oder mehrere Wörter willkürlich; es würde sich dann lediglich um eine orthographische Frage handeln, ob man ein Substantiv und sein Affix als zwei Wörter auffaßt oder als ein einziges Wort. Aber wenn gleich der Akzent zweifellos die Silben zusammenschließt, um ein Wort aus ihnen zu bilden, wird diese Regel fast nutzlos in den Sprachen, in denen die Akzentuierung wie im Sanskrit ganz unbekannt ist oder in denen unsere Kenntnisse darüber jedenfalls unvollkommen sind. Es ist manchmal auch schwierig den Akzent zu beurteilen, da ein einziges Wort neben einem Hauptakzent auch noch einen Neben-[86] akzent haben kann, und da man diese beiden Akzente genau unterscheiden muß. Es bleibt aber trotzdem unabdinglich zu versuchen auseinanderzuhalten, was in einer Sprache als zu einem Wort gehörig aufgefaßt wird und was in mehrere Wörter eingeteilt wird; die Erforschung dieser Unterscheidung wird zumindest oft durch einige andere Umstände erleichtert, die hier aufzuführen zu weit gehen würde. Was mich in dem chinesischen phonetischen System mehr als die große Zahl von Einsilbern beeindruckt, ist die geringe Anzahl von Wörtern im Allgemeinen. Es ist nicht etwa so, daß die anderen Sprachen eine größere Zahl wirklicher Grundsilben hätten, aber die Chinesen haben diese Silben nicht in hinreichender Weise verschieden gestaltet, vermischt und zusammengesetzt, um in den Besitz eines großen Reichtums oder einer Vielfalt von Lauten zu gelangen. Hierin, so scheint mir, unterscheiden sich die Nationen wesentlich

voneinander, und diese natürliche Disposition zu monotonen oder vielfältigen, armen oder reichen, mehr oder weniger harmonischen Lauten hat den größten Einfluß auf die Natur der Sprachen. Diese Disposition bezieht sich auf die physische Organisation und auf die Wahrnehmungsfähigkeit. Zusammen mit dem, was in den höheren Fähigkeiten der Seele demjenigen Teil der Sprache entspricht, der mit den Begriffen verbunden ist, entscheidet diese Disposition über die Eigenschaften der Sprachen. Die lautliche Armut unter den Chinesen zusammen mit der Trockenheit und Dürre, die man ihnen vorwirft, können in ihrer Sprache etwas als Unvollkommenheit erzeugt haben, was die glückliche Begabung für die Behandlung von Begriffen nachher in einen Vorteil umwandeln konnte. Als aber eine solche [87] lautliche Armut einmal angenommen war und das fast monosyllabische System sich verfestigt hatte, mußte der chinesische Geist gemäß der besonderen Natur der chinesischen Schrift unter diesen beiden Gesichtspunkten eingeschlossen bleiben; und ich habe ja gezeigt, daß die Schrift zu einem inhärenten Bestandteil der Sprache selber geworden ist. Weil die Schrift ein Mittel dafür an die Hand gibt die Zeichen zu vermehren ohne die Zahl der Laute zu erhöhen, muß diese Schrift in dem gegenwärtigen Zustand der chinesischen Zivilisation und seit der Zeit wo sie weitverbreitet wurde, in dem Ausdruck von Begriffen eine große Rolle gespielt haben.

Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Laute in den Sprachen ist ganz gewiß mit der physischen Organisation und den intellektuellen Dispositionen der Nationen verbunden, aber sie ergibt sich vielleicht noch mehr aus der Vermischung der verschiedenen Völkerschaften untereinander. Der Überfluß an diesem Grundmaterial erklärt sich in mehr natürlicher Weise durch ein Zusammenwirken von zufälligen Ursachen, unter denen die Völkerwanderungen sowie die Vereinigung von verschiedenen Völkerschaften die wirksamsten sind, als durch den Fortschritt des Erfindergeistes der Nationen. Das Beispiel der Chinesen selbst beweist, daß ein Volk auf allen möglichen künstlichen und kunstreichen Wegen eine geringe Anzahl von Wörtern ih-

ren Zwecken anpaßt und nicht daran denkt, die Zahl seiner Wörter zu vermehren. Die Isolierung von Nationen ist also für Sprachen niemals gesund. Sie verhindert offenbar die Vereinigung einer großen Menge von Wörtern, Redewendungen und Formen, die dafür notwendig [88] sind, daß die glückliche Disposition derjenigen Völkerschaften, die sie besitzen, allmählich zu einer großen, reichhaltigen und mannigfaltigen Sprache werden kann. Systematische Ordnung, der bedeutsame und glückliche Ausdruck von Begriffen, die Übereinstimmung der grammatischen Formen mit den Erfordernissen der Rede und alles das, was Organisation und Struktur darstellt, kommt zweifellos von den intellektuellen Anlagen der Nationen her; aber das Material, die Menge der Laute und Wörter, die solcher Ordnung unterworfen wird, entsteht aus dem Zusammenwirken von Ursachen, die Nationen verbinden und trennen, mischen und voneinander isolieren, Ursachen, die gewiß nicht durch allgemeine Gesetze geregelt sind, sondern die wir vielmehr zufällig nennen, weil wir ihre Ordnung und Verkettung nicht kennen.

Die chinesische Sprache ist nicht frei von Fremdwörtern, sie enthält sogar Ihren Untersuchungen, Monsieur, zufolge eine erhebliche Anzahl solcher Wörter. ((42) Vgl. *Fundgruben des Orients*, Th.3, S. 285 no. 6) Aber die Geschichte Chinas beweist, daß die soziale Entwicklung der Nation, seit wir sie kennen, sich kaum durch größere äußere Revolutionen, durch Invasionen anderer Nationen, die sich im Schoße [89] Chinas niederlassen wollen, oder durch irgendeine Vermischung, die die Sprache merklich beeinflusst hätte, verändert hat. Es ist auch kaum wahrscheinlich, daß ein derartiger Einfluß von den barbarischen Nationen hätte kommen können, die das Land seit der Entstehung der ersten chinesischen Kolonien bewohnt haben. Wenn diese Kolonien, wie man annimmt, lediglich aus etwa hundert Familien bestanden, ((43) *Tableaux hist. de l'Asie* von Herrn Klaproth, S. 30) wenn sie sich durch lange Jahrhunderte hindurch ohne merkliche Veränderung ihrer Sitten, Bräuche und Sprachweise erhalten konnten, wenn schließlich die Erfindung der Schrift mit dem Ursprung der Monarch-

chie selbst zusammenfällt, deren Gründer die Siedler waren, dann könnten diese historischen Tatsachen zusammengenommen zur Erklärung der begrenzten Zahl der Zeichen in der chinesischen Umgangssprache dienen, und außerdem kann das auch die Abwesenheit von zusätzlichen Lauten erklären, die die Affixe und Flexionen der anderen Sprachen bilden.

Aber wenn es einem so gelingt, ein wenig Licht auf den Ursprung dessen zu werfen, was man die Unvollkommenheiten der chinesischen Sprache nennen könnte, dann bleibt man nichtsdestoweniger in einer Verlegenheit, was die Erklärung des philosophischen Charakters, der nachdenklichen Geisteshaltung anbetrifft, die sich so offenbar in der gesamten Struktur dieser außerordentlichen Sprache zeigt. Man kann verstehen, wie und auch aus welchen Gründen das Chinesische nicht jene Vorzüge erlangt hat, die wir mehr oder weniger in allen anderen Sprachen antreffen; aber man begreift sehr viel weniger, wie es die- [90] ser Sprache gelungen ist, Vorzüge zu gewinnen, die nur sie allein besitzt. Allerdings bleibt richtig, daß das hohe Alter der chinesischen Schrift und sogar Literatur diese Frage in gewisser Weise beleuchtet. Denn wenngleich die grammatische Struktur der Sprache sehr viel früher entstanden sein muß als sowohl die Literatur als auch die Schrift, kann die wesentliche Basis dieser Struktur zu einer groben und wenig gebildeten Nation gehört haben, und die philosophische Ausrichtung, die wir der Sprache heute ansehen, kann ihr später von mehr gebildeten Menschen hinzugefügt worden sein. Dieser Vorteil beruht nicht auf neuen Ausdrucksformen, die man der Sprache hinzugefügt hätte (dies hätte die Hilfe der gesamten Nation erfordert) sondern er beruht vielmehr auf einem abgewogenen und kühnen Gebrauch von Mitteln, die die Sprache schon vorher besaß. Dies läßt sich leicht verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß der größte Teil der chinesischen Grammatik stillschweigend hinzugedacht wird.

Sie werden bemerkt haben, Monsieur, daß alles das, was ich über die chinesische Sprache zu sagen gewagt habe, sich ausschließlich auf den antiken Stil bezog, ohne daß ich den modernen Stil erwähnt hätte. Es

will mir aber nicht scheinen, daß sich der letztere Stil von dem ersteren derart unterscheidet, daß dies eine Argumentation, die sich auf die Analyse der wirklich klassischen Literatur Chinas gründet, verändern kann.

[91] Es ist richtig, daß eine Passage in Ihren *Recherches sur les langues tartares* ((44) S. 119) auf den ersten Blick einen anderen Eindruck vermitteln könnte. Aber wenn man ihre *Elémens* aufmerksamer durcharbeitet, dann gelangt man zu dem Ergebnis, daß sich der Übergang vom klassischen Stil zur Umgangssprache schlecht dadurch erklären läßt, daß man den modernen Stil sozusagen als eine andere Sprache auffaßt, oder auch nur als eine ganz wesentliche Veränderung der ursprünglichen Sprache. Indem Sie in Ihrer Grammatik mit dem modernen Stil anfangen, setzen Sie voraus, daß der eigentümliche Charakter der beiden Stilarten derselbe ist, und wenn ich Kapitel für Kapitel vergleiche, was Sie von beiden sagen, dann finde ich, daß die grammatische Struktur in beiden die gleiche ist. Der moderne Stil markiert ebensowenig wie der antike Stil die wirkliche Form des flektierten Verbs; er hat genausowenig Affixe oder Flexionen; er macht von der gleichen Partikel *de* in der Konstruktion des Verbs und des Substantivs Gebrauch; er macht selten von Zeichen für Tempus oder Modus der Verben Gebrauch: er läßt weniger häufig, aber doch immer noch oft, die anderen grammatischen Verbindungen aus; und der größte Unterschied zum antiken Stil besteht in der großen Anzahl von zusammengesetzten Wörtern, die aber auch im alten Stil nicht ganz fehlen. Der moderne Stil zeichnet sich, wie Sie, Monsieur, sagen, durch eine große Klarheit und Deutlichkeit aus, und eben in dieser Hinsicht hat er einen nützlichen Wandel gegenüber der alten Sprache bedeutet; aber der moderne Stil erlangt diesen Vorteil, in- [92] dem er sich in denselben Grenzen hält wie der alte. Außerdem hat das Chinesische im modernen Stil nicht eigentlich grammatische Formen, oder jedenfalls baut es seine Grammatik nicht auf diese Unterscheidungen auf; es teilt den Wörtern nicht Zeichen für die Kategorien zu, zu denen sie im Wortfluß gehören, sondern es entfernt

sich an allen diesen Punkten und in allen diesen Beziehungen von den anderen Sprachen, die wir kennen. Dies jedenfalls ist der Eindruck, den ich mir anhand der in Ihren *Elémens* zitierten Sätze sowie anhand von einigen Seiten eines Romans, dessen Text mit Übersetzung ich durch die Freundlichkeit von Herrn Schulz erhalten habe, verschaffen konnte.

Hier will ich meinen Brief schließen, und zwar in der berechtigten Furcht, daß ich Sie mit der Länge meiner Erwägungen gelangweilt habe. Aber das Phänomen der chinesischen Sprache ist zu bemerkenswert, und es ist zu wichtig für die vergleichende Grammatik der Sprachen, daß man dieses Phänomen mit Sorgfalt studiert, als daß ich nicht meine Gedanken so weit wie irgend möglich zu entwickeln versuchen mußte. Ich würde es nicht nur als ein unendlich wertvolles Zeichen Ihres freundlichen Wohlwollens auffassen, Monsieur, sondern auch als einen wirklichen Dienst an der Wissenschaft, wenn Sie mir mitteilen wollten, ob die Vorstellung, die ich mir von der chinesischen Sprache gemacht habe, richtig ist, oder ob ein vertieftes Studium dieser Sprache zu Beobachtungen führt, die andere Ergebnisse [93] mit sich bringen. Ich erlaube mir auch Ihre Aufmerksamkeit auf die Gedanken allgemeiner Art zu lenken, auf die ich habe eingehen müssen. Ihr Urteil über diese Dinge wird für mich äußerst großes Gewicht haben, und ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich Ihnen meine Ergebnisse mit umso größerem Zögern vorlege, weil man auf dem von mir eingeschlagenen Wege, auf dem ich meine Argumente immer auf Tatsachen stützen wollte, sich leicht dazu verleiten läßt, seine allgemeinen Begriffe der Sprache gemäß zu bilden, die man gerade analysiert hat; dadurch aber setzt man sich der Gefahr aus, ein neues System aufzubauen, wenn man eine neue Sprache untersucht.

Erlauben Sie mir, Monsieur, Sie meiner zutiefst gefühlten und meiner höchst aufrichtigen Hochachtung zu versichern

Berlin den 7. März 1826

Wilhelm von Humboldt

Christoph Harbsmeier

Zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen
im Anschluß an Humboldts Brief
an Abel-Rémusat

Vorwort

Wenn von *Semantics of Natural Language* oder von *Universals of Linguistic Theory* verantwortlich geredet werden soll, dann muß die Frage nicht nur erlaubt sondern vielmehr auf der Tagesordnung sein, wie tiefgreifend sich natürliche Sprachen im Hinblick auf die in ihnen wirksamen strukturellen Prinzipien der Semantik und der auf sie anwendbaren sprachphilosophischen Theorien unterscheiden. Ich habe mich diesem Problem nach besten Kräften zu stellen versucht. Aber ohne die Unterstützung vieler Lehrer und Freunde wäre aus diesem Buche natürlich nie etwas geworden.

Mein philosophischer Lehrmeister Professor Günther Patzig aus Göttingen hat dieser Arbeit von den allerfrühesten Anfängen an seine moralische Unterstützung angedeihen lassen und embryonische Versionen durchgesehen. Ohne ihn hätte ich mit diesem Projekt nie angefangen.

Für entscheidende Anstöße, Inspiration und Gastfreundschaft danke ich Professor A.C. Graham aus London.

Besonderen Dank schulde ich aus verschiedenen Gründen den Philosophen A. Montefiore, Dr. R.C. Walker und Christopher Peacocke, den Linguisten Dr. P.A.M. Seuren und Professor A.F.L. Beeston sowie den Sinologen Dr. C.I. McMorran und Dr. David Hawkes, alle aus Oxford.

Dr. Askandar Ungleht aus Penang hat mich in französischen Übersetzungsfragen beraten.

Professor Søren Egerod aus Kopenhagen hat mir durch Rat und Tat freundschaftlichen Beistand geleistet.

Für wichtige Ratschläge und großzügige Gastfreundschaft danke ich dem Herausgeber, Professor H.E. Brekle aus Regensburg. Ohne ihn wäre dieses Projekt nie fertig geworden.

Den größten Dank aber schulde ich dem Gelehrten Tung Yu-Lin aus Tianjin, dem Leiter des Kean Ho Gymnasiums in Alor Star, von dem die meisten chinesischen Zeichen in diesem Band geschrieben worden

sind. Ich möchte diesen Band meinem verehrten Lehrer Tung Yu-lin widmen.

Juli 1978

C. H.

I Einleitung

Die vorliegende Arbeit gründet sich auf einen Teil einer Vorlesungsreihe *On Classical Chinese and the Philosophy of Language*, die ich im Institut für Philosophie der Universität Oxford 1973 gehalten habe. Sie wendet sich an alle diejenigen, die sich unter sprachphilosophischen Gesichtspunkten für die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus interessieren. Anhand der altchinesischen Sprache (AC) möchte ich auf Aspekte des Wortbegriffes, des Verhältnisses zwischen grammatischer und logischer Form von Sätzen, des Begriffs der Wortarten und der kategorialen Grammatik, sowie des Verhältnisses zwischen Subjekt und Prädikat eingehen. Für die Beschäftigung mit diesen Problemen liefert das AC meines Erachtens aufschlußreiches Anschauungsmaterial. Es ist das Verdienst von Wilhelm von Humboldt, die systematische Bedeutung des Altchinesischen für die allgemeine Sprachphilosophie anschaulich gemacht zu haben.

Zur Methode

Wenn die sprachphilosophische Reflexion über das Deutsche oder Englische zu wichtigen Resultaten führen kann, warum nicht auch die Reflexion über eine ganz andersartige, »exotische« Sprache? Es kommt auf einen Versuch an. Ein solcher Versuch wird hier unternommen. Als hochinteressantes Beispiel einer »exotischen« Sprache bietet sich für den Sprachphilosophen das Altchinesische unter anderem aus folgenden Gründen an:

1. Das Altchinesische gilt als extrem isolierende Sprache und steht damit im interessanten Gegensatz zu Sprachen wie Englisch und Japanisch, die unter Sprachphilosophen gegenwärtig als Beispiele natürlicher Sprachen eine beherrschende Rolle spielen.
2. Die Chinesen haben in den letzten 2000 Jahren eine blühende lexikographische und philologische Tradition entwickelt, so daß wir bei der Analyse von altchinesischen Sätzen auch mit in Betracht ziehen

können, wie die Chinesen sich sozusagen »unbeobachtet« gegenseitig die Bedeutungen von Wörtern und Sätzen klargemacht haben.

3. Das Altchinesische ist die einzige Sprache, in der sich ganz unabhängig von indoeuropäischen Einflüssen eine gediegene literarische Tradition philosophischer Reflexion entwickelt hat.¹ Es handelt sich also um eine auch intellektuell höchst ausdrucksfähige Sprache.

4. Wir können die linguistische Vor- und Nachgeschichte des Altchinesischen, nämlich die Entwicklung der chinesischen Sprache über die letzten 3000 Jahre hin, einigermaßen verfolgen und uns dabei auf eine äußerst umfangreiche linguistische Fachliteratur stützen.²

Aufgrund dieser Vorzüge verdient meines Erachtens das Altchinesische, ein Hauptgegenstand unserer sprachphilosophischen Reflexion zu werden, anhand dessen wir unsere Analysen im Hinblick auf ihre Universalität überprüfen, vielleicht modifizieren, und doch wohl sicherlich ergänzen können.

Ich plädiere also einfach dafür, daß wir das Altchinesische sprachphilosophisch ebenso ernst nehmen und sorgfältig analysieren, wie etwa das Englische. Die Weigerung analytischer Philosophen, »exotisches« Sprachen in mehr als anekdotischer Weise ernst zu nehmen, hat doch wohl weniger philosophische als praktische Gründe: *life is short*. In ihrer Ausschließlichkeit ist diese Weigerung methodologisch nicht zu rechtfertigen, sie ist bestenfalls zu entschuldigen.

In dieser Arbeit sehe ich meine Hauptaufgabe darin, dem Leser so viel wie möglich Anschauungsmaterial zur philosophischen Grammatik des Altchinesischen zu bieten und meine Resultate im Hinblick auf das Altchinesische möglichst klar herauszuarbeiten. Ich gehe nämlich davon aus, daß der geeignete Leser vor allem daran interessiert ist,

1 Von besonderem Interesse für den Sprachphilosophen sollte die altchinesische Sprachphilosophie sein. Sie wurde im Westen vor allem durch die Arbeiten von A. C. Graham erschlossen.

2 Die Bibliographie dieses Bandes gibt nur eine Auswahl der für die von mir behandelten Fragen relevanten Literatur.

was ich über das Altchinesische zu berichten habe. Eine theoretische Erörterung meiner Resultate im Zusammenhang der modernen analytischen Philosophie hoffe ich an anderer Stelle vorzulegen.

Die Auswahl der hier anzubietenden Materialien war natürlich schwierig, sie bleibt notwendigerweise oft willkürlich. Vieles mußte aus Platzgründen wegbreien, anderes aus Gründen der Verständlichkeit für Nicht-Sinologen, das meiste aber sicher einfach wegen Ignoranz des Autors. Diese Arbeit stellt einen ersten Anlauf dar, nicht ein letztes Wort.

Zu den Quellen

Die Primärquellen zur vorliegenden Untersuchung stammen vorwiegend aus der Zeit zwischen -600 und -200. Das bisweilen herangezogene Buch der Lieder (*Shi*) liegt etwas früher, die Zusammenstellung des öfter herangezogenen Buchs der Sitte (*Li Ji*) liegt später. In diesem langen Zeitraum hat das Altchinesische natürlich seine Veränderungen durchgemacht. Wo solche Veränderungen im Zusammenhang meiner Argumentation relevant sind, gehe ich eigens auf sie ein.

Einen konzisen Überblick über die Literatur dieser Periode gibt Hightower 1966. Wir besitzen aus dieser Zeit Orakelinterpretationen, lyrische Gedichte, offizielle Annalen, inoffizielle historische Kommentare, Heldengeschichten, politische Reden, philosophisch-politische Gespräche, Lexika, sprachphilosophische, naturwissenschaftliche, politische, philosophische und mystische Abhandlungen und vieles andere mehr. Für uns entscheidend ist, daß wir umfassendes Kontrollmaterial für die grammatischen Behauptungen der folgenden Kapitel haben. Das Altchinesische ist nicht nur philologisch gut aufgearbeitet, es sind uns auch erstaunlich viele Texte in einigermaßen vertrauenerweckendem Textzustand überliefert. Textkritische Ausgaben für alle von mir zitierten Texte liegen vor.

Umgangssprache und Schriftsprache im AC

Die meisten Sinologen gehen einfach davon aus, daß die Sprache der Gespräche des Konfuzius und des Buches Menzius die zeitgenössische Umgangssprache widerspiegeln.³ Die Selbstverständlichkeit, mit der dies weitgehend angenommen wird, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier für die allgemeine sprachphilosophische Betrachtung des AC ein höchst beunruhigendes Problem liegt: inwieweit hängen diejenigen Eigentümlichkeiten des AC, die es in den folgenden Kapiteln zu interpretieren gilt, damit zusammen, daß die Schriftsprache AC Besonderheiten entwickeln konnte, die allgemein in natürlichen Sprachen nicht so vorkommen, und die vermutlich auch der Umgangssprache unserer Periode fremd gewesen sind? Wir können dem AC doch wohl nur in sofern eine *allgemeine* sprachphilosophische Bedeutung zuschreiben, als wir uns davon überzeugt haben, daß die philosophisch relevanten Eigenschaften des AC nicht speziell mit seiner schriftlichen Fixierung und seiner »Künstlichkeit« zusammenhängen. Es wäre denkbar, daß das AC eine mehr oder minder künstliche Schriftsprache war, die sich, wie z. B. die Sprache der Telegramme und Zeitungsoberschriften, in ziemlich grundlegender Weise von natürlichen Sprachen unterscheiden dürfte.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Umgangssprache und Schriftsprache im AC ist meines Wissens bisher nicht Gegenstand eingehender sinologischer Untersuchungen gewesen.⁴ Eine detaillierte Antwort auf diese Frage würde den Rahmen dieser Einleitung sprengen. Ich kann nur einen Überblick liefern.

3 Vgl. z. B. Franke 1955:137

4 Karlgren 1951 sieht eine enge Verbindung zwischen Umgangssprache und Schriftsprache. Hu 1962:1 und Lin 1925 gehen von erheblichen Unterschieden aus.

Zunächst einmal dürfen wir davon ausgehen, daß die Schriftzeichen des AC für Wörter der Umgangssprache standen.⁵ Dies ergibt sich aus dem sehr weit verbreiteten Phänomen der phonetischen Entlehnungen im AC⁶ zusammen mit der Existenz von Dialektwörterbüchern wie dem *Fang Yan*. Phonetische Entlehnungen werden nur dann verständlich, wenn man die AC-Zeichen als mehr oder minder willkürliche Notationsweisen für gesprochene Wörter auffaßt; und Dialektwörterbücher kann es nur deshalb geben, weil AC-Zeichen für Wörter in bestimmten Dialekten stehen können. Das Vokabular der Schriftsprache und der Umgangssprache war also mit ziemlicher Sicherheit weitgehend dasselbe, wenn wir auch davon ausgehen müssen, daß viele volkstümliche Redeweisen und Wendungen nicht ihren Weg in die aristokratische und formelle Schriftsprache gefunden haben.

Wichtiger als das Vokabular sind für uns aber die Strukturpartikeln des AC, die Strukturelemente der Sprache. Auch diese dürften in Umgangssprache und Schriftsprache dieselben gewesen sein, weil sich verschiedene AC-Dialekte gerade im Hinblick auf den Gebrauch der Strukturpartikeln unterscheiden.⁷ Wenn der schriftsprachliche Gebrauch von Strukturpartikeln sich nicht auf einen umgangssprachlichen Gebrauch derselben Partikeln stützte, wäre eine solche Variation schwer erklärlich. Wenn das AC hinsichtlich seiner Strukturelemente eine Kunstsprache wäre, dann würden wir gerade hier schematische Konsistenz erwarten, wie wir sie etwa im Sanskrit in weit größerem Maße finden.

Wenn wir nun davon ausgehen, daß die schriftsprachlichen Strukturpartikeln der Umgangssprache entstammen, dann fragt sich immer noch, ob sie in der Schriftsprache genauso verwandt werden, wie in der Umgangssprache.

5 Über den »logographischen« und eben nicht »ideographischen« Charakter der chinesischen Schrift vgl. schon Ponceaux 1838 (Chao 1940)

6 Ein Blick in Karlgren 1961 gibt einen guten Eindruck von diesem Phänomen.

7 Vgl. z. B. Karlgren 1926

Vieles spricht dafür, daß dies der Fall war: in den Gesprächen des Konfuzius werden zum Beispiel Häufungen von Finalpartikeln in einer Weise verwandt, die ganz deutlich fühlen läßt, daß hier nicht Partikeln nach den Regeln einer Kunstsprache gesetzt werden, sondern daß vielmehr versucht wird, schriftlich Laute aufzuzeichnen, die der Meister am Ende seiner Sätze anscheinend auszustoßen die Gewohnheit hatte. Wenn die Schriftsprache eine literarische Kunstsprache gewesen wäre, dann würden solche grammatisch kaum motivierten Häufungen von Partikeln doch wohl schlechten Stil darstellen. Nachahmung der Redeweise des Meisters scheint die plausibelste Erklärung dieser stilistischen Besonderheit der Gespräche des Konfuzius.

Ein weiteres wichtiges Indiz dafür, daß Schriftsprache und Umgangssprache im AC eng miteinander verknüpft waren, ist die Überlieferung, daß Konfuzius seine Gespräche nicht niedergeschrieben hat, daß er aber die ihm in diesem Buch zugeschriebenen Aussprüche genau so getan hat. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang nicht, ob Konfuzius die Aussprüche wirklich getan hat, sondern daß man, ohne sich lächerlich zu machen, hat behaupten können, Konfuzius habe sich mündlich so ausgedrückt. Nur wenn man etwa so sprach, wie es in den Gesprächen geschrieben steht, konnte die Überlieferung glaubhaft sein, daß das Überlieferte die *ipsisima vox* des Meisters sei.⁸

Schließlich will ich auch den intuitiven Eindruck nicht unerwähnt lassen, dem sich kaum ein Sinologe wird verschließen können, daß wir es nämlich in vielen AC-Dialogen mit einer lebendig-flexiblen, idiomatisch und oft volkstümlich geprägten Sprache zu tun haben, deren Entstehung als weitgehend autonome künstliche Schriftsprache kaum vorstellbar ist.

⁸ Man darf allerdings nicht vergessen, daß auch die Aussprüche Jesu als *ipsisima vox* Jesu bezeichnet worden sind, obwohl er wahrscheinlich überhaupt nicht Griechisch konnte und jedenfalls aramäisch predigte und redete.

Dieser subjektive Eindruck wird durch die objektive Tatsache bestärkt, daß die frühesten zweifellos umgangssprachlichen Texte der chinesischen Sprache größtenteils als eine natürliche Weiterentwicklung des AC analysiert werden können. (Vgl. Gurevič 1974)

Zur Behandlung »exotischer« Sprachen in der analytischen Philosophie

Während in der generativen Grammatik die Untersuchung gewisser »exotischer« Sprachen in Einzelfragen doch eine gewisse untergeordnete Rolle gespielt hat, ist vom Standpunkt der analytischen Philosophie über die mögliche Bedeutung dieser Sprachen kaum etwas geschrieben worden.⁹ In diesem Abschnitt möchte ich kurz auf einige prominente Arbeiten zu diesem Themenkreis eingehen. Ich hoffe, daß durch diese Erörterungen mein methodischer Ansatz deutlicher wird, und daß einige Mißverständnisse aufgedeckt werden, die in den folgenden Kapiteln vermieden werden müssen.

Bei der sprachphilosophischen Beschäftigung mit dem AC und »exotischen« Sprachen im allgemeinen scheinen mir nämlich zweierlei Verhaltensregeln wichtig zu sein, die in den zu behandelnden prominenten Arbeiten nicht immer beachtet werden:

1. Wir dürfen nicht hoffen, bei der philosophisch grammatischen Analyse z. B. des AC überzeugend mitreden zu können, ohne die Sprache gründlichst studiert zu haben.
2. Wir dürfen auch nicht hoffen, mit ein paar wohlverstandenen und wohlplazierten Sprachbeispielen z. B. aus dem AC etwa Grundprobleme der analytischen Philosophie im Handstreich lösen zu können.

A. Ian Hacking: A Language Without Particulars

Der Logiker und Philosoph Hacking fragt: Lassen sich Sätze aller natürlichen Sprachen in Subjekt und Prädikat aufteilen, oder sind »Sub-

⁹ Vgl. allerdings die aufschlußreichen Arbeiten von I. R. Richards, Tsu-lin Mei und I. Hacking.

jekt« und »Prädikat« Kategorien, die nur auf eine begrenzte Zahl von Sprachen anwendbar sind? Er will zeigen, daß es eine Sprache ohne referierende Ausdrücke (d. h. ohne logische Subjekte) nicht nur geben kann, sondern daß die von Swadesh und Sapir beschriebene Kwakiutl-Sprache tatsächlich eine solche Sprache ist.

Peter Strawson hatte in seinem viel diskutierten Buch *Individuals* behauptet, daß solche Sprachen nicht praktikabel seien, und Hacking versucht durch sein Gegenbeispiel zu zeigen, daß solche Sprachen nicht nur praktikabel wären, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach sogar wirklich existieren. Hacking zitiert Sapir 1949:158, wo erklärt wird, warum die Nootka-Übersetzung des englischen Satzes *The stone falls* anscheinend kein Subjekt hat: nach Sapir muß der Nootka-Satz mit der gleichen Bedeutung etwa wie *It stones down* aufgefaßt werden. (Nootka ist eine mit Kwakiutl eng verwandte Sprache.)

Die Pronomina können im Kwakiutl nach Ansicht Hackings deshalb nicht als Subjekte oder referierende Ausdrücke gerechnet werden, weil sie nicht wie im Englischen durch volle Nomina ersetzt werden können. Ein Satz wie *Sokrates schwimmt* sehe nämlich im Nootka etwa folgendermaßen aus:

Sokrates-x und schwimm-x,

wobei »x« hier für ein Pronomen im Kwakiutl steht. (Ich habe diese Notation hier gewählt, weil nach Hacking die Pronomina im Kwakiutl etwa die Rolle von Variablen oder *place-holders* spielen.)

Eigennamen sind im Kwakiutl ebenfalls nicht als Subjekte zu rechnen, wenn wir Hacking Glauben schenken wollen, weil sie lediglich Beschreibungen sind. Ein Satz wie *Kapstadt ist groß* sähe dann auf Kwakiutl etwa so aus:

Stadt-am-Kap-x und groß-x

Es wäre nun in der Tat hochinteressant, wenn sich Strawsons philosophische Argumentation durch Beobachtungen dieser Art widerlegen ließe. Aber hat Hacking mit seinen Beobachtungen recht?

Zunächst einmal hat Hacking einen etwas unglücklichen Start, weil er

gleich zu Anfang den entscheidenden Unterschied zwischen Quines *language without singular terms* und Strawsons *feature-placing language* übersieht. Hacking fragt: »Could there be a natural language without what Quine calls singular terms or one whose speakers do not, in Strawsons phrase introduce particulars into their remarks?« Tatsächlich führt Quines Sprache ohne referierende Ausdrücke durch den Gebrauch von Variablen in bestimmter Weise Subjekte in Sätze ein, während sie es vermeidet, Subjekte durch referierende Ausdrücke einzuführen. Dagegen spielen solche Variablen, Subjekte oder *place-holders* in Strawsons Sprache ohne Prädikation *per definitionem* keine Rolle. Hacking verwischt also einen entscheidenden Unterschied.

Aus Hackings Beobachtungen zum Kwakiutl ergibt sich nun, daß diese Sprache mit einer Sprache ohne Prädikation nichts zu tun hat, weil sie nämlich Variable oder »Pronomina« enthält und in Sprachen wie dem Kwakiutl offenbar über ebensolchen Variablen oder »Pronomina« prädiziert wird, d. h. diese als Argumente von Prädikaten verwendet werden. Für Strawsons Argumentation über Sprachen ohne Prädikation ist Hackings Beispiel also ohne Belang. Hacking ist lediglich zu der Anmerkung berechtigt, daß die einzigen referierenden Ausdrücke im Kwakiutl anscheinend die Pronomina sind. Von einer Aufhebung der Prädikation im Kwakiutl kann nicht die Rede sein, höchstens von einer Begrenzung der Subjekte auf Pronomina.

In engem Zusammenhang mit dem Subjekt/Prädikat-Problem steht die Unterscheidung zwischen Nomen und Verb. Hacking weist auf die Verallgemeinerung von Sapir und Swadesh hin, daß im Kwakiutl alle normalen Wörter ein potentiell Prädikat darstellen. Wenn das richtig wäre, dann wäre es sinnlos, lexikalisch zwischen Nomina und Verben zu unterscheiden. Und wenn die Unterscheidung zwischen Nomina und Verben fällt, dann fällt nach Hacking auch die Einteilung von Sätzen in Subjekt und Prädikat.

Aber selbst wenn wir im Kwakiutl Wörter im Lexikon nicht in ge-

wohnter Weise in Nomina und Verba einteilen können, können wir immer noch nach einer Unterscheidung zwischen nominaler und verbaler Funktion im interpretierten Satz suchen. Nehmen wir zum Beispiel an, daß *round* in einem englischen Lexikon ohne Angabe der Wortart stünde, zu der dieses Wort gehört, dann könnten wir immer noch nach Beweisen dafür suchen, ob *round* in einem gegebenen Satz in einer gegebenen Interpretation als Verb, Adjektiv, Nomen oder als Präposition fungiert. Und ganz analog: wenn es in einer Sprache überhaupt keine lexikalische Unterscheidung zwischen Verben und Nomina gäbe, dann könnten wir immer noch nach syntaktischen Merkmalen für nominale oder verbale Wortfunktion in dieser Sprache suchen. Solche Merkmale könnten etwa in der Kombinierbarkeit mit Negationen, mit gewissen Partikeln etc. bestehen.

Es wäre nun von außerordentlich großem Interesse für Sprachphilosophen, wenn es sich tatsächlich herausstellte, daß es Sprachen gibt, in denen die Unterscheidung zwischen Nomen und Verb, zwischen nominaler und verbaler Funktion im Satz *in gar keiner Weise* wirksam ist. Wenn aber Hacking hätte entscheiden wollen, ob Kwakiutl eine solche Sprache ist — und wir dürfen nicht vergessen, daß er letzten Endes recht behalten könnte — dann wäre ihm nichts anderes übrig geblieben, als gründlich Kwakiutl zu lernen und zu studieren.

Auch die Frage nach der Rolle der Eigennamen im Kwakiutl läßt sich erst nach einem solchen gründlichen Studium ordentlich beantworten: die Tatsache daß Eigennamen anscheinend immer eine deskriptive Bedeutung haben ist ja an sich ganz irrelevant. Entscheidend ist, ob diese Eigennamen *immer* und ausnahmslos in Übereinstimmung mit ihrer deskriptiven Bedeutung verwendet werden: Verändert zum Beispiel ein Dorf namens »Dorf am Flußufer« *notwendigerweise* seinen Namen, wenn der Fluß seinen Lauf verändert, so daß das Dorf nicht mehr am Flußufer liegt? Gilt ähnliches für Eigennamen von Menschen? Ich weiß nicht, ob wir glücklich darüber sein dürfen, daß sich Sprachphilosophen heute in aller Regel für die ernsthafte Untersuchung solcher Fragen zu fein sind.

Hackings Aufsatz scheint mir jedenfalls in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: erstens zeigt er die potentielle Relevanz »exotischer« Sprachen für die Erörterung von Grundfragen der analytischen Sprachphilosophie, und zweitens macht er auf die Gefahren einer dilettantischen oder anekdotischen Beschäftigung mit solchen Sprachen aufmerksam.

B. Mei Tzu-Lin: *Subject and Predicate*

Der Logiker Hacking versucht zu zeigen, daß Strawsons Lehre von Subjekt und Prädikat durch die grammatischen Fakten der Kwakiutl-Sprache widerlegt wird. Der Sinologe Mei ist ehrgeiziger: aufgrund einiger Beobachtungen zur chinesischen Umgangssprache versucht er nicht nur Strawsons Lehre von Subjekt und Prädikat zu widerlegen, sondern er überführt Strawson auch des »Sprachimperialismus«. Zugleich behauptet Mei auch noch, mit seinem Aufsatz die *school of ordinary language* widerlegt zu haben, für deren prominenten Vertreter er Strawson hält. (Mei 1961:157)

In *Individuals* legt Strawson bekanntlich ein grammatisches und ein Kategorien-Kriterium für die Unterscheidung von Subjekt und Prädikat im Englischen vor. Mei konzentriert sich auf das grammatische Kriterium und stellt die berechtigte Frage: »What about the grammatical facts of Chinese? Do they uphold the traditional doctrine (über die Subjekt/Prädikat-Unterscheidung)?«

Strawson schweigt sich natürlich über die Grammatik des Chinesischen aus, und Mei meint die Gründe für dieses Schweigen zu kennen: »Strawson's silence on this point can be interpreted in only two ways. He must either have thought that they (die grammatischen Tatsachen des Chinesischen) conform to his (grammatischen) criterion or that they are irrelevant.« (S.157)

Diese wenig schmeichelhafte Vermutung Meis deutet auf ein tiefes Mißverständnis der analytischen Strategie von Strawson hin, das wir als solches erkennen und vermeiden müssen: Strawson ist weder auf die offenbar törichte Ansicht verpflichtet, daß das grammatische

Kriterium für Subjekte und Prädikate im Englischen ohne weiteres auf ganz andersartige Sprachen angewandt werden kann; und er ist erst recht nicht auf die ebenso törichte Meinung festgelegt, daß die grammatische Charakterisierung von Subjekt und Prädikat im Chinesischen philosophisch irrelevant sei. Aufgrund seiner Erfahrung mit dem Englischen könnte er allerhöchstens zu der Vermutung neigen, daß es vielleicht auch im Chinesischen grammatische Kriterien der einen oder anderen Art für Subjekt und Prädikat gibt.

Meis methodologischer Einwand gegen die Vernachlässigung »exotischer« Sprachen hätte dann Gewicht, wenn Strawson die allgemeinen Oberflächenrestriktionen für Subjekte und Prädikate in natürlichen Sprachen behandelt hätte. Aber offenbar hatte Strawson nichts dergartiges im Sinn. Er ging von einer logischen Unterscheidung zwischen der »referierenden« und der »propositionalen« (cf. Strawson 1959:149) Weise Begriffe in Sätze einzuführen aus, und er untersuchte, ob diese Unterscheidung sich irgendwie auch in der Oberflächenstruktur von einigen Sätzen der englischen Sprache zeigt. Bei dieser Untersuchung kam er zu einem positiven Ergebnis. Ob sich dieses Ergebnis nun für alle natürlichen Sprachen hätte erzielen lassen, ist eine hochinteressante empirische Frage, deren Formulierung aufgrund der Arbeiten von Strawson leichter geworden ist; aber von einem einzelnen können wir die Antwort auf diese umfassende Frage kaum erwarten.

Strawsons Strategie besteht in der exemplarischen Behandlung der Subjekt-Prädikat-Problematik anhand des Englischen. Von »Sprachimperialismus« kann da keine Rede sein.

Mei schreibt: »The fate of two mighty schools of philosophy depends upon the presence or absence of certain grammatical features in Chinese.« (Mei 1961:157) Weil er im Chinesischen keine regelmäßige Copula wie das Englische *is* und kein Suffix wie das Englische *-s* oder *-es* für die dritte Person Singular Präsens von Verben findet, hält er das Schicksal dieser »mächtigen Philosophenschulen« für besiegelt.

Daß sich nun aber natürliche Sprachen im Hinblick auf Flexion der Verben und den Gebrauch von Copula unterscheiden, ist selbstver-

ständig; daß das Chinesische in dieser Hinsicht nicht mit dem Englischen übereinstimmt, ist nur zu erwarten. Interessant für Strawson ist nicht die von Professor Mei aufgegriffene Frage, ob sich sein für das Englische entwickeltes grammatisches Kriterium ohne weiteres auf das Chinesische anwenden läßt; interessant ist vielmehr die Frage, ob es für das Chinesische überhaupt ein grammatisches Kriterium für die Unterscheidung zwischen »referierend« und »propositional« fungierenden Ausdrücken, also Subjekten und Prädikaten von Sätzen, angeben läßt. Die Antwort auf die letzte Frage ist ein eindeutiges »ja«. Der Ausdruck *zoule*: »lief weg« ist im Chinesischen ebenso eindeutig »propositional« wie das englische *smokes*. Die Begriffe »verbaler Ausdruck« und »Prädikat« lassen sich grammatisch und morphologisch für das Chinesische sehr wohl definieren. (Vgl. z. B. Chao 1968:663, sowie Jachontovs Monographie über das Verb in der modernen Umgangssprache, Jachontov 1957). Ähnliches gilt für den Begriff »nominaler Ausdruck«.

Professor Mei meint offenbar, »mächtige Philosophenschulen« durch ein paar elementare Betrachtungen zur chinesischen Sprache aus den Angeln heben zu können. Mir liegt eine solche ambitionöse Zielsetzung in dieser Art fern. Ich möchte vielmehr einen unpolemischen, konstruktiven Beitrag zur Erschließung des Chinesischen für die sprachphilosophische Diskussion leisten.

C. W. V. Quine: *Word and Objekt*

In Kapitel II von *Word and Objekt* spricht Quine an vielen Stellen von hypothetischen *jungle languages* und ihrer Übersetzung. Es erhebt sich die natürliche Frage, welche Bedeutung das Studium wirklicher »exotischer Sprachen« für die Lösung der hochinteressanten von Quine aufgeworfenen Probleme hat bzw. hätte. Quines Formulierung seiner These läßt zu dieser Frage geradezu ein: »Manuals for translating one language into another can be set up in divergent ways, all compatible with the totality of speech dispositions, yet incompatible with one another. In countless places they will diverge in giving, as

their respective translations of a sentence of one language, sentences of the other language which stand to each other in no plausible sort of equivalence however loose.» (Quine 1960:27)

Wenn wir eine ganz fremde Sprache A erklären, so meint Quine, dann stellen wir analytische Hypothesen aufgrund des Verhaltens der Sprecher dieser Sprache auf. Quines These ist dann die, daß wir immer verschiedene solche analytischen Hypothesen aufstellen können, die

1. mit dem beobachteten Verhalten der Sprecher von A verträglich sind, und
2. bei unendlich vielen Sätzen in A zu widersprüchlichen oder miteinander unvereinbaren Übersetzungen mit verschiedenen Wahrheitsbedingungen führen.

Der einfachste Beweis dieser linguistischen Version von Quines These wäre nun die Angabe eines Beispiels einer natürlichen Sprache sowie zweier analytischer Hypothesen, die den oben genannten Bedingungen genügen. Quine ist sich dieser Tatsache durchaus bewußt, und er entschuldigt sich in der folgenden Weise dafür, daß er uns ein solches Beispiel schuldig bleibt: »There is an obstacle to offering an actual example of two such rival systems of analytical hypotheses. Known languages are known through unique systems of analytical hypotheses established in tradition of painfully arrived by unique skilled linguists. To devise a contrasting system would require an entire duplicate enterprise of translation unaided even by the usual hints from interpreters.« (Quine 1960:72)

Ein ebensolcher *duplicate enterprise*, ausgeführt im Lichte der Arbeiten von Quine und anderen über die Philosophie der Sprache, würde doch wohl einen gewichtigen Beitrag zu den von Quine aufgeworfenen Problemen leisten. Die folgenden Kapitel können nun als Untersuchungen zur Möglichkeit alternativer analytischer Hypothesen zu unseren gewohnten Übersetzungsmethoden für altchinesische Sätze aufgefaßt werden. Ich will hinter die Regeln zurückfragen, die wir uns aneignen, wenn wir altchinesische Sätze ins Englische oder Deutsche zu übersetzen lernen. Insbesondere werde ich in diesem Zusammen-

hang untersuchen, inwieweit die grammatische Form altchinesischer Sätze jene Annahmen über die logische Form dieser Sätze rechtfertigt, die in unseren Übersetzungen implizit sind.

Ich möchte im Rest dieses Abschnitts nun nicht etwa eine theoretische Kritik im Taschenformat der Quineschen These von der *indeterminacy of translation* vorlegen, sondern ich möchte mich Quines Behandlung konkreter sprachlicher Beispiele für seine These kritisch zuwenden.

Quines hypothetische Beispiele wie das berühmte *gavagai* können wir hier getrost außer acht lassen. Quine hätte seiner These ohnehin einen besseren Dienst erwiesen, wenn er stattdessen das englische Wort *rabbit* und dessen homonyme Übersetzungen ins Englische erörtert hätte.

Quine 1969:47 enthält ein aufschlußreicheres Beispiel: er stellt sich zwei Nachbarn vor, die sich über gewisse Formeln unterhalten, und Quine gelangt zu dem Schluß: »Here we can systematically reconstrue our neighbor's references to formulae as really references to Gödel numbers and vice versa.« Wenn wir Quines Bericht trauen können, dann scheint die theoretische Sprache der Mathematik in der Tat in mancher Hinsicht eben jene Indeterminiertheit an den Tag zu legen, um die es Quine geht. Aber die Frage ist nicht die, ob gewisse künstlich-formale Teile der Sprache indeterminiert sind. Die Frage ist, ob natürliche Sprachen in eben dieser Hinsicht mit formalen Sprachen vergleichbar sind. Für unser Problem ist Quines Beispiel bestenfalls marginal.

In Quine 1969:35ff tritt Quine endlich mit einem Beispiel an, dessen Relevanz außer Frage steht. Er erörtert eine Konstruktion in der japanischen Sprache, für die er zwei miteinander unvereinbare analytische Hypothesen angibt, zwischen denen man angeblich aufgrund beobachtbaren Verhaltens nicht unterscheiden kann. Die Konstruktion, von der Quine spricht, ist diese: die japanische Übersetzung von »drei Bücher« lautet wörtlich übersetzt etwa so: BUCH DREI BAND. Quine gibt nun die folgenden beiden analytischen Hypothesen für diese

Konstruktion an:

1. BAND wird als eine spezielle Endung des Zahlwortes DREI oder jedenfalls als Teil des Zahl-Ausdrucks gerechnet, und BUCH wird als ein Begriff aufgefaßt, der auf zählbare Gegenstände, nämlich Bücher, angewendet wird.

2. Die Konstruktion wird in Analogie zu »drei Glas Wasser« aufgefaßt: dann gilt BAND als ein Begriff, der auf zählbare Gegenstände angewendet wird, und BUCH wird als Massenbegriff interpretiert.

Man braucht nun kein Japanologe vom Fach zu sein, um darauf hinweisen zu können, daß Quines zweite analytische Hypothese mit den Fakten der japanischen Sprache außerordentlich schwer vereinbar ist. Erstens läßt sich Quines Analyse nur auf solche Klassifikatoren wie BAND anwenden, die zugleich auch als nominale Ausdrücke in japanischen Sätzen vorkommen können. Eine erhebliche Zahl von Klassifikatoren im Japanischen sind aber nicht von dieser Art. Um seine Hypothese aufrechtzuerhalten, muß Quine also eine anderweitig überhaupt nicht belegte Bedeutung für solche Klassifikatoren annehmen und erklären, warum seine neugeschaffenen Nomina *nur* nach Zahlwörtern und mit gewissen Nomina verwandt werden. Zweitens hilft Quines zweite Hypothese noch nicht einmal bei den auch als Nomina verwendeten Klassifikatoren weiter, weil diese als Nomina selbst unter Hinzufügung eines weiteren Klassifikators gezählt werden müssen.

Man wird zugeben müssen, daß ein wenig mehr philosophische Feldarbeit Professor Quine nicht übel angestanden hätte, bevor er seinen mächtigen Schuß zog: »... here is a question that remains undecided by the totality of human behavior.« Quine 1969:38

Statt nun aber großen Sprachphilosophen weiter kleinlich am Zeuge zu flicken, möchte ich es lieber selber besser machen. Sehen wir nach, was wir durch das Studium der altchinesischen Sprache positiv über die Philosophie der Sprache lernen können. Ich bin sicher, daß da viel Bedenkenswertes zu lernen ist.

II Semantik und Pragmatik im AC

Manche Sätze der deutschen Sprache lassen sich weitgehend ohne Rücksicht darauf interpretieren, wer sie zu wem, wann, wo, in welchem Zusammenhang und unter welchen Umständen ausgesprochen hat:

(1) a Zwei mal acht ist sechzehn, und drei mal vier ist zwölf.

Man vergleiche nun die AC-Version von (1) a, wie ich sie in einer astronomischen Abhandlung aus der frühen Han-Zeit gefunden habe:

(1) b

二 八 十 六 三 四 十 二

er ba shi liu san si shi er
ZWEI ACHT ZEHN SECHS DREI VIER ZEHN ZWEI (HNT III.6b)

Daß (1) b keine altchinesische Telefonnummer, sondern ein zweiseitiger Satz ist, ergibt sich für den Leser aus dem Zusammenhang.¹ Für den Hörer geht es sicher auch aus der Intonation hervor.

Vom grammatischen Standpunkt ist (1) b darüberhinaus als Satz vieldeutig. Man kann zum Beispiel übersetzen: »Zwei mal achtzig ist sechs und drei mal vierzig ist zwei« oder sogar »Zwei mal sechsundachtzig ist gleich drei mal zweiundvierzig«. Welche dieser grundsätzlich möglichen Interpretationen die richtige ist, ergibt sich wieder aus dem Zusammenhang.

1. Man könnte versucht sein zu meinen, daß die Kürze des AC mit der physischen Mühseligkeit der Schreibweise im alten China zusammenhängt. Aber ist es denn im alten Indien oder Griechenland oder in Ägypten so viel leichter gewesen zu schreiben?

Der pragmatische Zusammenhang spielt bei der Interpretation von AC-Sätzen anscheinend eine ungleich größere Rolle als bei vergleichbaren Sätzen der deutschen Schriftsprache.² Das Prinzip, nach dem viele AC-Sätze zu verfahren scheinen, hat Konfuzius in den Gesprächen zugleich ausgesprochen und exemplifiziert:

(2)

辭達而已矣

ci da er yi yi

WORT ERREICHEN UND EINHALTEN *yi**: »Worte müssen verständlich sein, das ist alles.« LY 15.41

In diesem Kapitel erläutere ich zunächst anhand von Beispielen die Konvention der Sparsamkeit des sprachlichen Ausdrucks im AC.

Als nächstes beschreibe ich ein Prinzip der grammatischen Entbehrlichkeit informationstheoretisch redundanter Elemente im AC. Dieses Prinzip beschreibt eine Eigentümlichkeit des AC, die ich aus anderen Sprachen nicht kenne.³

Schließlich wende ich mich dem Problem der strukturellen Indeterminiertheit oder Vagheit im AC zu, das im engen Zusammenhang mit der Rolle der Pragmatik sowie dem Entbehrlichkeitsprinzip im AC steht.

1 Sparsamkeitskonvention im AC

Die prägnante Kürze des AC erlaubt eine rasant-graziöse Erzähltechnik, die in vielen anderen Sprachen kaum denkbar wäre. Ein typisches Beispiel findet sich in den Gesprächen des Konfuzius:

2. Man vergleiche z. B. Stalnaker 1972 mit dem in diesem Kapitel vorgelegten Material.

3. Meines Wissens ist dieses Prinzip auch für das AC bisher nicht formuliert worden.

* Für die Erklärung dieser im Text nicht erklärten Partikeln vgl. den Index.

(3)

使子路反見之

shi Zi Lu fan jian zhi
VERANLASSEN ZI LU ZURÜCK SEHEN IHN.

至則行矣

zhi ze xing yi
ANKOMMEN DANN GEHEN *yi*: »Konfuzius bat den Zi Lu zurückzukehren und den Mann aufzusuchen. Als Zi Lu bei dessen Haus ankam, war der Mann fort.« LY 18.7

Es ist bezeichnend, daß meine deutsche Übersetzung nicht etwa wiedergibt, was der AC-Satz »als solcher«, also abgesehen von seinem Zusammenhang, bedeutet. Aus grammatischen Gründen kann man in der deutschen Übersetzung die Sparsamkeit des AC nicht nachmachen. Meine Übersetzung sagt noch nicht einmal, was der AC-Satz im normalen Sinne dieses Ausdrucks »bedeuten kann«. Vielmehr versucht die Übersetzung auszudrücken, was der Autor wohl hat mitteilen wollen, als er den Satz niederschrieb.

Man muß AC-Sätze wie (3) fast in der Weise lesen, wie man ein Telegramm liest, also davon ausgehen, daß Unnötiges oder Selbstverständliches ausgelassen ist. Das Selbstverständliche muß sich dann aus dem pragmatischen und textuellen Zusammenhang ergeben.

Solcher »Telegrammstil« gilt im AC nicht nur als grammatisch korrekt, sondern oft geradezu als schön. In der philosophischen Dichtung des AC führt solcher Stil oft zu prägnanter lyrischer Dichte:

(4)

知不知上

zhi bu zhi shang
WISSEN NICHT WISSEN OBEN

不知知病

bu zhi zhi bing
NICHT WISSEN WISSEN KRANKHEIT

夫唯病病故不病

fu wei bing bing gu bu bing
fu NUR KRANKHEIT KRANKHEIT DAHER NICHT KRANKHEIT

»Wissende Unwissenheit ist das Beste,
Unwissendes Wissen ist eine Krankheit.

Nur wer diese Krankheit als solche erkennt, wird nicht krank.

Lao 71

Gedrängter geht es nicht, kryptischer wohl auch kaum. Entscheidend in unserem Zusammenhang aber ist, daß wir es hier mit grammatisch korrekten, vollständigen AC-Sätzen zu tun haben. Diese Sätze mögen stilistisch extrem sein, aber kein Chinese würde auf den Gedanken kommen, sie für ungrammatisch zu halten. Sie fallen nicht aus dem Rahmen der AC-Grammatik, wie etwa manche modernistischen deutschen Gedichte aus dem Rahmen der deutschen Grammatik ausbrechen. Im Deutschen kann ein Dichter einen vergleichbaren Effekt nur dadurch erreichen, daß er sich große dichterische Freiheit von der Grammatik herausnimmt. Der AC-Dichter braucht dagegen nur die grammatischen Möglichkeiten seiner Sprache auszuschöpfen. Was im Deutschen dichterische Freiheit ist, muß im AC als integrierter Bestandteil der grammatischen Struktur der Sprache gelten.

Die verkürzte Redeweise der hier besprochenen Art ist nun beileibe nicht auf literarische oder poetische Texte beschränkt. Gerade fachwissenschaftliche Texte sind im AC oft elliptisch bis zur Unverständlichkeit, ohne doch von den Chinesen als ungrammatisch empfunden zu werden:

(5)

二名一實重同也

er ming yi shi chong tong ye
ZWEI NAME EIN WIRKLICHKEIT DOPPELT GLEICH ye

不外於兼體同也

bu wai yu jian ti tong ye
NICHT AUSSERHALB VON VEREINIGEN KÖRPER GLEICH ye

居處於室合同也

ju chu yu shi ho tong ye
ZUSAMMEN SICHBEFINDEN IN HAUS VEREINIGEN GLEICH ye

有以同類同也

you yi tong lei tong ye
HABEN DURCH GLEICH ART GLEICH ye.

»Wenn zwei Dinge sich nur hinsichtlich ihres Namens unterscheiden, dann heißen sie identitätsgleich.

Wenn Dinge nur innerhalb des gleichen organischen Ganzen vorkommen können, dann heißen sie organisch gleich.

Wenn Dinge sich zusammen in einem Haus befinden, dann heißen sie örtlich gleich.

Wenn Dinge eine Eigenschaft gemeinsam haben, dann heißen sie artgleich.« Mo 42.41

Der Text beschreibt eine vierfache Vieldeutigkeit des Wortes GLEICH. Er liest sich zunächst wie eine Aneinanderreihung von Stichworten. A.C. Graham, der führende Exeget der chinesischen Logik im Westen, hat sich in einem Aufsatz eingehend mit der Gram-

matik des Mo Jing beschäftigt, aus dem das obige Zitat stammt. Er schreibt: »Writers in Western languages who find themselves in the position of having to quote from these imperfectly understood documents seem often to be translating on the assumption that they are dealing with fragmentary notes rather than consecutive sentences. It may therefore be advisable to state plainly from the start that the later Mohists wrote true sentences, not less but more strictly organized than those of other pre-Han writers.« (Graham 1971:59. Vgl. auch das monumentale Graham, 1978)

Zu den im Deutschen oft grammatisch erforderlichen, im AC aber gern eingesparten semantischen Bestimmungen in einem Satz gehören Satzkonjunktionen, Subjekte und Objekte⁴ von Verben, Zeitbestimmungen, Bestimmtheit und Unbestimmtheit von Nomina etc. Daß diese Elemente ohne Gefahr für effektive Kommunikation sehr oft ausgelassen werden können, habe ich als Sprecher von Pidgin Englisch in Malaysia am eigenen Leibe erfahren können.

Der Vollständigkeitsregel im Schriftdeutschen steht also im AC eine Sparsamkeits- oder Unvollständigkeitskonvention gegenüber — relativ gesehen. Es gilt im AC als stilistisch unschön, wenn ein Satz Elemente enthält, die sich ohnehin aus dem Zusammenhang ergeben hätten, also im Zusammenhang redundant sind. Die morphemische Struktur des Schriftdeutschen erzwingt aber in vieler Hinsicht Redundanz, und selbst Subjekte sowie Objekte dürfen oft auch dann nicht ausgelassen werden, wenn sie zum Verständnis des Satzes überflüssig sind.

4. Die Entbehrlichkeit von *sowohl* Subjekt *als auch* Objekt deutet auf einen Parallelismus zwischen Subjekt und Objekt hin, die ja auch vom logischen Standpunkt aus gesehen besteht. Im Deutschen dagegen ist jedenfalls in der Schriftsprache das Objekt oft entbehrlich (z. B. *Er ißt*), das Subjekt aber im einfachen Satz fast nie (man kann nicht schreiben: *Ißt Fleisch*.)

Weniger noch als in anderen Sprachen läßt sich im AC das Studium von linguistischen Strukturen streng vom Studium der Sprache in ihrem extralinguistischen Zusammenhang trennen.

Aus der Kontext-Gebundenheit von AC-Sätzen ergeben sich Konsequenzen für die allgemeine pragmatische Charakterisierung dieser Sätze. Ein Satz, dessen Bedeutung sich erst aus dem Zusammenhang ergibt, ist im allgemeinen nicht primär als Abbild oder objektive Darstellung des Sachverhaltes gemeint, sondern primär als Mitteilung. Man ist versucht zu sagen, daß nur wer mitteilen will, ohne notwendigerweise auch abbilden oder objektiv darstellen zu wollen, so elliptisch reden und schreiben würde, wie das die alten Chinesen anscheinend zu tun pflegten. Nur in einer Mitteilung, nicht aber in einer objektiven Darstellung, kann beim Leser so viel vorausgesetzt werden, wie das in AC-Sätzen so oft der Fall ist.

Die AC-Konvention, verkürzt zu reden, ist also zugleich eine Konvention primär mitteilend und weniger objektiv dastellend zu reden. Der sprachliche Ausdruck fungiert im AC weniger als etwa im Altgriechischen als vermeintliches Abbild von etwas, und mehr als Vehikel zur Verständigung über etwas. Es versteht sich von selbst, daß wir es hier mit einem graduellen und nicht mit einem absoluten Unterschied zwischen dem Altgriechischen und dem Altchinesischen bzw. deren Verwendung zu tun haben.

In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, daß sich die traditionellen frühen Kommentatoren von AC-Texten selten danach gefragt zu haben scheinen, was ein Ausdruck »als solcher« oder »wörtlich genommen« bedeutet. Gefragt wird fast immer nur, was der Autor mit seinem Ausdruck im diesem Zusammenhang wohl gemeint hat. Dies gilt in überraschendem Ausmaß auch noch für die traditionellen chinesischen Philologen des 18. und 19. Jahrhunderts.

In der chinesischen Lexikographie führt diese Tendenz der Kommentatoren oft dazu, daß alte Glossen über die konkrete Bedeutung eines Ausdrucks in einem bestimmten Zusammenhang als lexikalische Bedeutungen dieses Ausdrucks aufgeführt werden. Ein Beispiel für die-

ses Phänomen entnehme ich aus dem Artikel über GROSS in dem Großen Lexikon der Chinesischen Sprache S. 3240: »GROSS bedeutet so viel wie »alle«.« Als Beleg für diese Bedeutung des Wortes GROSS führt das Lexikon den Ausdruck GROSS VERWANDELN ERREICHEN: »Die große Verwandlung wird erreicht« an, weil ein alter Kommentator den Ausdruck GROSS VERWANDELN durch ALLE VERWANDELN: »alles verwandelt sich« glossiert hat. Nun ist es ganz plausibel, daß die große Verwandlung im gegebenen Zusammenhang eine Verwandlung ist, in der sich alles verwandelt, aber das macht natürlich ALLE noch nicht zu einer lexikalischen Bedeutung von GROSS. (Zum Problem der Wortart von VERWANDELN siehe Kapitel III)

2 Entbehrlichkeitsprinzip

Die Sparsamkeitskonvention ist keine grammatische Regel, sondern eben nur eine Konvention. Diese Konvention wird durch ein grammatisches Prinzip des AC ermöglicht, das die Ersparung informationstheoretisch redundanter Elemente in AC-Sätzen grundsätzlich erlaubt.

Ich möchte dieses Prinzip anhand von einem einfachen Beispiel anschaulich machen.

4(6)

昔武王克殷

xi Wu wang ke Yin
FRÜHER WU KÖNIG UNTERWERFEN YIN: »In alter Zeit hat König Wu die Yin unterworfen.« Zuo, Xi 6.3.
Im Deutschen kann man hier die Zeitbestimmung »in alter Zeit« auslassen, alles andere muß aus grammatischen Gründen bleiben. Vergleichen wir nun die Verkürzungsmöglichkeiten im AC:

- (6) a FRÜHER UNTERWERFEN YIN
- b FRÜHER UNTERWERFEN
- c FRÜHER WU KÖNIG UNTERWERFEN
- d UNTERWERFEN
- e UNTERWERFEN YIN
- f WU KÖNIG UNTERWERFEN
- g WU KÖNIG UNTERWERFEN YIN

Wenn im Zusammenhang von König Wu die Rede war, bietet sich die verkürzte Version (6) a an. Wenn im Zusammenhang vom Krieg zwischen dem König Wu und den Yin die Rede war, bietet sich (6) b an. Wenn im Zusammenhang von den Yin die Rede war, nicht aber vom König Wu, bietet sich (6) c an. Wenn im Zusammenhang von einer Entscheidungsschlacht zwischen dem König und den Yin in alter Zeit die Rede war, dann bietet sich (6) d an. Wenn im Zusammenhang von einem Kriegszug des Wu in alter Zeit die Rede war, dann bietet sich (6) e an. Wenn im Zusammenhang von einem Angriff auf Yin in alter Zeit die Rede war, dann bietet sich (6) f an. Wenn aus dem Zusammenhang deutlich ist, daß von der alten Zeit die Rede ist, dann bietet sich (6) g als geeignete Version an. Beispiele für die Satztypen (6) a-g ließen sich hier ohne weiteres bringen. Ich will sie dem Leser ersparen.

So viel hier zur Entbehrlichkeit lexikalischer Wörter in AC-Sätzen. Wie steht es aber mit grammatischen Wörtern? Ist deren Gegenwart in vielen Kontexten nicht grammatisch vorgeschrieben? Fangen wir mit den Finalpartikeln an: hier können wir allgemein sagen, daß ein AC-Satz nicht dadurch ungrammatisch wird, daß man seine Finalpartikeln herausnimmt, solange er dadurch nicht unverständlich wird. Zum Beispiel habe ich unter den letzten Sätzen der über 500 Abschnitte in den Gesprächen des Konfuzius nicht einen einzigen finden können, der dadurch ungrammatisch geworden wäre, daß man etwa vorhandene Finalpartikeln ausläßt. Ausnahmen für diese allgemeine Regel der Entbehrlichkeit von Finalpartikeln bieten lediglich idiomatische Wendungen, die eine Finalpartikel enthalten.

Strukturpartikeln wie *zhe*, *zhi* und *suo* sind bezeichnenderweise weitgehend dann entbehrlich, wenn sie aus dem Zusammenhang mitverstanden werden können. ((Vgl. Mullie 1956) In seinem kurzen Abschnitt über Ellipsis schreibt Shadick 1968: »The many words that have been supplied within brackets in the Commentaries (gemeint sind seine eigenen Kommentare zu den chinesischen Texten in seinem Lehrbuch) fall into two categories: 1. those that are essential to the form in which they occur and are therefore supplied mentally by every competent reader; 2. those that are not essential to the form but that round it out and make it more explicit, enabling the student to recognize the larger genus of which it is a species. The supplying of *zhi*, *zhe*, *suo*, for instance, often serves this purpose.« (Shadick 1968:875))

Auch die sogenannten Passiv-Partikeln sind dann entbehrlich, wenn sich die passivische Bedeutung des Verbs schon aus dem Zusammenhang ergibt. (Vgl. Zhou Fa-gao 1968 aber auch Cikoski 1976)

Das Phänomen der Entbehrlichkeit von AC-Partikeln wird in den meisten AC-Grammatiken weitgehend unbeachtet gelassen. Eine löbliche Ausnahme ist Yang Shu-da's »Hohe Schule der Chinesischen Grammatik«. Neben je einem Abschnitt über die Auslassung von Nomina und Verben findet sich in dieser Beispielsammlung zur chinesischen Grammatik auch je ein Abschnitt über Auslassung von Pronomina, Präpositionen, Satzkonjunktionen und Hilfswörtern. (Vgl. Yang 1920:52; 115; 176; 391; 452; 533. Vgl. auch Gabelentz 1960:419 und Yoshikawa 1955:126f., Mullie 1958:154, Künstler 1967:105)

Ich möchte die Verallgemeinerung wagen, daß — abgesehen von idiomatischen Wendungen — grammatische Partikeln im AC nur dann obligatorisch sind, wenn sie für das Verständnis der Sätze, in denen sie vorkommen, unumgänglich sind. Der obligatorische Charakter dieser Partikeln ist also nicht ein rein grammatisches Problem, sondern hängt vom pragmatischen Zusammenhang der Sätze ab, in denen die Partikeln vorkommen. Grammatikalität wird hier teilweise durch Verständlichkeit definiert.

Nun soll hier aber nicht der Eindruck entstehen, daß die grammatische Entbehrlichkeit einer Partikel in einem Satz S *ausschließlich* eine Funktion der Verständlichkeit des Satzes S ohne diese Partikel ist. Das Objekt-Pronomen *zhi* (ES/SIE/IHN) wird zum Beispiel vielerorts auch in den verkürztesten Texten da nicht ausgelassen, wo es informationstheoretisch redundant ist. Entscheidend aber für uns ist, daß dieses Pronomen *manchmal* ausgelassen wird und *grundsätzlich* ausgelassen werden kann. Wir haben es wohl im AC mit *degrees of optionality* zu tun, die doch nicht ausschließlich eine Funktion der Verständlichkeit von Sätzen ohne ihre optionalen oder fakultativen Elemente sind.

Wir gelangen also zu dem folgenden allgemeinen grammatischen Prinzip:

Entbehrlichkeitsprinzip

Abgesehen von idiomatischen Wendungen sind im AC alle informationstheoretisch (pragmatisch) redundanten Wörter grundsätzlich grammatisch fakultativ.

Aus Sparsamkeitskonvention und Entbehrlichkeitsprinzip ergeben sich nun gewichtige Konsequenzen für die allgemeine Charakterisierung der »grammatischen Tiefenstruktur« von AC-Sätzen. Abgesehen vielleicht vom Hauptverb werden alle Elemente der Tiefenstruktur als fakultativ zu gelten haben.

Es ergeben sich weiterhin Konsequenzen für das Verhältnis von Tiefenstruktur und logischer Form im AC. Die von Harman 1972 vorgeschlagene Identifizierung von grammatischer Tiefenstruktur und logischer Form verliert im Hinblick auf das AC alle ihre Plausibilität. Der Grund liegt darin, daß ein logisch wohlgeformter Ausdruck (*well formed formula*) grundsätzlich vollständig sein muß, die grammatische Tiefenstruktur von AC-Sätzen aber oft unrettbar (*unretrievably*) unvollständig ist.

Nur durch eine linguistische Gewaltkur in Form einer Orgie von Tilgungen könnte man die AC-Sätze von logisch vollständigen Tiefenstrukturen ableiten. Man müßte dann behaupten wollen, daß sich

von der reichen Tiefenstruktur des AC in der Oberflächenstruktur nur ganz wenig zeigt, der Rest aber getilgt wird.

Elliptische Sätze in der englischen Umgangssprache bieten ein teilweise ähnliches Problem wie das AC. Shopen 1973 legt gewichtige Argumente gegen die Ableitung elliptischer Sätze mithilfe von Tilgungsregeln vor. Der entscheidende Einwand gegen die Ableitung elliptischer AC-Sätze von vollständigen Tiefenstrukturen durch Tilgungsregeln liegt darin, daß in den meisten Fällen grammatisch nicht eindeutig ist, welches sprachliche Element getilgt worden sein soll, daß solche Tilgungsregeln also nicht rekonstruierbare Tilgungen postulieren würden. Eine Grammatik, die solche Tilgungen zuließe, »presupposes a theory of grammar so powerful that it is completely without interest«. (Culicover 1972:368)

Ein weiteres Resultat der Sparsamkeit und Entbehrlichkeit im AC bezieht sich auf das Verhältnis zwischen grammatischer Valenz von AC-Verben und der Adizität logischer Prädikate.

In der Prädikatenlogik ist die Adizität eine feste, definierende Eigenschaft eines Prädikats. (Vgl. Mates 1972) Zwei logische Prädikate können nur dann als »dasselbe Prädikat gelten, wenn sie zumindest die gleiche Anzahl von Argumenten verlangen.

Im AC, mehr noch als etwa im Englischen, ist grammatische Valenz grundsätzlich flexibel. Feste grammatische Valenz ist nicht eine lexikalische Eigenschaft von AC-»Verben«. Subjekt, direktes Objekt und indirektes Objekt sind im AC in der Regel fakultativ.

Ein grundlegender Unterschied zwischen logischen und sprachlichen Prädikaten scheint mir also der zu sein, daß sprachliche Prädikate im Hinblick auf ihre Stelligkeit mehr oder minder flexibel sind, während logische Prädikate im Hinblick auf ihre Stelligkeit absolut festgelegt sind.

3 Vagheitsproblem

Grammatische Vagheit ist von grammatischer Vieldeutigkeit streng zu trennen. Grammatisch vieldeutig ist ein Satz, sofern er verschiede-

ne präzise grammatische Analysen zuläßt. Grammatisch vage erscheint ein Satz, sofern ihm keine präzise grammatische Analyse gerecht wird. Ich wende mich zuerst der Vagheit von Satzgrenzen im AC zu, danach der Vagheit von grammatischen Konstruktionen.

A. Satzgrenzen

Die Struktur der deutschen Sprache *erzwingt* weitgehend die Definition von Satzgrenzen. Die Struktur des AC dagegen *erlaubt* die Definition von Satzgrenzen.

Beginnen wir mit Humboldt's Beispiel:

(7)

大哭道

da ku dao

GROSS WEINEN SAGEN

In der deutschen Übersetzung müssen wir uns klar entscheiden, ob wir diesen Ausdruck als einen Satz (»Laut weinend sagte er.«) oder als zwei Sätze (»Er weinte laut«, »Er sagte.«) auffassen wollen.

Grundsätzlich kann (7) als eine Aneinanderreihung von zwei (theoretisch sogar von drei!) Sätzen, vielleicht mit zwei verschiedenen Subjekten, interpretiert werden. Falls sich aus dem Zusammenhang ergäbe, daß der laut weinende taubstumm ist, könnte man (7) sogar so verstehen. »X weinte laut. Y sagte.«

Im Zusammenhang ist aber deutlich, daß die Ausdrücke GROSS WEINEN und SAGEN das gleiche Subjekt haben, und daß das Klagen eine Begleiterscheinung des Redens ist. Die Unterordnung des Klagens unter das Reden wird durch Anteposition von WEINEN vor SAGEN ausgedrückt. Theoretisch könnte man meinen, die Frage, ob die Begleiterscheinung durch einen Teilsatz oder durch einen Satzteil ausgedrückt ist, bliebe sozusagen grammatisch in der Schwebe. Aber wie schon Rémusat in einer Anmerkung zu Humboldt's Erörterung dieses Beispiels bemerkt, würde es wohl keinem Chinesen einfallen,

zwischen GROSS WEINEN und SAGEN in diesem Textzusammenhang eine Satzgrenze anzusetzen. Humboldts Beispiel ist also in dieser Hinsicht schlecht gewählt.

In (8) gebe ich nun ein besseres Beispiel aus den Gesprächen des Konfuzius, bei dem sich die chinesischen Interpreten tatsächlich über Satzgrenzen uneinig zu sein scheinen. Ich führe die drei interpungierten Versionen auf, die mir zufällig zur Hand sind:

(8)

君子不重则不威

junzi bu zhong ze bu wei
EDEL-MANN NICHT GEWICHTIG, DANN NICHT AUTORITÄT;

学则不固

xue ze bu gu
STUDIERN DANN NICHT FEST

主忠信无友

zhu zhong xin wu you
HERRSCHER LOYALITÄT GLAUBEN, MANGELN FREUND

不如己者过则勿

bu ru ji zhe guo ze wu
NICHT GLEICHEN SELBST *zhe* ÜBERTRETEN, DANN NICHT

惮改

dan gai
FÜRCHTEN VERÄNDERN Yang Bo-chün p.6 »Wenn der Edel-

mann keinen Ernst besitzt, dann hat er auch keine Autorität; da mag er studieren, kann dann aber das Gelernte doch nicht festigen. Als Herrscher muß er Loyalität und Verlässlichkeit üben. Er darf keine Freunde haben, die es mit ihm nicht aufnehmen können. Wenn er einen Fehler macht, dann darf er nicht davor zurückschrecken, seinen Wandel zu bessern.«

(b) EDELMANN NICHT GEWICHTIG DANN NICHT AUTORITÄT, STUDIERN, DANN NICHT FEST, HERRSCHER LOYALITÄT GLAUBEN, MANGELN FREUND NICHT GLEICHEN SELBST *zhe*, ÜBERTRETEN DANN NICHT FÜRCHTEN VERÄNDERN.

Liang Cheng-t'ing p.6 »Wenn der Edelmann keinen Ernst besitzt, dann hat er auch keine Autorität, dann hat was er studiert keinen festen Bestand. Er muß Loyalität und Verlässlichkeit als seine herrschende Richtschnur betrachten; er darf keine Freunde haben, die es mit ihm nicht aufnehmen können; wenn er einen Fehler gemacht hat, dann darf er nicht davor zurückschrecken, seinen Wandel zu bessern.«

(c) EDELMANN NICHT ERNST DANN NICHT AUTORITÄT, STUDIERN DANN NICHT FEST. HERRSCHER LOYALITÄT GLAUBEN, MANGELN FREUND NICHT GLEICHEN SELBST *zhe*. ÜBERTRETEN, DANN NICHT FÜRCHTEN VERÄNDERN.
Wang Zai-chen p.6

Die einzigen drei mir vorliegenden Ausgaben bieten zu dieser Passage drei verschiedene Interpunktionen. Man kann also verstehen, daß Gabelentz klagt: »In der Interpunktion herrscht viel Willkür.« (Gabelentz 1960:77. Für klassische chinesische Versuche zur Kodifizierung der Interpunktion vgl. Zheng 1965: 208-234.) Will man jetzt die präzise Frage stellen, ob (8) ein Satz mit Subjekt ist oder eine Reihe von Sätzen, in denen bei den meisten das Subjekt verschwiegen ist, so trifft man jedenfalls bei den chinesischen Gelehrten, die meine Lehrer waren, auf schmunzelnd-höfliche und zugleich mitleidvolle Indifferenz. Der profunde

Grund dafür ist bestimmt *nicht* mangelndes theoretisches Interesse an der Grammatik des AC. Vielmehr weigern diese Gelehrten sich standhaft, etwas theoretisch festzunageln, was nach ihrem grammatischen Empfinden in einer für das AC bezeichnenden schadlo- sen grammatischen Schwebe liegt.

Aus einem solchen Phänomen (wie Humboldt das tut) schließen zu wollen, daß es im AC keinen klaren Satzbegriff gibt, scheint mir nun allerdings absurd. Schon die Existenz von Finalpartikeln wie *yi* im AC zeigt, daß die alten Chinesen da, wo es ihnen angebracht schien, ganz explizite und unzweideutige Satzgrenzen haben ziehen können. In einer überwältigenden Mehrzahl von Fällen ist im AC ganz eindeutig, wo Satzgrenzen zu ziehen sind. Zu allem Überfluß liegt uns auch noch eine Definition des Satzbegriffes durch den Philosophen Xun Zi vor:

(9)

辭也者兼異實

ci ye zhe jian yi shi
SATZ *ye zhe* KOMBINIEREN VERSCHIEDEN WIRKLICHKEIT

之名以論一意也

zhi ming yi lun yi yi ye
zhi NAMEN UM-ZU AUSSPRECHEN EIN GEDANKE *ye*: »Was nun den Satz angeht, so verbindet man in ihm Bezeichnungen für verschiedene Teile der Realität, um so einem Gedanken Ausdruck zu geben.« Xun 22.39
Später, in der Han-Zeit, gibt der Sekptiker Wang Chong eine weitere durchaus respektable Definition:

(10)

文字有意以立

wen zi you yi yi li
SCHRIFTZEICHEN HABEN GEDANKEN DADURCH AUFSTELLEN

句

ju

SATZ: »Wenn Schriftzeichen einen (vollständigen) Gedanken ausdrücken, dann bilden sie einen Satz.« LH 28:427

Trotz der meines Erachtens durchaus manifesten Absurdität von Humboldts Konklusion (Humboldt 1826:33ff.) können wir aber aus seinen Bemerkungen eine wichtige Beobachtung ableiten: einen in *scriptura continua* geschriebenen altgriechischen Text kann man aufgrund äußerlicher morphologischer und syntaktischer Kriterien interpungieren, ohne zu verstehen, was er eigentlich bedeutet; einen in *scriptura continua* geschriebenen AC-Text kann man dagegen erst nach eingehender Textinterpretation mit Satzzeichen versehen. Schmatisch anwendbare formale Zeichensetzungsregeln lassen sich für das AC kaum angeben. (Vgl. Zheng 1965:208–234) Die Zeichensetzung bleibt in ganz erstaunlichem Maße eine Ermessensfrage. Da kann es nicht wundern, daß die angesehensten chinesischen Gelehrten sich oft nicht dafür zu gut sind, als Interpunktierer alter Texte in neuen Editionen zu fungieren. Die Arbeit ist eben in gar keiner Weise so relativ trivial, wie sie es im Falle von altgriechischen Texten wäre.

B. Konstruktionen

Auch abgesehen von den Satzgrenzen hält Humboldt den Satz

GROSS WEINEN SAGEN für in der Konstruktion vage. Hier hat Humboldt wieder ganz entschieden unrecht. Der geneigte und kompetente AC-Leser versteht den Satz in seinem Zusammenhang ganz zweifellos als ein Gefüge von zwei verbal fungierenden Ausdrücken, wobei der erste verbal fungierende Ausdruck WEINEN durch GROSS weiter modifiziert wird. Weiterhin versteht ein solcher Leser zweifellos, daß der erste verbale Ausdruck dem zweiten untergeordnet ist. Im Zusammenhang des grammatischen Systems des AC ist die Konstruktion des Satzes klar.

Wie man den Satz dann allerdings in eine andere Sprache — zum Beispiel das Lateinische — übersetzt, das ist wieder eine ganz andere Frage. Die Grammatik der lateinischen Sprache zwingt in der Tat dazu, daß die Verben ein Tempus bekommen und daß das Verhältnis zwischen den beiden verbalen Ausdrücken näher bestimmt wird. Der Unterschied zwischen dem Lateinischen und dem AC besteht hier darin, daß im Lateinischen mehr nuanciert werden *muß*, während im AC mehr nuanciert werden *kann*.

Der Eindruck der strukturellen Vagheit des Satzes entsteht hier nur dann, wenn man grammatische Analyse mit Abbildung auf das grammatische System des Lateinischen gleichsetzt, wie Humboldt das tut. Eine solche Gleichsetzung ist für uns aber heute nicht mehr attraktiv. Nun gibt es im AC in seltenen Ausnahmefällen Sätze, bei denen man auch nach reiflicher Überlegung ein etwas schwindliges Gefühl struktureller Vagheit nicht ganz los wird:

(11)

耕者九一

geng zhe jiu yi

PFLÜGEN *zhe* NEUN EIN: »Die Landwirtschaft ging nach dem neun-eins-Prinzip vor sich.« Meng 1B5

Trotz dieser Ausnahmefälle bleibe ich jedoch zu der Auffassung geneigt, daß der subjektive Eindruck der strukturellen Vagheit sich aus unserer unzureichenden Kenntnis der involvierten Wörter herleitet. Wer könnte zum Beispiel wissen, ob nicht der Ausdruck NEUN EIN im AC so geläufig war, daß seine Verbalisierung »nach dem neun-eins-Prinzip verfahren« natürlich erschien?

4 Indeterminiertheit und das strukturelle Kontinuum

Mit besonderer Schärfe und Allgemeinheit ergibt sich nun aber für das AC das folgende Problem: wie können wir in dieser Sprache zwischen struktureller Ambiguität und struktureller Vagheit unterscheiden?

Nehmen wir an, wir geben zwei diskrete aber semantisch extensional äquivalente Analysen A und B für einen Satztyp S im AC. Zum Beispiel: VERB¹ *zhe* VERB² ist ein gängiger Satztyp im AC. In vielen Zusammenhängen bieten sich dann die folgenden beiden Analysen an:

A Wenn einer VERBt¹, dann VERBt² er.

B Der VERBer¹ VERBt².

(12)

知者不惑 仁者不憂

zhi zhe bu huoren zhe bu you
WISSEN *zhe* NICHT VERWIRRT. GUT *zhe* NICHT TRAUERIG.

勇者不懼

yong zhe bu ju
MUTIG *zhe* NICHT FÜRCHTEN:

A »Wenn einer klug ist, dann ist er nicht verwirrt; wenn einer gut ist, dann ist er nicht traurig; wenn einer mutig ist, dann ist er nicht ängstlich.«

B »Der Kluge ist nicht verwirrt, der Gute ist nicht traurig, der Mutige ist nicht ängstlich.« LY 9.29

(13)

近者說 遠者來

jìn zhe yue yuan zhe lai

NAHE *zhe* FREUEN. FERN *zhe* KOMMEN: A »Wenn einer nahe ist, dann freut er sich; wenn einer fernab ist, dann kommt er.« B »Die Nahen freuen sich; die Fernen kommen herbei.« LY 13.16

In solchen Fällen können wir zunächst einmal mit Quine 1960 daran zweifeln, ob die Entscheidung zwischen A und B überhaupt eine Aussage über die Struktur des AC-Satzes macht, ob wir es hier nicht vielmehr mit einer Art strukturellem Indeterminismus zu tun haben. Sofern es im AC Sätze gibt, die eindeutig zum Typ A gehören, und andere, die ebenso eindeutig zum Typ B gehören, verliert die These vom strukturellen Indeterminismus im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen A und B für uns an Interesse.

Selbst wenn wir nun die These vom Indeterminismus für unsere praktischen Zwecke verworfen haben, bleibt aber immer noch ein höchst beunruhigendes Problem übrig: falls es im AC wirklich eindeutige Sätze des Typs A und andere des Typs B gibt, dann ist damit noch nichts über die Frage ausgemacht, ob nicht wieder andere Sätze im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen A und B vage sind, sich also in einem strukturellen Zwitterzustand befinden zwischen A und B. Konkrete Beispiele für solche Phänomene werden in den folgenden Kapiteln immer wieder auftauchen. Grundsätzlich kann uns natürlich nichts daran hindern in allen solchen Beispielen von struktureller Ambiguität zu sprechen. Die Frage ist nur, ob uns dabei nicht bisweilen strukturelle Nuancen verlorengehen.

Paradebeispiel für das hier angesprochene allgemeine Problem sind die Präpositionen im AC. Nichts kann den Positivisten daran hindern, kategorial und strukturell reinen Tisch zu machen und zu erklä-

ren, daß im AC, wie etwa auch im Griechischen, Wörter in einem Satz nur *entweder* als Verben *oder* als Präpositionen vorkommen können. Aber selbst der große konservative Grammatiker Yang Bojun, der uns oft die chinesische Grammatik einfach auf westliche kategoriale Flaschen zu ziehen scheint, sieht sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß in AC-Sätzen manche Präpositionen »präpositionaler« fungieren als andere. (Yang 1956: 179)

Wir werden meines Erachtens gut daran tun, die Möglichkeit im Auge zu behalten, daß es im AC auf bestimmten wohldefinierten und eng umgrenzten Gebieten neben diskreten grammatischen Strukturen auch ein strukturelles Kontinuum gibt, in dem sich grammatische Strukturen gradweise voneinander unterscheiden können.

III Morphologie und Syntax im AC

Wilhelm von Humboldt hat die Auffassung vertreten, daß es im Chinesischen keine Morphologie gebe und daß alle grammatischen Konstruktionen im Chinesischen syntaktischer Natur seien.

Jachontov 1965: 38 differenziert etwas mehr: »Im Altchinesischen gibt es keine Morphologie in dem Sinne, wie wir diesen Begriff etwa auf das Russische anwenden, weil das altchinesische Wort nicht denjenigen Veränderungen unterworfen war, die den wesentlichen Teil der russischen Morphologie ausmachen.«

In welchem Sinne können wir also im AC von Morphologie sprechen? Und wie verhalten sich Morphologie und Syntax im AC zueinander? Für die gegenwärtigen Zwecke teile ich morphologische Prozesse in drei Gruppen ein: 1. Flexion, 2. Affigierung, 3. Komposition.

1. Flexion

Karlgren hat 1920 die These vertreten, daß das Protochinesische eine flektierende Sprache war. Im AC sind nach Karlgren die meisten Flexionen schon verlorengegangen, aber ein Überbleibsel dieser alten Flexionen sieht Karlgren in den folgenden Personalpronomina der ersten und zweiten Person:

»NOMINATIV/GENITIV«	»AKKUSATIV«
<i>n/uo</i> : »ich«, »mein«	<i>n/a</i> : »mich«
<i>ni/uo</i> : »du«, »dein«	<i>ni/a</i> : »dich«

(Vgl. Maspero 1934: 65)¹

Wie schon Hu Shi 1919 gezeigt hat, ist die grammatische Spezialisierung dieser Personalpronomina in der Tat auffallend. Aber erst

1. Für eine moderne Behandlung der Pronomina im AC vgl. Graham 1969 sowie Graham 1973.

eine Vielzahl von parallelen Beispielen würde uns zu der Interpretation solcher Beispiele morphologisch markierter grammatischer Spezialisierung als Überbleibsel eines alten Flexionssystems berechtigen.

Nach unseren gegenwärtigen Kenntnissen spricht nichts dafür, daß es im Protochinesischen ein Flexionssystem gegeben hat, aber es bleibt doch wahrscheinlich, daß das Chinesische in einem frühen Stadium einige Wortendungen kannte, die dann im Verlauf der Zeit verloren gegangen sind. (Vgl. Egerod 1971:101) Diese Phänomene gehören aber nicht in den Bereich der Flexion, sondern den der Affigierungen.

2. Affigierung

Aufgrund der Eigentümlichkeiten des Schriftsystems im AC lassen sich die Affixe im AC in zwei Gruppen einteilen: durch phonologische Rekonstruktion des AC erschlossene und durch das Schriftbild des AC verdeckte *graphologisch implizite Affixe*; im Schriftbild durch getrennte Zeichen markierte *graphologisch explizite Affixe*.

A. Graphologisch implizite Affixe

Schon die phonologische Analyse des Buchs der Lieder (9. - 7. Jahrhundert vor Christus) weist morphologische Strukturen innerhalb von einzelnen Zeichen auf, die durch das Schriftbild verdeckt werden. In der neueren Forschung zur phonologischen Rekonstruktion des AC ist die morphemische Funktion von gewissen Konsonanten innerhalb von AC-Silben in zunehmendem Maße deutlich geworden. (Egerod 1971 a:157 faßt diese Entwicklung zusammen.) Die im nächsten Kapitel zu besprechende Ableitung von Wörtern durch Tonwandel ist nach Haudricourt 1954 sowie Pulleyblank 1962 wahrscheinlich historisch aus Affigierung von Konsonanten entstanden.

Die einsilbigen Wörter im AC sind also keinesfalls amorph oder morphologisch unstrukturiert. Vielmehr gibt es im AC, wie in den meisten anderen Sprachen, Wortableitungsprozesse und Wortfamilien.

Leider ist es aber bis jetzt nicht gelungen, systematische semantische Unterschiede zwischen den verschiedenen konsonantischen Affixen festzustellen. Diese Affixe scheinen durchweg als *allgemeine* Markierung für Wörter abgeleiteter Art verwandt zu werden. Unsere Kenntnisse über die innere morphologische Struktur von AC-Silben reichen noch nicht dazu aus, ein semantisch befriedigend nuanciertes Bild der graphologisch impliziten Affigierung im AC zu entwerfen. (Vgl. Chmielewski 1949:396)

Vielleicht liegt der Grund für unsere mangelnden Kenntnisse einfach darin, daß der Prozeß der graphologisch impliziten Affigierung im AC ein semantisch wenig nuancierter Prozeß war.

B. Graphologisch explizite Affixe a Adverbial-adjektivische Suffixe

Vielleicht deutlichstes Beispiel für syllabische Affigierung im AC sind die adverbial-adjektivischen Suffixe. Lü 1948:12 führt lediglich diese als Suffixe in der klassischen chinesischen Sprache an.

Wir können unter diesen Suffixen drei Gruppen unterscheiden:

1. Wörter mit der Bedeutung »gleichen«, wie *ru* und *ruo*.
2. *ran*, nach Pulleyblank und Kennedy aus *ru* oder *ruo* plus einem Demonstrativpronomen entstanden.
3. Schreibvarianten für die in 1. und 2. genannten Suffixe. (Vgl. Künstler 1967:106, allerdings auch Serruys 1969)

Die folgenden Beispiele sollen die Verwendungsweise dieser Suffixe anschaulich machen:

(1)

子喟然嘆曰

zi kui ran tan yue
MEISTER BITTER ran SEUFZEN SAGEN: »Der Meister seufzte bitterlich und sprach...« LY 11.24

(2)

望之巖然

wang zhi yan ran

HINBLICKEN IHN EHRFURCHTGEBIETEND *ran*: »Wenn man ihn von weitem ansieht, erscheint er ehrfurchtsgebietend.« LY 19.9

(3)

驩若愛其子

huan ruo ai qi zi

FREUDIG *ruo* LIEBEN SEIN SOHN: »Er liebt seinen Sohn von Herzen.« Mo 27.39

(4)

孔子在鄉黨恂恂如也

Kong Zi tai xiang dang xun xun ru ye

KONFUZIUS IN HEIMAT DORF BESCHEIDEN BESCHEIDEN *ru ye*

似不能言也

si bu neng yan ye

ALS-OB NICHT KÖNNEN SPRECHEN *ye*: »In seinem Heimatdorf trat Konfuzius äußerst bescheiden auf, als ob er nicht wagte, das Wort zu nehmen.« LY 10.1

Die suffigierten Ausdrücke können im AC sowohl adverbial als auch als einfaches Prädikat verwandt werden, nicht aber als Prädikat durch weitere Adverbien modifiziert werden.

Die adverbial-adjektivischen Suffixe werden von den meisten Lingui-

sten allgemein — wie der Name sagt — als morphologische Bestandteile derjenigen Wörter aufgefaßt, hinter denen sie stehen. Künstler 1967 ist feinfühler und spricht von *quasi-suffixes*. Niemand hat aber meines Wissens bemerkt, daß diese Suffixe, wenn sie wirklich Suffixe sind, überaus außergewöhnlicher Natur sind. Ich nenne hier zwei Punkte: 1. Die adverbial-adjektivischen Suffixe scheinen im AC sehr oft fakultativ zu sein, d. h. sie können anscheinend oft ausgelassen werden, ohne daß der Satz dadurch ungrammatisch würde oder eine deutlich andere Bedeutung bekäme.

(5)

忽然出

hu ran chu

PLÖTZLICH *ran* HERAUSKOMMEN: »Plötzlich erscheint er.«

Zhuang 12.15

(6)

忽反顧

hu fan gu

PLÖTZLICH UMWENDEN BLICKEN: »Plötzlich blicke ich mich um.«

CC, Li Sao 123

2. Die adverbial-adjektivischen Suffixe scheinen innerhalb gewisser Grenzen frei miteinander austauschbar zu sein:

(7)

忽焉在後

hu yan zai hou

PLÖTZLICH *yan* SICH-BEFINDEN HINTEN: »Plötzlich befindet er sich hinten.« LY 9.11Das Wort *pei*: »reichlich« tritt sowohl mit dem Suffix *ran* (Meng

7 A 16) als auch mit *yan* (Gong Yang, Xuan 12, Xuan 15) als auch mit *ruo* (Gong Yang, Wen 14) auf. Man beachte hier erstens, daß *yan* und *ran* im AC nicht homophon waren, und daß zweitens der Gebrauch der Suffixe auch innerhalb ein und desselben Textes nicht konsistent ist.

ad 1. Es scheint mir für grammatische Suffixe allgemein charakteristisch zu sein, daß sie unter grammatisch und lexikalisch angebbaren Bedingungen auftreten *müssen*, und daß ihre Auslassung in der Regel semantische Konsequenzen für die Interpretation eines Satzes haben würde.

ad 2. Es scheint mir für grammatische Suffixe allgemein charakteristisch zu sein, daß sie zwar wie die englischen Suffixe *-ness* und *-hood* weitgehend synonym sein können, aber nicht weitgehend miteinander austauschbar.

Wenn wir nun an den in *ad 1.* und *ad 2.* genannten Grundsätzen festhalten wollen, dann können wir die adverbial-adjektivischen Suffixe im AC nicht als Suffixe ansehen: zugleich können wir aber konstatieren, daß manche dieser »adverbial-adjektivischen Suffixe« sich im späteren Verlauf der Entwicklung der chinesischen Sprache zu echten Suffixen entwickelt haben. Und die Entwicklung der AC-»Suffixe« zu echten Suffixen bestand dann genau darin, daß sie 1. unter gewissen grammatischen Bedingungen obligatorisch und 2. nicht mehr allgemein austauschbar wurden.

Wenn wir dagegen an den in *ad 1.* und *ad 2.* genannten Grundsätzen nicht festhalten wollen, dann müssen wir immer noch Argumente dafür beibringen, daß die AC-Konstruktionen nicht als idiomatische Wendungen der Art wie das umgangssprachliche *He is a modest like chap*, *He coughs terribly like*, die mir in der Sprache meines *scouts* in Oxford aufgefallen sind. Man wird nicht unbedingt sagen wollen, daß *like* in der Sprache dieses Mannes zu einem Suffix geworden ist, vielmehr könnte man wohl besser von einer enklitischen Partikel sprechen. Ohne hier für meine Meinung im einzelnen argumentieren zu können, möchte ich vorschlagen, daß man auch die »adverbial-

adjektivischen Suffixe« des AC nicht als Suffixe sondern als enklitische Partikeln auffassen sollte, und zwar nicht zuletzt einfach deshalb, weil eben diese »Suffixe« durchweg auch als selbständige Wörter vorkommen.

b Adjektivische Präfixe

Shadick 1968 und viele andere fassen die Morpheme *ke*, *yi*, *nan* und *zu* in Sätzen der folgenden Art als Präfixe auf; Cikoski 1976 als passivierende Präfixe:

(8)

是可忍也 孰不可

shi ke ren ye shu bu ke
DIES KÖNNEN ERTRAGEN ye WAS NICHT KÖNNEN

忍也

ren ye
ERTRAGEN ye: »Wenn dies erträglich ist, was ist dann nicht erträglich?« LY 3.1

Die Verbindung KÖNNEN ERTRAGEN wird hier etwa ebenso analysiert wie das englische *bearable*; KÖNNEN wird als Präfix verstanden, das dem englischen Suffix *-able* entspricht.

(9)

上好礼则民易使也

shang haò li ze min yi shi ye
OBEN LIEBEN SITTE DANN VOLK LEICHT ANSTELLEN ye:

»Wenn die Herrschenden sich gern an die Sitten halten, dann läßt sich das Volk leicht anstellen.« LY 14.41 (Vgl. LY 17.3)

LEICHT wird hier analog zu KÖNNEN als Präfix aufgefaßt.

(10)

唯女子与小人為難

wei nü zi yu xiao ren wei nan
 NUR FRAU *zi* UND KLEIN MENSCH SEIN SCHWER

養也

yang ye

ERZIEHEN *ye*: »Nur mit Frauen und vulgären Menschen ist schwer fertigzuwerden.« LY 17.23

SCHWER wird hier wieder als Präfix in dem komplexen Wort SCHWER ERZIEHEN: »schwer-erziehbar« aufgefaßt.

(11)

听不足聞

ting bu zu wen

HÖREN NICHT GENUG HÖREN: »Wenn du danach horchst, so ist es nicht hörbar.« Lao 35

Die Interpretation von *ke*, *yi*, *nan* und *zu* als Präfixe in Sätzen dieser Art ist aber nachweislich falsch. Es können nämlich andere Wörter zwischen diesen »Präfixen« und den durch sie modifizierten Verben auftreten, und auch fanatische Anhänger einer morphologischen Erklärung der genannten Funktionen dieser »Präfixe« werden wohl vor der Behauptung zurückschrecken, daß wir es in den folgenden Beispielsätzen mit diskontinuierlichen Wörtern der Art *ke* . . . VERB zu tun haben:

(12)

民不可與慮始

min bu ke yu lü shi
 VOLK NICHT KÖNNEN MIT PLANEN ANFANG

而可與樂成

er ke yu le cheng

SONDERN KÖNNEN MIT GENIEßEN ERFOLG: »Was das Volk angeht, so kann man nicht mit ihm die Anfänge planen, aber man kann mit ihnen den Erfolg genießen.« SJ 14

(13)

勝負可先知

sheng fu ke xian zhi

SIEG NIEDERLAGE KÖNNEN VORHER WISSEN: »Sieg und Niederlage können vorher gewußt werden.« SJ 93

(14)

治強易為謀

zhi qiang yi wei mou

ORDENTLICH STARK LEICHT FÜR PLANEN

弱亂難為計

ruo luan nan wei ji

SCHWACH CHAOS SCHWER FÜR PLANEN: »Für einen wohlge-

ordneten und starken Staat ist es leicht, Pläne zu machen; für einen schwachen und chaotischen Staat ist es schwer Pläne zu schmieden.« HF 54

(15)

拘礼之人不足与

ju li zhi ren bu zu yu
EINZWÄNGEN SITTE zhi MENSCH NICHT GENUG MIT

言事

yan shi

SPRECHEN GESCHÄFT: »Jemand, der durch Sittlichkeit eingezwängt ist, ist es nicht wert, daß man sich mit ihm über Geschäfte unterhält.« SJ 16

Auch in den Gesprächen des Konfuzius findet sich schon eine vergleichbare Konstruktion:

(16)

互乡难与言

Hu Xiang nan yu yan

HU XIANG SCHWER MIT SPRECHEN: »Was Leute aus Hu Xiang angeht, so ist es schwer, mit ihnen zu sprechen.« LY 7.29
Sogar zweisilbige Wörter können zwischen »Präfix« und Verb auftreten:

(17)

道也者不可须臾

dao ye zhe bu ke xu yu
WEG ye zhe NICHT KÖNNEN AUGENBLICK

離也

li ye

SICH-ENTFERNEN ye: »Was den Weg anbetrifft, so darf man sich von ihm keinen Augenblick entfernen.« ZY I.2

c *Das Passiv-Präfix jian*

Es ist üblich geworden, das Wort *jian*: »sehen« in bestimmten Konstruktionen als ein passivierendes Präfix anzusehen:

(18)

見信則受事

jian xin ze shou shi

SEHEN VERTRAUEN DANN EMPFANGEN ARBEIT: »Wenn dir vertraut wird, dann wirst du Arbeit bekommen.« HF 44
Passiv-Konstruktionen dieser Art können auch »nominalisiert« werden:

(19)

隋之見伐不量力也

sui zhi jian fa bu liang li ye

SUI zhi SEHEN ANGREIFEN NICHT MESSEN KRAFT ye: »That Swei was attacked was because they did not measure relative strengths« Zuo, Cikoski 1976:7

(20)

不耻不見用

bu chi bu jian yong

NICHT SICH-SCHÄMEN NICHT SEHEN GEBRAUCHEN: »Er schämt sich nicht darüber, daß er nicht gebraucht wird.« Xun 6.41

Zur Frage, ob *jian* im AC als Präfix zu gelten hat, will ich hier nur kurz drei Bemerkungen machen. Ich werde auf die Grammatikalisierung des Wortes *jian* im AC im nächsten Kapitel noch einmal zurückkommen.

1. Das passivierende *jian* ist oft fakultativ, wie das folgende Beispiel konzise zeigt:

(21)

宋君見絀 宋君

Song jun jian ren Song jun
SONG HERRSCHER SEHEN FESSELN ... SONG HERRSCHER

絀

ren

FESSELN: »Der Herrscher von Song wurde gefesselt. . . Der Herrscher von Song wurde gefesselt.« HF 180

Aus dem Zusammenhang ist ganz deutlich, daß die beiden Sätze synonym sind. Im zweiten Fall wird *jian* deshalb ausgelassen, weil der Satz auch ohne *jian* richtig verstanden werden kann.

Die Verben *fa*: »angreifen« und *yong*: »gebrauchen, anstellen« in (19) und (20) können zum Beispiel auch ohne *jian* passivische Bedeutung haben:

(22)

君伐焉歸

jun fa yan gui

HERRSCHER ANGREIFEN WOHIN ZURÜCKKEHREN: »Wenn Eure Majestät angegriffen werden, wo werdet Ihr dann Zuflucht suchen?« Zuo Zhao 10

(23)

不用

bu yong

NICHT GEBRAUCHEN: »Er wurde nicht angestellt.« Meng 2 B 5

Die folgenden beiden Beispiele machen die Entbehrlichkeit von *jian* noch einmal deutlich:

(24)

是皆以利見制於

shi jie yi li jian zhi yu
DIES ALLE FÜR VORTEIL SEHEN KONTROLLIEREN DURCH

人

ren

MENSCH: »Alle diese Leute ließen sich um des Vorteils willen von anderen kontrollieren.« HNT 9

(25)

窮者常制於人

qiong zhe chang zhi yu ren

ARM *zhe* IMMER KONTROLLIEREN DURCH MENSCH: »Die Armen werden immer durch andere kontrolliert.« Xun 4.23

2. Das passivierende *jian* ist bisweilen offenbar durch andere Verben austauschbar. Ich gebe hier nur ein Beispiel für dieses Phänomen:

(26)

知友被辱

zhi you bei ru

BEKANNTER ERLEIDEN BELEIDIGEN: »Wenn ein Bekannter beleidigt wird...« HF 41

(27)

出必見辱

chu bi jian ru

HERAUSGEHEN BESTIMMT SEHEN BELEIDIGEN: »Wenn er auszieht, wird er bestimmt gedemütigt werden.« Mo 48.6

Weitere Beispiele finden sich in Kapitel III.

3. Wenn wir davon ausgehen, daß die hier erörterten Konstruktionen mit *jian* »echte Passive« sind — was immer ein »echtes Passiv« auch sein mag — dann bleibt immer noch die Frage, ob es sich im AC um ein periphrastisches Passiv wie *He got defeated* handelt oder um ein morphologisch integriertes wie in *Vincitur*. Da *jian* als unabhängiges Wort im AC wohl belegt ist, ist der Gedanke, daß es in den hier zur Rede stehenden Wendungen zum Präfix morphologisiert worden ist, zunächst einmal wenig plausibel. Meines Wissens spricht nichts dagegen und viel dafür, die »passivischen« Konstruktionen mit *jian* als idiomatische Wendungen mit »passivischer« Bedeutung aufzufassen. Die neuesten mir bekannten Arbeiten zum Passiv im Chinesischen, Wang 1957, Zhou 1968, Jachontov 1974 sowie Cikoski 1976 enthalten nichts, was als Argument gegen eine solche Auffassung ausgelegt werden könnte.

d. Nominale Suffixe

Eindeutige nominale Suffixe sind im AC schwer aufzutreiben. Im folgenden Satz

(28)

唯女子与小人为难

wei nü zi yu xiao ren wei nan
NUR FRAU *zi* UND KLEIN MENSCH SEIN SCHWER

養也

yang ye

ERZIEHEN *ye*: »Nur mit Frauen und vulgären Menschen ist schwer fertigzuwerden.« LY 17.23 (Cf. Meng 3B2)

ist man versucht, *zi*: »Kind« in Analogie zum modernen Chinesischen als Suffix aufzufassen. Aber solange wir nicht *viele* Wörter mit einem solchen »Suffix« *zi* im AC finden, bleibt es plausibler, das *zi* als Wort mit der Bedeutung »Kind« aufzufassen. (Noch im modernen Chinesischen sagt man FRAU KIND (*nübaizi*) nicht nur für junge Mädchen, sondern bisweilen auch für Frauen fortgeschrittenen Alters.) Bis auf weiteres bin ich also dazu geneigt, Konstruktionen wie *nü zi* im AC nicht als suffigierete Nomina sondern als Komposita aufzufassen.

Ähnliches gilt für die folgenden Konstruktionen:

(29)

大夫

dai fu

GROSS *fu*: »Würdenträger« LY 5.19

(30)

匹夫

pi fu

GEMEIN *fu*: »Mann auf der Straße« LY 9.26

In Konstruktionen wie diesen ist es am besten *fu*: »Mann« im AC nicht als Suffix sondern als Bestandteil eines Kompositums aufzufassen, obwohl *fu* schon zu AC-Zeiten als Nomen in der Bedeutung »Mann« nicht mehr sehr häufig ist. Man könnte sagen, daß sich *fu* schon im AC auf dem Wege zur Suffixisierung befindet. (Den glücklichen Ausdruck Suffixisierung verdanke ich Gesprächen mit Jim Matisoff.)

e. *Negationspräfixe*

Symptomatisch für das AC ist die Tatsache, daß es in dieser Sprache keine Unterscheidung zwischen einem negativen Präfix wie *un-* und der semantisch eng verwandten Negation *nicht* gibt.

Im folgenden Beispiel ist es üblich, die Negation *fei* als eine Art negative Copula aufzufassen:

(31)

非吾徒也

fei wu tu ye

NICHT MEIN JÜNGER *ye*: »Er ist nicht mein Jünger.« LY 11.17

Aber schon in einer Phrase wie der folgenden melden sich erste Zweifel an:

(32)

非礼也

fei li ye

NICHT SITTE *ye*: »Dies ist unsittlich, eine Unsittlichkeit.«

Zuo, *passim*

Noch »morphologischer« scheint *fei* im folgenden Satz zu sein:

33)

不犯非礼

bu fan fei li

NICHT BEGEHEN NICHT SITTE: »Er begeht keine Unsittlichkeit.« Zuo Zhao 20.3 (Cf. Zuo Ding 4, Zusatz)

In dem folgenden Beispiel scheint *fei* GESETZ schließlich vollends zu einem zusammengesetzten Nomen verschmolzen worden zu sein:

(34)

故吏不敢以非法

gu li bu gan yi fei fa

DAHER BEAMTER NICHT WAGEN DURCH NICHT GESETZ

遇民

yu min

ENTGEGENTRETEN VOLK: »Daher wagen die Beamten nicht, dem Volk mit Ungesetzlichkeiten entgegenzutreten.« SJ 188

Zusammenfassend können wir feststellen, daß der Prozeß der Suffixisierung oder Präfixisierung von gewissen Morphemen im AC ganz deutlich angefangen hat, daß er aber ebenso deutlich noch in seinen Anfangsstadien steht. Wenden wir uns nun dem Problem der Komposita im AC zu.

3. *Komposition*

Unter Komposition im AC verstehe ich die Zusammensetzung und Verschmelzung von zwei lexikalischen Wörtern oder zwei grammatischen Partikeln zu einem neuen, komplexen Wort.

A. *Fusion*

Das es im AC aus Wörtern zusammengesetzte Wörter gibt, beweisen ganz eindeutig die Fusionswörter. Manche Binome werden nämlich im AC durch ein einziges Zeichen niedergeschrieben, zu einem Zeichen verschmolzen. Diese Fusion von zwei Silben zu einem einsilbigen Wort deutet darauf hin, daß die beiden Silben als enge, wortartige Verbindung, als *eine* Akzentgruppe ausgesprochen und vermutlich von den Sprechern des AC auch als Einheit empfunden wurden.

Ich gebe hier nur ein berühmtes Beispiel für dieses Phänomen:

(35)

擲扶搖而上

zhuan fu yao er shang

WINDEN HEBEN DREHEN UND OBEN: »Er wirbelt empor.«

Zuang 1.3

Schon ein alter Kommentar weist darauf hin, daß die Wörter HEBEN DREHEN oft als *ein* Zeichen (*piao*) geschrieben werden.

Es wäre wenig verwunderlich, wenn eine erhebliche Anzahl von AC-Einsilbern auf ähnliche Weise durch Fusion entstanden wäre und vielleicht sogar noch als Fusion empfunden wurden. Bisher reichen aber unsere Kenntnisse über die Etymologie von AC-Wörtern allgemein nicht aus, um diese Vermutung zu verifizieren.

Nur für die grammatischen Partikeln des AC können wir mit einiger Sicherheit mehr als ein Dutzend solcher Fusionen nachweisen. (Vgl. z. B. Shadick 1968, Dobson 1959, Graham 1955) Es wäre merkwürdig, wenn die sinologische Linguistik der Zukunft nicht noch weitere Beispiele solcher Fusionen ans Licht brächte.

Für uns bleibt allerdings zu beachten, daß entscheidend nicht »etymologische« Fusion von AC-Wörtern ist, sondern das lebende Bewußtsein dieser Fusionen unter AC-Sprechern. Über das Sprachgefühl von AC-Sprechern können wir aber aus den Texten nicht allzuviel ausmachen.

B. *Reduplikation*

Vor allem onomatopoetische AC-Wörter werden im AC gern redupliziert verwandt. Solche Verdoppelung kann auch eine intensivierende Funktion haben:

(36)

孔子於鄉黨恂恂

Kong Zi yu xiang dang xun xun
KONFUZIUS IN HEIMAT DORF BESCHEIDEN BESCHEIDEN

如也

ru ye

ru ye: »In seinem Heimatdorf trat Konfuzius äußerst bescheiden auf.« LY 10.1

C. *Synonymkomposita*

Die Mehrzahl der Synonymkomposita im AC sind onomatopoetischer Natur, wie etwa das Englische *teeny weeny* oder wie das deutsche *klitzeklein*.

Phonetisch nicht motivierte Synonymkomposita finden sich aber auch schon in den Gesprächen des Konfuzius:

(37)

室家

shi jia

GEBÄUDE HAUS: »Haus« LY 19.23

Ein Synonymkompositum XY läßt sich natürlich in etymologisierender Weise als Koordinationskompositum auffassen: »X und Y«, aber eine solche Analyse wäre in vielen Fällen gekünstelt.

Im modernen Chinesischen sind die Synonymkomposita zu einem der häufigsten Worttypen geworden.

D. *Koordination*

Nehmen wir ein Beispiel:

(38)

日月逝矣

ri yue shi yi

TAG MONAT VERGEHEN *yi*: »Die Zeit vergeht.« LY 17.1

Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, zu übersetzen: »Die Tage und Monate vergehen«, aber das wäre eben eine etymologisierende Übersetzung, die dem AC-Sprachgebrauch nicht gerecht wird. (Vgl. Yang 1965:232) Ob allerdings TAG MONAT eine idiomatiche Wendung aus unabhängigen Wörtern oder ein zusammengesetztes Wort ist, ist eine andere Frage. Ich neige zu der ersteren Auffassung.

E. *Subordination*

(39)

良人

liang ren

GUT MENSCH: »Ehegatte« Meng 4 B 33

Die syntaktische Beziehung zwischen GUT und MENSCH ist eindeutig. Yang 1962 und viele andere fassen Wendungen wie diese als komplexe Wörter auf. Aber die Frage, warum wir eine solche Konstruktion nicht als idiomatiche Wendung wie *die bessere Hälfte* auffassen sollen, wird nirgends beantwortet.

F. *Verb/Objekt-Komposita*

Viele Komposita dieser Art sind Titel oder Berufsbezeichnungen wie:

(40)

司馬

si ma

VERWALTEN PFERD: »Marschall« LY 12.3

G. *Antonymkomposita*

Ein besonders interessanter Wortbildungstyp im AC sind die Antonymkomposita: eine Konstruktion wie GROSS KLEIN kann im AC als einfache Konjunktion aufgefaßt werden: »die großen und die kleinen etc.« oder aber als abstraktes Nomen: »Größe«.

(41)

營丘壠大小高卑厚薄

ying qiu long da xiao gao bei hou bao
PLANEN GRAB-HÜGEL GROSS KLEIN HOCH TIEF DICK DÜNN

之度

zhi du

zhi MASS: »Man plant die Dimensionen der Größe, der Höhe sowie des Volumens des Grabhügels.« Li Ji I, 395

Im AC können grundsätzlich alle Antonyme in dieser Weise zu Abstrakta verbunden werden. Es ist plausibel, solche Verbindungen als Wörter und nicht als syntaktische Konstruktionen aufzufassen. Die Frage bleibt allerdings: worauf gründet sich die Plausibilität?

Zusammenfassung

Die grammatischen Strukturen der Wortkomposition sind im AC mit den syntaktischen Strukturen der Sprache homogen. Dobson 1959:6

geht sogar weiter: »Compound words are formed by the same structural principles that govern syntagmas.«

Nach Lu Zhi-wei sollte auch im modernen Chinesischen die Wortkomposition nicht so sehr als Teil der Morphologie, sondern vielmehr als Teil einer allgemeinen »Konstruktionslehre« aufgefaßt werden, die als einen eng mit der Wortkomposition verwandten Teil die Syntax enthält. (Vgl. Lu 1955, 1964; aber auch Chmielewski 1954, 1960, 1964. Bahnbrechend zu diesem Problem war Chmielewski 1949.)

Für Wang Li 1957/58 besteht Wortbildung wesentlich in einer »Verfestigung« syntaktischer Strukturen. Er behandelt die Wortbildung bezeichnender Weise als Auftakt zu demjenigen Teil des Buches, der unter dem Titel »Historische Syntax« steht.

Der Unterschied zwischen syntaktischen Strukturen und zusammengesetzten Wörtern beschreibt Dobson 1959:6 folgendermaßen: »They differ merely in being customary associations of lexics in contrast to spontaneous associations of syntagma made, as it were, ad hoc.«

Dobson bemerkt nicht, daß man seine Definition von *compounds* ebensogut als eine Definition von idiomatischen Wendungen im AC auffassen kann.

Fest steht jedenfalls, daß die Grenze zwischen idiomatischen Wendungen und zusammengesetzten Wörtern im AC oft schwer zu ziehen ist.² Darüberhinaus kann man nun aber noch fragen, ob hier im AC überhaupt eine scharfe Grenze liegt. Daß im Deutschen *bessere Hälfte* eine idiomatische syntaktische Fügung und *Ehefrau* ein zusammengesetztes Wort ist, ergibt sich schon aus den verschiedenen Akzentmustern³. Daraus, daß *Ehefrau* ein zusammengesetztes Wort und *bessere Hälfte* eine idiomatische Wendung ist, ergeben sich im Deutschen auch morphologische grammatische Konsequenzen, zum

2. Auf die fließenden Übergänge zwischen morphologischen und syntaktischen Phänomenen noch im modernen Chinesischen weist zum Beispiel Solncev 1970 hin.

3. Das Schriftbild ist aber bekanntermaßen nicht allgemein ein gutes Kriterium. Cf. *everyone/no one* im Englischen.

Beispiel wenn man den Plural bildet: *die besseren Hälften* (nicht: *die bessere Hälften* und *die Ehefrauen* (nicht: *die Ehenfrauen*.)

Im Deutschen können wir von allgemein scharfen Wortgrenzen sprechen, die aber in Sonderfällen schwer zu ziehen sind. Im AC bin ich dagegen geneigt, von einer allgemein unscharfen Unterscheidung zwischen idiomatischer Wendung und zusammengesetztem Wort zu sprechen, die nur in Sonderfällen scharfe Formen annimmt. Wir haben es hier im AC meines Erachtens mit einem kategorialen Kontinuum zu tun, an dessen einem Ende die zur einsilbigen Worteinheit verschmolzenen Wendungen stehen, und am anderen Ende die losen idiomatischen Wendungen.⁴ Pompös gesagt: es widerspricht meinem Gefühl nach dem Geist des AC, zwischen idiomatischen syntaktischen Konstruktionen einerseits und morphologischen Komposita andererseits einen scharfen grammatischen Unterschied zu postulieren.⁵ Wer hier im Anschluß an indoeuropäische Gepflogenheiten eine scharfe Grenze annimmt, verstellt sich den Blick für den Reichtum struktureller Nuancen im AC.

Gegenüber Humboldt bleibt aber festzuhalten, daß es im AC echte zusammengesetzte Wörter gibt, und daß auch über die Existenz intrasyllabischer Morpheme im AC kein Zweifel bestehen kann. Von Identität von Morphologie und Syntax kann im AC also gar keine Rede sein.

Die logisch-grammatische Homogenität syntaktischer und morphologischer Phänomene wird in westlichen Sprachen oft durch die Diskrepanz zwischen der Oberflächenstruktur syntaktischer Konstruktionen einerseits und komplexer Wörter andererseits verdeckt. Der profunde Zusammenhang zwischen Morphologie und Syntax ist in diesen Sprachen oft nur durch abstrakte logisch-grammatische Argumentation aufzudecken. Im AC dagegen liegt dieser Zusammenhang in anschaulicher Weise zutage. Hierin liegt für meine Begriffe ein

4. Vgl. im Englischen *golden ring — gold ring — goldring*.

5. Schon Frei 1941 verzweifelt am Begriff des Wortes und schlägt gar vor, ihn für das Chinesische ganz aufzugeben.

gut Teil der Schönheit und Erhabenheit des grammatischen Baus der chinesischen Sprache.

In einem profunden Sinne bleiben Humboldts Gedanken zu Morphologie und Syntax im Chinesischen auch heute noch aktuell.

IV Wortart und Wortfunktion im AC

Aufgrund seiner Untersuchungen zur chinesischen Sprache kam Wilhelm von Humboldt zu dem Ergebnis, daß es im Chinesischen keine Wortarten gibt, wie wir sie zum Beispiel aus dem Griechischen kennen. Auf der anderen Seite schreckte Humboldt anscheinend vor der kategorischen Behauptung zurück, daß die Wörter in chinesischen Sätzen auch nicht die uns gewohnten wortart-spezifischen grammatischen Funktionen ausüben.

Paul Demiéville, einer der größten Sinologen unserer Zeit, teilt im wesentlichen Humboldts Auffassung: »Die Wortarten existieren lediglich vom funktionalen Standpunkt aus gesehen.«

(Demiéville 1948: 148)

Nennen wir eine solche Auffassung zum Problem der Wortarten *funktionalistisch*.

Henri Maspero, der sich um die Erforschung der historischen Grammatik des Chinesischen große Verdienste erworben hat, geht noch weiter als Humboldt. Er streitet nicht nur ab, daß sich chinesische Wörter in traditionelle lexikalische Wortarten einteilen lassen, sondern er bestreitet auch, daß chinesische Wörter im recht interpretierten Satz die uns gewohnten wortart-spezifischen grammatischen Funktionen ausüben. Nach Masperos Meinung lesen wir unsere funktionalen grammatischen Kategorien nur deshalb in die chinesischen Sätze hinein, weil wir uns von den gewohnten Kategorien nicht frei machen können: »Es fällt uns schon schwer genug, uns den chinesischen Gedanken jenseits aller grammatischen Kategorien (Numerus, Kasus, Genus, etc. C.H.) vorzustellen. Aber diese Schwierigkeit wird noch größer, wenn wir uns den chinesischen Gedanken jenseits der Verschiedenheit von Wortarten vorstellen sollen. Selbst die in unseren Sprachen wesentliche Unterscheidung zwischen Nomen und Verb existiert ja im Chinesischen nicht.«

(Maspero 1939: 35)

Wir können Masperos Auffassung *relativistisch* nennen.

Yang Bo-jun, einer der führenden zeitgenössischen chinesischen Grammatiker, vertritt dagegen, wie die meisten russischen und chinesischen Gelehrten, eine *positivistische* Position. In seiner Grammatik der klassischen chinesischen Sprache geht er einfach davon aus, daß sich chinesische Wörter in die uns gewohnten Wortarten einteilen lassen, und daß sie darüberhinaus die uns gewohnten grammatischen Funktionen ausüben. Yang Bo-jun stellt am Anfang seiner Grammatik lapidar fest: »Die Wortarten stellen die Basis der Syntax dar, sie bilden das Zentrum des grammatischen Systems.« (Yang 1956: 10)¹ Funktionalisten, Relativisten und Positivisten sind sich in einem entscheidenden Grundsatz weitgehend einig: wenn es in einer Sprache ein System von lexikalischen Wortarten gibt, dann gehört in dieser Sprache jedes Wort zu genau einer lexikalischen Wortart.² Hinter diesen Grundsatz will ich zurückfragen. Logisch notwendig ist es ja jedenfalls nicht, daß die Wörter einer Sprache in diskrete Wortklassen zerfallen wie Schachfiguren in Türme, Springer, Läufer,

1. G. von der Gabelentz war Positivist. Den Widerspruch zwischen der positivistischen These, daß alle Wörter zu festen lexikalischen Wortarten gehören und der Tatsache, daß chinesische Wörter hinsichtlich ihrer wortart-spezifischen grammatischen Funktion flexibel sind, versuchte er durch einen terminologischen Kniff zu entschärfen: er benannte die lexikalischen Kategorien mit deutschen Wörtern wie Hauptwort, Tätigkeitswort etc. und die funktionalen Kategorien mit Wörtern lateinischen Ursprungs wie Substantiv, Verb etc. Damit ist solange nichts gewonnen wie unklar bleibt, warum ein Hauptwort als Verb fungieren kann ohne Tätigkeitswort zu sein. Denn nach unseren landläufigen Vorstellungen gehört es ja gerade zum Wesen des Hauptworts, daß es *eben nicht* einfach verbal fungieren kann. Nach meiner Auffassung erlaubt erst der Begriff des lexikalischen kategorialen Kontinuums die Auflösung dieses Widerspruches.
2. Dieser Grundsatz beherrscht übrigens auch die moderne Diskussion über die kategoriale Grammatik. Vgl. etwa Lyons 1966 und Lewis 1972. Dies bekräftigt auch Hall 1965, und Lejewskis Kommentar dazu vom Standpunkt der kategorialen Grammatik.

Damen, Könige und Bauern. Die Wörter einer Sprache könnten sich vielmehr bloß in der Weise in Wortarten einteilen lassen, wie man Fußballspieler in Torhüter, Verteidiger, Läufer und Stürmer einteilen kann; sie könnten ein kategoriales Kontinuum bilden, in dem Wörter eine größere oder geringere Tendenz oder Präferenz an den Tag legen, gewisse grammatische Funktionen auszuüben.

Ich bin davon überzeugt, daß wir es im AC mit einem solchen kategorialen Kontinuum der Wortarten zu tun haben. Aber bevor ich meine eigene Meinung zu diesem Thema erläutere und begründe, will ich kurz darauf eingehen, wie die chinesischen Gelehrten selbst das Wortmaterial ihrer Sprache eingeteilt haben, bevor sie unter den Einfluß moderner westlicher linguistischer Theorien gerieten. Für den westlich-voreingenommenen Sprachphilosophen sollten diese traditionellen chinesischen Auffassungen und Intuitionen von Interesse sein.³

1. Traditionelle Einteilungen von AC-Wörtern

A. Graphologische Einteilung

Wenn man vom Schriftbild altgriechischer Wörter ausgeht, dann bietet sich eine Unterscheidung etwa zwischen deklinierten, konjugierten und invariablen Wörtern aufgrund des sichtbaren morphologischen Baus der Wörter unmittelbar an. Den alten Chinesen hat sich dagegen zunächst einmal eine graphologische Einteilung ihrer Wörter angeboten, die unter dem Namen *liu shu* bekannt geworden ist.⁴ Diese Einteilung unterscheidet die folgenden Arten von Zeichen:

- 3 Zur Geschichte der grammatischen Theorien in China vgl. Fu 1939 Wang 1961 sowie Wang Li-da 1959. Besonders wichtig für meine Zwecke war natürlich Zheng 1965.
- 4 Ich folge Chao 1968 a. Vgl. auch Thern 1966.

1. Bilder von konkreten Gegenständen. Der piktographische Charakter dieser Zeichen ist in der modernen Schreibweise oft verloren gegangen, ist aber den alten Formen der Zeichen oft noch deutlich anzusehen.
2. Symbolische Darstellungen von Begriffen. Ein anschauliches Beispiel bilden die Zeichen eins — , zwei 二 und drei 三.
3. Zusammengesetzte piktographische Zeichen. Ein anschauliches Beispiel ist das Zeichen für »hell« 明 das aus einem Bild der Sonne und einem Bild des Mondes zusammengesetzt ist.
4. Zeichen mit phonetischem und semantischem Element.
5. Rein phonetische Zeichen.

Es ist deutlich, daß wir es bei dieser Einteilung mit einer Klassifizierung von Schriftzeichen, nicht von Wörtern, zu tun haben. Für die grammatische Struktur der AC-Wörter ist ihre graphologische Struktur natürlich wenig relevant.

B. Logische Einteilungen

Die altchinesischen Logiker haben unter den Wörtern ihrer Sprache nicht wie Plato zwischen »Namen« und »Verben« unterschieden. Für beide haben sie das Wort *ming*: »Name« verwandt.

In den logischen Kapiteln des Buches *Mo Zi* werden Namen (*ming*) hinsichtlich ihres Begriffsumfangs in drei Arten eingeteilt: »Es gibt drei Arten von Namen: umfassende (z. B. DING), klassifizierende (z. B. PFERD) und Eigennamen (z. B. WILLIBALD).« *Mo* 40.11

Das Han-zeitliche *Yin Wen Zi* gibt eine weitere Einteilung von Namen (*ming*) in drei Arten, aus der hervorgeht, daß nicht nur »Nomina« als *ming* gelten: »Es gibt drei Arten von Namen: 1. objektive Namen für Dinge (z. B. ECKIG, RUND, WEISS, SCHWARZ) 2. Namen für moralische Bewertungen (z. B. GUT, SCHLECHT, EHREHAFT, GEMEIN) 3. relative Namen (z. B. GESCHICKT, DUMM, LIEBEN, HASSEN). (*Yin Wen Zi*: 23)

Im logischen Kapitel des Buches *Xun Zi* werden die Begriffe »Name« und »Satz« in aufschlußreicher Weise zueinander in Beziehung ge-

setzt: »Durch Namen wird Realität eingeteilt; im Satz werden Namen für verschiedene Teile der Realität verbunden, um einen Gedanken auszudrücken.« (*Xun* 22.38) Die Unterscheidung zwischen Nomen und Verb spielt in dieser Definition wieder keine Rolle. Es ist den alten Chinesen nicht eingefallen, zu sagen, daß in einem Satz über ein Ding (Subjekt) eine Aussage (Prädikat) gemacht wird.

C. Grammatische Einteilungen

In der philologischen Tradition Chinas haben sich aber später sehr wohl Einteilungen von Wörtern in Wortklassen herausgebildet. Ich wende mich nun diesen unabhängig von modernen westlichen Einflüssen entstandenen grammatischen Klassifikationen zu.

a. Partikeln

Seit dem Anfang der philologischen Kommentarliteratur in China haben die Chinesen gewisse Zeichen in gewissen Satzzusammenhängen als »Partikeln« (*ci*) klassifiziert. In dem alten Buch der Lieder enthalten viele Gedichte Wörter, die etwa unserem deutschen »tralala« entsprechen und keine semantische oder grammatische Funktion ausüben. Diese Wörter werden schon in den frühesten Kommentaren Partikeln genannt. Auch Finalpartikeln, Satzanfangspartikeln sowie andere Wörter, die oft ohne großen Bedeutungsverlust ausgelassen werden können, werden regelmäßig als Partikeln bezeichnet. In der chinesischen philologischen Tradition werden die Partikeln bisweilen auch als »Redehilfen«, »Hilfspartikeln«, »Hilfszeichen«, »Satzhilfspartikeln« und als »leere Zeichen« bezeichnet.

Lu Jiu-yuan, ein Gelehrter aus der Zeit der nördlichen Song 960—1126) hat die Unterscheidung zwischen Partikeln und lexikalischen Wörtern folgendermaßen zu erklären versucht: »Ihrer Bedeutung nach lassen sich die Zeichen in leere und volle einteilen; die leeren Zeichen beziehen sich eigentlich nur auf die Bedeutung von Zeichen, während die vollen Zeichen sich eigentlich auf die gemeinte Realität beziehen.« (Zheng 1965:95)

Zhou Bo-qi, ein Gelehrter der Yuan Dynastie (1271-1368) war der Ansicht, daß alle Partikeln aus lexikalischen Wörtern entstanden sind: »Im großen und ganzen sind die Alten von konkreten Dingen ausgegangen, als sie die Zeichen schufen. Unsere heutigen leeren Zeichen waren alle früher volle Zeichen.« (Zheng 1965:95)

Die Bedeutung der Partikeln für das grammatische System des Chinesischen war vielen chinesischen Philologen deutlich. Es gibt eine lange Reihe von umfangreichen Büchern über die chinesischen Partikeln. Liu Qi 1955 gibt einen eindrucksvollen Überblick über die traditionelle Gelehrsamkeit auf diesem Gebiet. Er teilt die Partikeln in 29 verschiedene Arten ein und gibt eine Fülle von Beispielen.⁵

Ein präzises Kriterium dafür, wann ein Wort ein Hilfswort oder eine Partikel ist, habe ich in der traditionellen Literatur nie gefunden. Aber so viel scheint doch deutlich: die traditionelle chinesische Unterscheidung zwischen Partikeln und lexikalischen Wörtern scheint in etwa der aristotelischen Unterscheidung zwischen kate-gorematischen und synkate-gorematischen Wörtern zu entsprechen oder erinnert uns zumindest an die aristotelische Unterscheidung.⁶ Wir wollen nun nachsehen, wie weit die traditionellen chinesischen Einteilungen innerhalb der Klasse der lexikalischen Wörter den uns gewohnten grammatischen Kategorien entsprechen.

b. Leere und volle Wörter

Im letzten Abschnitt haben wir gesehen, daß die traditionellen chinesischen Grammatiker grammatische Wörter als »leere Wörter« und lexikalische Wörter als »volle Wörter« bezeichnen. Verwirrenderweise werden dieselben *termini technici* »volles Zeichen« und »leeres Zeichen« auch in einer ganz anderen Bedeutung verwandt. Das einschlä-

5 Vgl. auch die folgenden wichtigen traditionellen Arbeiten über die grammatischen Partikeln: Wang 1929, Yang Shu-da 1957, Pei 1970.

6 Ein präziser Vergleich ist schon deshalb unmöglich, weil der traditionelle Begriff der Partikel im AC zu vage ist. Zu den Begriffen »kate-gorematisch«, »synkate-gorematisch« vgl. Quine 1970:27.

gige klassische Lexikon *Ci Hai* erklärt den Begriff »volles Zeichen« folgendermaßen: »In alter Zeit galt ein Nomen (sic!) als volles Zeichen und alle anderen Zeichen als leere Zeichen. Zum Beispiel in FRÜHLING WIND WIND MENSCH: »Der Frühlingswind bläst über die Menschen« und SOMMER REGEN REGEN MENSCH: »Der Sommerregen regnet auf die Menschen nieder« gelten das erste WIND und das erste REGEN als volle Zeichen, während das zweite WIND und das zweite REGEN als leere Zeichen gelten.« (*Ci Hai* 1948:426)⁷

Eklatanterweise geht das *Ci Hai* in seiner Erklärung davon aus, daß ein Wort wie WIND sowohl als volles als auch als leeres Wort fungieren kann. Die Einteilung in volle und leere Wörter scheint in Wirklichkeit eine Einteilung in nominal und nicht-nominal fungierende Wörter im interpretierten Satz zu sein.

Die Unterscheidung zwischen nominaler und nichtnominaler Funktion im Satz war für die Definition des Parallelismus in der chinesischen Stilkunde bedeutend. Es ist kein Zufall, daß die folgenden Definitionen der Begriffe »volles Zeichen« und »leeres Zeichen« aus einem Handbuch der Poetik unter dem Titel »Wortparallelismus« stammt: »Zeichen, denen Gegenstände entsprechen, heißen volle Zeichen; Zeichen, denen keine solchen Gegenstände entsprechen, heißen leere Zeichen.« (Zheng 1965:110. Das Handbuch stammt aus der Ming-Zeit (1368-1644).) In diesen Definitionen ist wieder von Wörtern im Satzzusammenhang und nicht von Wörtern als lexikalischen Einheiten die Rede. Bei der Definition von Parallelismus zwischen zwei Zeilen eines Gedichts kommt es nicht darauf an, wie ein Wort normalerweise fungiert, sondern darauf, wie es im gegebenen Zusammenhang fungiert.

Die Betrachtung der traditionellen Beispiele für die hier besprochene Unterscheidung zwischen leeren und vollen Wörtern macht deutlich,

7 Dieselbe Definition findet sich auch schon in früheren Lexika der chinesischen Sprache. Sie scheint traditionell zu sein. Ihren Ursprung habe ich nicht ausfindig machen können.

daß jedenfalls manche chinesische Stilisten sich eines Unterschieds deutlich bewußt waren, den wir als den Unterschied zwischen einem nominal fungierenden Wort und einem nicht nominal fungierenden Wort aufzufassen geneigt sind. Daß sich hier schon erste Spuren westlichen Einflusses zeigen, wage ich zu bezweifeln.

Allgemeiner können wir sagen, daß der in der chinesischen Poetik zentrale Begriff des syntaktischen Parallelismus zwischen Zeilen eines Gedichts unter den gebildeten Chinesen zumindest ein intuitives Bewußtsein einer Unterscheidung zwischen verschiedenen Wortfunktionen voraussetzt: nur wer ein solches intuitives Bewußtsein hat, kann entscheiden, ob zwei Zeilen eines Gedichts syntaktisch parallel sind oder nicht.

c. Tote und lebende Zeichen

Die traditionelle Unterscheidung zwischen toten und lebenden Zeichen erinnert uns zunächst an die uns traditionelle Unterscheidung zwischen deklinierten und konjugierten Wörtern. Das eben zitierte literarische Handbuch »Wortparallelismus« fährt fort: »Volle Zeichen sind durchweg tote Zeichen; nur bei den leeren Zeichen gibt es sowohl tote als auch lebende Zeichen: die toten Zeichen beschreiben etwas, das natürlicherweise der Fall ist, wie zum Beispiel die Wörter HOCH, TIEF, GROSS, KLEIN; die lebenden Zeichen beschreiben etwas, das als Ergebnis einer Handlung der Fall ist, wie etwa FLIEGEN, TAUCHEN, VERWANDELN.« (Zheng 1965:110 f) Die Unterscheidung zwischen Eigenschaftswörtern und Tätigkeitswörtern, die sich in indoeuropäischen Sprachen dem Grammatiker als morphologische Kategorie aufdrängt, wird dem chinesischen Philologen eher als stilistische Nuance fühlbar.

Ein und dasselbe Wort kann nach traditioneller Ansicht sowohl als totes als auch als lebendes Zeichen auftreten, je nach seiner grammatischen Umgebung. Yuan Ren-lin aus der Qing-Zeit (1644-1912) sagt lapidar: »Allgemein können alle toten Zeichen als lebende Zeichen verwandt werden.« und er fährt fort: »Wenn man ein Zeichen für sich

allein aus dem Textzusammenhang herausnimmt, kann man nicht erkennen, ob es lebendig oder tot, leer oder voll ist.« (Zheng 1965:109)⁸

2. Grammatische und lexikalische Einheiten im AC

Wilhelm von Humboldt hat darauf hingewiesen, daß die sogenannte Präposition *yi*: »mit, durch« anscheinend durchweg auch als Verb aufgefaßt werden kann. Anhand dieses Beispiels hat er die Schwierigkeit der Grenzziehung zwischen lexikalischen Wörtern und grammatischen Partikeln im AC aufgezeigt.

Zunächst einmal müssen wir aber feststellen, daß es im AC viele ganz eindeutig grammatische Partikeln gibt, wie etwa die Finalpartikel *ye*, und daß es viele ebenso eindeutig lexikalische Wörter gibt, wie etwa ROT oder WEISS. Charakteristisch für die Entwicklung der chinesischen Sprache ist nur die zunehmende Grammatikalisierung gewisser ursprünglich lexikalischer Wörter in dieser Sprache. (Im letzten Abschnitt haben wir gesehen, daß manche chinesische Gelehrte sogar *alle* grammatischen Partikeln als Ergebnisse eines solchen Grammatikalisierungsprozesses angesehen haben.) Dieser Grammatikalisierungsprozeß setzt sich noch in der modernen Umgangssprache lebhaft fort. In diesem Abschnitt will ich nun die erstaunliche Kontinuität zwischen grammatikalisierter und lexikalischer Verwendung gewisser Wörter im AC anschaulich machen. Ich will zu zeigen versuchen, daß die Grenze zwischen »Partikeln« einerseits und »Verben« oder »Nomina« andererseits im AC in einer Weise verwischt ist, wie das in den uns gewohnten flektierenden Sprachen undenkbar wäre.⁹

8 Für eine weitere Einteilung mehr oder minder traditioneller Art vergleiche man den aufschlußreichen Artikel Rosthorn 1898.

9 Aufschlußreiche Beispiele für das Phänomen der Grammatikalisierung im AC sind auch einige Satzkonjunktionen, z. B. *she*: »setzen« grammatikalisiert: »gesetzt daß«, und *ruo*: »gleichen, so sein als ob« grammatikalisiert: »wenn«.

1. Zur Definition des Begriffes »grammatische Partikel«

Shadick 1968:697 nennt Wörter, die niemals allein einen vollständigen Satz bilden können, »bound words«, also in unserer Terminologie grammatische Partikeln. Wenn wir diese Definition wirklich ernst nehmen wollen, dann gibt es im AC keine grammatischen Partikeln, denn alle Wörter können als Antwort auf die Frage: »Welches Zeichen steht hier?« eine Satzaussage und einen vollständigen Satz bilden.

Shadick 1968:697 fährt fort: »Free words are the main carriers of meaning in discourse, they are words that refer to the world outside of speech. We will therefore call them *content words*. By contrast the bound words add little or no content to an utterance, no additional information about the world outside speech. Their role is almost entirely grammatical: modifying, completing, substituting for, or joining free forms. We will call them *function words*.« Shadick gibt hier die sehr weitverbreitete, wenn nicht universale Meinung wieder, daß Partikeln allgemein weniger semantischen Gehalt haben als lexikalische Wörter. Diese Vormeinung scheint mir wieder durchaus ungerechtfertigt.¹⁰ Wie schon Humboldt gesehen hat, und wie z. B. George Lakoff in einem neueren Artikel¹¹ deutlicher dargelegt hat, ist der semantische Beitrag einer instrumentalen Partikel wie »mit«, »durch«, fast genau derjenige, den in anderen Zusammenhängen ein Vollverb wie »gebrauchen« leistet.

Zur Verständigung darüber, was ich mit einer grammatischen Partikel meine, gebe ich hier eine Erklärung dieses Begriffes, die

10 Die Schwierigkeit der Unterscheidung zwischen grammatischen und lexikalischen Wörtern im AC zeigt sich schon an dem traditionellen Meinungsgewirr zu diesem Thema. Zhang Shou-bai nennt die Unterscheidung zwischen vollen und leeren Wörtern überhaupt gegenstandslos. (Jin 1955:83) Traditionell werden übrigens die Pronomina zu den leeren Zeichen gerechnet, obwohl sie doch in vieler Weise wie Nomina fungieren.

11 Vgl. Lakoff 1968

die genannten Schwierigkeiten sowie einige andere zu umgehen versucht:

Ein Wort X gilt in einem interpretierten Satz S als grammatische Partikel genau dann, wenn es in seiner Bedeutung in S nicht als selbständige Äußerung vorkommen kann.

A. Präpositionen und Verben

a. Das instrumentale *yi*

Man vergleiche die folgenden drei Sätze miteinander:

- (1) a Er *gebraucht* einen Bleistift zum Schreiben.
 b Einen Bleistift *gebrauchend* schreibt er.
 c Er schreibt *mit* einem Bleistift.

Die Hypothese scheint plausibel, daß sich das instrumentale *yi* aus einem Vollverb über ein untergeordnetes Verb zu einer grammatischen Partikel entwickelt hat.

In einigen AC-Sätzen fungiert *yi* in der Tat als Hauptverb:

(2)

彼以其富 我以吾仁

bi yi qi fu wo yi wu ren

JENER *yi* SEIN WOHLHABEND ICH *yi* MEIN GUT: »Jener baut auf seinen Reichtum, ich baue auf meine Güte.« Meng 2B2

In anderen Sätzen wird die *yi*-Phrase durch UND (*er*) mit dem übergeordneten Satz verbunden und dadurch als untergeordnetes Verb ausgewiesen:

(3)

夫以有盡之地而逆

fu yi you jin zhi di er ni

NUN *yi* HABEN ERSCHÖPFEN *zhi* LAND UND BEGEGNEN

無已之求……

wu yi zhi qiu

MANGELN ENDEN *zhi* FORDERN: »Wenn man nun über begrenztes Territorium verfügend unbegrenzten Forderungen nachkommt ...« Zhan Guo Ce, Liu Jing-nung 1958:57

In wieder anderen Sätzen würde das Einfügen von UND (*er*) die grammatische Struktur eines Satzes mit untergeordneter *yi*-Phrase verdrehen:

(4)

約我以礼

yue wo yi li

ZÜGELN ICH *yi* SITTE: »Er zügelt mich durch Sittlichkeit.«

LY 9.11

Wenn man jetzt zwischen ZÜGELN ICH und *yi* SITTE ein UND (*er*) einschieben würde, dann müßte man übersetzen: »Bei der Zügelung meiner verwandte er Sittlichkeit«, wenn man den Wortstellungsregeln des AC gerecht werden will. Charakteristisch für die nachgestellte *yi*-Phrase ist aber, daß sie im AC normalerweise nicht als Hauptprädikat verstanden wird.¹² Die Erklärung für dieses Phänomen scheint in der Grammatikalisierung des Wortes *yi* zu liegen, das nun nicht mehr untergeordnetes Verb, sondern wirklich Präposition ist.

Nun gibt es im AC aber eine Vielzahl von Sätzen, in denen *yi* sich in einem Zwitterzustand zwischen verbalem, untergeordnet verbalem und präpositionalem Gebrauch zu befinden scheint:

12. Zu den lokativen Präpositionen vgl. Kalousková 1961. Nikitina 1959 betrachtet die Präpositionen nicht unter dem Aspekt der Grammatikalisierung.

(5)

說之以道 不說也

yue zhi bu yi dao bu yue ye

FREUEN *zhi* NICHT *yi* WEG NICHT FREUEN *ye*: »Wenn man ihn *nicht durch den wahren Weg* erfreut, dann freut er sich nicht.« LY 13.25

(6)

說之雖不以道 說也

yue zhi sui bu yi dao yue

FREUEN *zhi* OBWOHL NICHT *yi* WEG FREUEN: »Obwohl man ihn *nicht durch den (:gemäß dem) wahren Weg* erfreut, freut er sich.« LY 13.25

In diesen beiden Beispielen ist die negierte *yi*-Phrase ganz deutlich Hauptprädikat des untergeordneten komplexen Satzes. Aber können wir es nicht trotzdem als Präposition mit *contrastive stress* auffassen, oder müssen wir es als Hauptverb ansehen? Oder müssen wir gar von einem untergeordneten Verb mit *contrastive stress* sprechen? Ich meine, daß dies nicht wirklich echte, scharfe Alternativen sind, bei denen wir uns für entweder die eine oder die andere entscheiden müssen. Logisch gesehen besteht ja gar kein scharfer Unterschied zwischen einer betonten Präposition und einem Hauptverb. Die Eleganz des Altchinesischen liegt hier für mein Gefühl gerade darin, daß es auch grammatisch dort keine scharfe Grenze zu ziehen braucht, wo logisch keine scharfe Grenze zu ziehen ist. Das AC kann wohldefinierte und begrenzte strukturelle Vagheit dulden.

b. Das instrumentale *yong*

Das *Shuo Wen* gibt als Bedeutungsäquivalent von *yi* das meist als Vollverb fungierende Wort GEBRAUCHEN (*yong*) an. In der Tat wird das Wort *yong* auch in fast allen Handbüchern grammatischer

Partikeln aufgeführt, und zwar deshalb, weil dieses Verb gelegentlich präpositional zu fungieren scheint, wie in:

(7)

用錐指地

yong zhui zhi di

yong AHLE ZEIGEN ERDE: »Mit der Ahle auf die Erde zeigen.«

Zhuang 17.78

(8)

用夏變夷

yong xia bian yi

yong CHINA VERWANDELN BARBAR: »Die Barbaren durch chinesische Kultur bekehren.« Meng 3A4

Der Prozeß der Grammatikalisierung ist aber bei *yi* sehr viel weiter vorangeschritten wie bei *yong*. Dies zeigt sich nicht nur an der Seltenheit deutlich grammatikalisierte Verwendung von *yong*, sondern auch daran, daß *yong* durchweg seine ganz präzise instrumentale Grundbedeutung behält, während *yi* als Präposition seine Bedeutung erheblich erweitert: »durch, mit, gemäß, aufgrund von, aufgrund davon, um . . . zu, etc« sind geläufige Wendungen, mit denen man das grammatikalisierte *yi* übersetzen kann, während für präpositionales *yong* nur »durch« und »mit« in Frage kommen.

Im Gegensatz zur *yi*-Phrase kann die präpositionale *yong*-Phrase auch nicht hinter dem Hauptsatz stehen, dem sie untergeordnet ist, so daß *yong* vielleicht als Beispiel für ein Wort stehen kann, das im Grammatikalisierungsprozeß auf der Stufe des untergeordneten Verbs stehen geblieben ist.

c. Das lokative *yu*

Die Präposition *in* ist im Deutschen semantisch eng mit Verben wie *sich befinden in*, *vor sich gehen in* verbunden. Man vergleiche die folgenden Sätze:

(9)a Er befindet sich in der Schule und schläft dort.

b Daß er schläft, geht in der Schule vor sich.

c Er schläft in der Schule.

Im AC sind Präpositionen und lokative Verben nicht nur semantisch, sondern auch grammatisch eng miteinander verknüpft. Daß die »Präposition« *yu* bisweilen als Hauptverb eines Satzes vorkommen kann, steht außer Zweifel:

(10)

造次必於是

zao ci bi yu shi

BEDRÄNGT MÜSSEN *yu* DIES: »Wenn er in Bedrängnis gerät, hält er sich bestimmt hieran.« LY 4.5

In anderen Fällen ist *yu* ganz eindeutig Präposition:

(11)

難乎免於今之世矣

nan hu mian yu jin zhi shi yi

SCHWIERIG *hu* MEIDEN *yu* GEGENWÄRTIG *zhi* WELT *yi*:

»Es ist schwierig, sich von der zeitgenössischen Welt fernzuhalten.« LY 6.16

Auch in dem folgenden Beispiel ist *yu* als Präposition aufzufassen, aber zur Not könnte man es auch als Hauptverb interpretieren:

(12)

子畏於匡

zi wei yu Kuang

MEISTER FÜRCHTEN *yu* KUANG: »Der Meister fürchtete sich in Kuang.« LY 9.5

Wir könnten hier zur Not auch konstruieren: »Es geschah in Kuang,

daß der Meister es mit der Angst zu tun bekam: «Und daß solche Spekulationen über die Funktion von *yu* auch alten Kommentatoren nicht ganz fremd waren, scheint mit das folgende Beispiel zu beweisen:

(13)

魏有士十人於我所

Wei you shi shi ren yu wo suo

WEI HABEN RITTER ZEHN MANN *yu* ICH PLATZ: »Es sind zehn Ritter aus Wei an meinem Hof.« LS ca. 21.3

In einem alten Kommentar aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus wird *yu* durch das normalerweise als Vollverb fungierende *zai*: »sich befinden in« erklärt. Das Große Lexikon der Chinesischen Sprache (ZWDZD 6311) zitiert den Text mit Kommentar, und mit einem Komma vor *yu*. Offenbar wollte der alte Kommentator den Satz etwa so verstanden wissen: »Wei unterhält zehn Ritter, und die befinden sich an meinem Hofe.« Die Präposition *yu* ist eines der häufigsten Wörter im AC. Der Kommentator glossiert das Wort hier, weil er es als Hauptverb aufgefaßt sehen will. Entscheidend für unsere Zwecke ist nicht, ob der Kommentator recht hatte, sondern daß er diese Glosse erstens für notwendig und zweitens für angebracht hielt. Daß er sie für notwendig hielt, zeigt, daß er die Verwendung von *yu* als Vollverb für außergewöhnlich gehalten hat. Daß er sie für angebracht hielt, zeigt, daß er zumindest intuitiv zwischen verbaler und präpositionaler Verwendung von *yu* differenziert hat.

Nehmen wir ein anderes Beispiel, in dem die Grenze zwischen verbalem und präpositionalem *yu* unscharf zu sein scheint:

(14)

賢主於安思危

xian zhu yu an si wei

WEISE HERRSCHER *yu* FRIEDEN DENKEN GEFAHR

於達思窮

yu da si qiong

yu ERFOLG DENKEN ARM

於得思喪

yu de si sang

yu ERLANGEN DENKEN VERLIEREN : »Ein weiser Herrscher ist im Frieden der Gefahr eingedenk, im Erfolg des Mißerfolges, im Gewinn des Verlustes.« LS 15.1

Ein früher Kommentator (ZWDZD 6331.11) erklärt *yu* hier durch das normalerweise als Vollverb fungierende Wort *ju*: »sich aufhalten in, wohnen in«. Anscheinend will er den Satz etwa folgendermaßen grammatisch analysiert sehen: »Während der weise Herrscher in Frieden lebt, ist er der Gefahr eingedenk, während er sich in einer erfolgreichen Phase befindet, ist er des Mißerfolges eingedenk, während er sich in einer gewinnreichen Phase befindet, ist er des Verlustes eingedenk.«

d. *Das lokative zai*

Zai wird im AC vorwiegend als Vollverb verwandt:

(15)

神在

shen zai

GEIST *zai*: »... die Geister sind anwesend.« LY 3.12

In dem folgenden Beispiel ist *zai* allem Anschein zum Trotz wieder als Verb zu verstehen:

(16)

子在陳曰

zi zai Chen yue

MEISTER *zai* CHEN SAGEN: »Als der Meister in Chen war, sagte er . . . « LY 5.22 (Vgl. auch LY 7.14, LY 15.2)

Zai ist hier Verb eines untergeordneten, temporalen Nebensatzes. Eindeutig präpositional ist *zai* dagegen in:

(17)

駿奔走在廟

jun ben zou zai miao

RASCH UMHERLAUFEN *zai* TEMPEL: »Quickly they hurry about in the temple.« Karlgren 1950:239 Shi 266

(18)

藏在盟府

cang zai meng fu

AUFBEWAHREN *zai* VERTRAG LAGER: »Es ist im Lager für Verträge aufbewahrt.« Zuo Xiang 11.10

Daß *zai* in (18) präpositional ist, zeigt die folgende Parallelstelle:

(19)

藏於盟府

cang yu meng fu

AUFBEWAHREN *yu* VERTRAG LAGER: »Es ist im Lager für Verträge aufbewahrt.« Zuo Xi 5.9

Grundsätzlich kann man allerdings wohl niemandem verbieten, sowohl (18) als auch (19) so zu konstruieren: »Es wird aufbewahrt und befindet sich im Lager für Verträge.« Aber angesichts des fortgeschrit-

tenen Stadiums der Grammatikalisierung von *yu* ist eine solche Lösung jedenfalls für (19) wenig plausibel.

B. Vergleichswörter

Zwischen Partikeln wie *wie* und Verben wie *gleichen* besteht ein enger logischer Zusammenhang. Man vergleiche die folgenden Sätze miteinander:

(20)a Er schläft und gleicht dabei einem Sack.

b Er schläft wie wenn er ein Sack wäre.

c Er schläft wie ein Sack.

Vereinfachend könnten wir sagen, daß *wie* eine grammatikalisierte Form von *gleichen* ist.

Während nun im Deutschen zwischen *wie* und *gleichen* ein scharfer und grundlegender Unterschied besteht, ist im AC, wie wir in diesem Abschnitt sehen werden, der vergleichbare Übergang fließend.

a. *ru*: »gleichen: wie«Das Wort *ru* wird bisweilen als Hauptverb verstanden:

(21)

君子如嚮矣

jun zi ru xiang yi

EDELMANN GLEICHEN ECHO *yi*: »Der Edelmann gleicht einem

Echo.« Xun 1.34

Nicht immer ist, was wie ein Subjekt dieses Verbs GLEICHEN aussieht, auch wirklich ein Subjekt:

(22)

心如虎狼

xin ru hu lang

HERZ GLEICHEN TIGER WOLF: »In seiner Gesinnung glich er einem Tiger oder einem Wolf.« Xun 2.4

In Konstruktionen mit einem Satzsubjekt fängt *ru* schon an, weniger wie ein Hauptverb auszusehen, mehr wie eine »Umstandsbestimmung der Art und Weise«:

(23)

定楚國如反手耳

ding Chu guo ru fan shou er
FESTIGEN CHU STAAT GLEICHEN UMKEHREN HAND *er*:

»Er sicherte den Staat im Handumdrehen.« Xun 5.9

(24)

出門如見大賓

chu men ru jian da bin
HERAUSGEHEN TÜR GLEICHEN SEHEN GROSS GAST:

»Beim Verlassen des Hauses soll man aussehen, als ob man einen hohen Gast empfängt.« LY 12.2

Natürlicher fällt es uns, zu übersetzen: »Man soll sein Haus so verlassen, als ob man einen hohen Gast empfängt.«

In vielen Fällen scheint GLEICHEN denn auch völlig grammatikalisiert:

(25)

百姓貴之如帝

bai xing gui zhi ru di
VOLK WERTVOLL *zhi* GLEICHEN KAISER: »Das Volk wert-schätzte ihn wie einen Kaiser.« Xun 10.34, 16.7

In einer Unzahl von Fällen aber scheint *ru* sich zwischen grammatikalisiertem und nicht grammatikalisiertem Gebrauch in einem Zwitterzustand zu befinden:

(26)

居如大神

ju ru da shen
RUHEN GLEICHEN GROSS GEIST

動如天帝

dong ru tian di

BEWEGEN GLEICHEN HIMMEL KAISER: »In Ruhestellung gleicht er dem großen Geist, in Bewegung gleicht er dem Himmlischen Kaiser.« Xun 18.69

Wir können ebensogut übersetzen: »Er ruht wie der Große Geist, reist umher wie der Himmelskaiser.«

Logisch gesehen ist der Unterschied zwischen den beiden Übersetzungsmöglichkeiten kaum spürbar, und im AC sind eben beide Strukturen *auch grammatisch* eng miteinander verwandt.

b. *si*: »ähnlich sein: wie«

Die folgenden Beispiele sprechen für sich selbst:

(27)

子期似王

Zi Qi si wang

ZI QI GLEICHEN KÖNIG: »Zi Qi war dem König ähnlich.«

Zuo Ding 4.16

(28)

屏氣似不息者

ping qi si bu xi zhe

BLOCKIEREN ATEM GLEICHEN NICHT ATMEN *zhe*: »Er hielt den Athem an, wie einer, der nicht athmet.«

LY 10.3, Gabelentz 1960:470

Entwaffnenderweise liefert der große Grammatiker von der Gabelentz diese Übersetzung, nachdem er nur eine Zeile zuvor erklärt hatte: »*si* = ähneln, ausssehen wie«. Etwas sträubt sich in einem gegen die Übersetzung: »Beim Blockieren des Atems glich er jemanden, der den Atem anhielt.«

Für uns erfreulicherweise fungiert *si* auch adverbial:

(29)

天似啟之

tian si qi zhi

HIMMEL GLEICHEN ÖFFNEN *zhi*: »Der Himmel hat es gleichsam geöffnet.« Zuo Xiang 31, Zusatz 5

Auch als Nomen kommt das Wort vor:

(30)

見似

jian si

SEHEN GLEICHEN: »Wenn er eine ähnliche Person sieht, . . . «

Li Ji II.165

(31)

雖無似也

sui wu si ye

OBWOHL MANGELN GLEICHEN *ye*: »Obwohl es mir an Ähnlichkeit mangelt, . . . « Li Ji II.367

Dies erklärt das Vorkommen des Wortes HABEN wie in:

(32)

射有似乎君子

she you si hu jun zi

BOGENSCHIESSEN HABEN GLEICHEN *hu* EDELMANN:

»Das Bogenschießen hat Ähnlichkeit mit dem Betragen eines Edelmannes.« ZY, 14, Legge S. 368 f. Xun 20.29

C. Passiv-Partikeln¹³

Man vergleiche die folgenden Sätze miteinander:

(33)a Er erfuhr eine Verletzung.

b Er wurde verletzt.

Im Deutschen sind diese beiden Sätze grammatisch deutlich voneinander verschieden, obgleich sie logisch eng miteinander verbunden sind. Im AC haben sich eine Reihe von Passiv-Partikeln durch Grammatikalisierung von Verben wie *erfahren* entwickelt. Die Grenze zwischen grammatikalisiertem und nicht grammatikalisiertem Gebrauch dieser Wörter ist im AC wieder ebenso schwer zu ziehen wie die semantische Grenze zwischen (33)a und b.

a. *jian*: »sehen, sich ausgesetzt sehen, Passivpartikel«

shou: »empfangen, erleiden, Passivpartikel?«

Nach landläufiger Auffassung fungiert das Wort *jian* im AC oft als grammatische Partikel zur Bildung des Passivs, während *shou* als ganz gewöhnliches Verb gilt. Dies bedeutet, daß man den folgenden beiden Sätzen ganz grundsätzlich verschiedene Strukturen zuordnen müßte:

(34)

受侮不少

shou wu bu shao

EMPFANGEN KRÄNKEN NICHT WENIG: »I have received insults not a little.« Shi 26, Karlgren 1950: 16

(35)

見侮不辱

jian wu bu ru

SEHEN KRÄNKEN NICHT SCHANDHAFT: »Kränkungen zu erleiden ist nicht schandhaft.« Zhuang 33.36

13 Zum Passiv im AC vgl. Haenisch 1932, Zhou 1968, Wang 1957 sowie neuerdings Cikoski 1976.

Nur (35) nicht aber (34) enthält angeblich eine »Passiv-Konstruktion«, denn *jian* gilt als Passiv-Partikel, *shou* aber als Verb. Ich gebe noch ein weiteres Beispiel, um diese scharfe Unterscheidung zwischen der Partikel *jian* und dem Verb *shou* in Frage zu stellen: (36)

受欺於張儀則王

shou qi yu Zhang yi ze wang
EMPFANGEN BETRÜGEN *yu* ZHANG YI DANN KÖNIG

必惡之

bi wu zhi

MÜSSEN HASSEN IHN: »Wenn ihr von Zhang Yi betrogen werdet, dann werden Eure Majestät ihn bestimmt hassen.«
Zhan Guo Ce No. 192
(37)

見欺於張儀則王

jian qi yu Zhang Yi ze wang
SEHEN BETRÜGEN *yu* ZHANG YI DANN KÖNIG

必惡之

bi wu zhi

MÜSSEN HASSEN IHN: Shi Ji 40.56
In diesen Beispielen schreibt das spätere Shi Ji einfach das geläufigere *jian* für das ältere *shou*. Die Annahme, daß sich die beiden Sätze grammatisch fundamental voneinander unterscheiden, scheint unverträglich. (Vgl. Pei 1970: 351)

Ich beeile mich allerdings hinzuzufügen, daß *jian* im Grammatikalisierungsprozess ganz deutlich weiter fortgeschritten ist als *shou*. Die Entwicklung von *jian* zu einem voll grammatikalisierten Wort können wir im AC anschaulich verfolgen: (38)

故國離寇敵則傷

gu guo li kou di ze shang
DAHER STAAT ANTREFFEN DIEB FEIND DANN VERLETZEN

民見凶饑則亡

min jian xiung ji ze wang

VOLK SEHEN UNHEIL HUNGERSNOT DANN ZUGRUNDE-GEHEN:
»Wenn der Staat es mit Dieben und Feinden zu tun bekommt, dann nimmt er Schaden; wenn das Volk Katastrophen oder Hungersnöten ausgesetzt ist, dann geht es zugrunde.« Mo 5.26 cf. auch HNT 11.5 a
In (38) ist *jian* ganz klar lexikalisches Verb. In (39) ist es ebenso klar grammatische Partikel:
(39)

不見謂脩

bu jian wei xiu

NICHT SEHEN NENNEN KULTIVIEREN: »Er wird nicht kultiviert genannt.« Xun 11.107 (Vgl. auch Zhuang 20.21)
Für *shou* dagegen sind nur die früheren Stadien dieses Prozesses der Grammatikalisierung belegt, und das Wort ist auch in der Geschichte der chinesischen Sprache nie zu einer allgemein anerkannten grammatischen Partikel geworden.

b. *bei*: »*verleiden* Passivpartikel«

Die Grammatikalisierung des Wortes *bei* ist erst in der Han-Zeit richtig in Gang gekommen, aber im modernen Chinesisch ist *bei* zur bedeutendsten Passiv-Partikel geworden. Einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte dieses Wortes bietet Wang 1957. Diese Geschichte bietet reichhaltiges Anschauungsmaterial zum Phänomen der Kontinuität zwischen grammatikalisierten und nicht grammatikalisierten Verwendungen chinesischer Wörter.

Weithin wird der Gedanke abgetan, daß *bei* schon zu AC-Zeiten anfang grammatikalisiert zu werden.¹⁴ Aber man vergleiche folgende Beispielsätze:

(40)

兄弟被侵

xiong di bei qin

BRUDER *bei* ANGREIFEN: »Wenn ein Bruder angegriffen

wird...« HF 41

(41)

知友被辱

zhi you bei ru

BEKANNTER *bei* BELEIDIGEN: »Wenn ein Bekannter beleidigt wird ...« HF 41

Dürfen wir hier nicht von naszenter Passivität einer Kontruktion reden? (Cf. Zhou 1968)

D. *Plural-Partikeln*¹⁵

Ein kurzes Wort zum Abschluß über die sogenannten Plural-Partikeln im AC. Man vergleiche:

14 Jedenfalls bei Wang 1957 und Cikoski 1976

15 Zu den Pluralpartikeln vgl. Liu 1958:9 sowie Lü 1942:9.61 und 10.43.

(42)a Wir gehen nach Hause.

b Meine Gruppe geht nach Hause.

Grammatisch sind die beiden Sätze ganz verschieden, semantisch sind sie eng miteinander verbunden.

Im AC beginnen einige Wörter für »Gruppe« sich auf eine Rolle als Plural-Anhängsel für bestimmte Wörter zu spezialisieren:

(43)

吾儕小人

wu chai xiao ren

ICH GRUPPE KLEIN MENSCH: »Wir sind kleine Leute.«

Zuo Xiang 30.1

Diese Wörter wie *chai* und *deng* stehen im AC noch ganz am Anfang ihres Grammatikalisierungsprozesses, aber sie bilden doch einen aufschlußreichen Beleg für die Allgemeinheit des in diesem Abschnitt besprochenen Phänomens der Kontinuität zwischen grammatikalischer und lexikalischer Verwendung von Wörtern im AC. (Für die spätere Entwicklung vgl. Gurevič 1974)

3. Die funktionale Flexibilität lexikalischer Einheiten im AC

Wir sind es gewohnt, das Wortmaterial einer Sprache im Lexikon in diskrete Wortarten einzuteilen. Im Lexikon gehört dann jedes Wort zu genau einer Wortart und die Wortarten sind durch grammatische Definitionen scharf voneinander abgegrenzt. Dies wird dadurch möglich, daß in vielen Sprachen die lexikalischen Einheiten hinsichtlich ihrer grammatischen Funktionen in der Regel spezialisiert sind.

Im AC ist nun die absolute Spezialisierung eines Wortes auf gewisse grammatische Funktionen im Satz die Ausnahme, grammatische Flexibilität ist die Regel. Die Eigentümlichkeiten und die Grenzen dieser grammatischen Flexibilität möchte ich in diesem Abschnitt anschau-

lich machen. Es wird sich dabei erweisen, daß die Wörter des AC nicht natürlich in diskrete Wortklassen »zerfallen«, sondern daß sie vielmehr ein kategoriales Kontinuum bilden.

Ein oben schon genannter Vergleich macht das Gemeinte vorläufig deutlich: AC-Wörter sind in der Regel nicht wie Schachfiguren auf gewisse Funktionen beschränkt, sie sind eher wie Fußballspieler zwar grundsätzlich auf gewisse Funktionen eingestellt, finden sich aber im syntaktischen Getümmel gelegentlich in ungewohnten Positionen wieder.

O. Zur syntaktischen Definition einiger grammatischer Funktionen im AC

Wenn wir den Begriff der diskreten lexikalischen Wortart für das AC verwerfen, warum nicht auch den Begriff der diskreten grammatischen Funktion eines Ausdrucks im interpretierten AC-Satz? Die Lehrmeinung ist ja in der Tat vertreten worden, daß die Wörter im AC-Satz nicht uns gewohnte grammatische Funktionen ausüben.

Ich halte solche Lehrmeinungen für falsch und schulde daher dem Leser eine Erklärung des Begriffes der grammatischen Funktionen im interpretierten AC-Satz, die weder auf Übersetzungen von AC-Sätzen noch auf lexikalische Wortart-Begriffe Bezug nimmt.

Ich mache das Problem zunächst anhand von Beispielen deutlich und gebe anschließend vorläufige orientierende Erklärungen von vier grammatischen Funktionen im AC.

Vergleichen wir zunächst die folgenden Beispiele miteinander:

(1)

生生者不生

sheng sheng zhe bu sheng

LEBEN LEBEN zhe NICHT LEBEN: »Was dem Lebendigen Leben gibt, lebt nicht selbst.« Zhuang 6.42

(2)

物物者非物

wu wu zhe fei wu

DING DING zhe NICHT DING: »Was die Dinge zu Dingen macht, ist nicht selber ein Ding.« Zhuang 22.75

(3)

物物而不物於物

wu wu er bu wu yu wu

DING DING UND NICHT DING yu DING: »Er macht die Dinge zu Dingen und wird nicht von den Dingen zu einem Dinge gemacht.« Zhuang 20.7

In (1) ist das erste LEBEN transitives Verb, das zweite Nomen und das dritte intransitives Verb. Wer AC kann, der versteht diesen Satz in dieser Weise. Die Frage ist: wie unterscheidet er zwischen den verschiedenen Funktionen von LEBEN? Im Falle des dritten, verbalen LEBEN können wir eine klare Antwort geben: die Negation NICHT(*bu*) steht im AC regelmäßig vor Wörtern, die uns verbal zu fungieren scheinen. Wir können diese Eigentümlichkeit des Wortes NICHT(*bu*), daß es nämlich nur vor verbal fungierenden Ausdrücken vorkommen kann, zu einem ersten Definitionsversuch der verbalen grammatischen Funktion im AC verwenden: verbal fungiert im AC, was durch NICHT(*bu*) negiert ist oder negiert werden kann.

(1) ist nun strukturparallel zu (2), nur daß wir in (2) vor dem dritten DING eine Negation NICHT(*fei*) haben, die im AC nur vor Ausdrücken stehen kann, deren grammatische Funktion im Satz wir Westler von vornherein als nominal ansehen würden. Wir können diese Eigenschaft des Wortes NICHT(*fei*) zu einem ersten Erklärungsversuch der nominalen grammatischen Funktion im AC verwenden: als nominal fungierend gilt im AC, was durch NICHT(*fei*) negiert ist oder negiert werden kann.

Aus solchen vorläufigen Erklärungen folgt nun, daß wir in (2) das dritte Wort DING als verbal fungierend bezeichnen *müssen*. Dies entspricht in der Tat unserem westlichen Sprachgefühl.

Aufgrund der Distribution der Negationen *bu* und *fei* im AC dürfen wir davon ausgehen, daß so etwas wie eine uns geläufige Unterscheidung zwischen nominaler und verbaler Funktion im Satz auch für den alten Chinesen zu seinen grammatischen Kategorien gehört hat. Denn wenn der alte Chinese die rechte Verwendung der Wörter *bu* und *fei* erlernen will, dann muß er eine Unterscheidung treffen, die jedenfalls extensional mit unserer Unterscheidung zwischen nominaler und verbaler grammatischer Funktion eng verbunden scheint.

Nur dürfen wir natürlich nicht vergessen, daß unsere vorwissenschaftlichen, intuitiven Vorstellungen davon, was nominale, verbale, adjektivische etc. grammatische Funktion eigentlich sei, durchaus vage sind. Es scheint mir aber bedeutsam, daß wir präzisere Erklärungen dieser Begriffe im Hinblick auf das AC geben können, Erklärungen die zugleich ausschließlich auf objektiver Distribution von AC-Wörtern beruhen, *und* unseren westlich beeinflussten Vormeinungen über das Wesen dieser Funktionen einigermaßen entsprechen. Der Leser wird jedoch bemerken, daß insbesondere meine Definitionen adverbialer und adjektivischer Wortfunktionen viel enger gefaßt sind als im allgemeinen linguistischen Sprachgebrauch.

Für unsere gegenwärtigen Zwecke müssen die folgenden groben Definitionen als Orientierung genügen:

Verbal nenne ich einen Ausdruck X in einem interpretierten Satz S, wenn die folgenden beiden Bedingungen erfüllt sind:

- a. X kann in S durch *bu*, nicht aber normalerweise durch *fei*, negiert werden.
- b. X kann in S durch *er*, nicht aber durch *yu*, zu einem komplexen Ausdruck der gleichen Kategorie wie X (X *er* Y: »tut X und Y«) erweitert werden.

Nominal nenne ich einen Ausdruck X in einem interpretierten Satz S, wenn die folgenden beiden Bedingungen erfüllt sind:

a. X kann in S, wenn überhaupt, nur durch *fei*, nicht aber durch *bu* negiert werden.

b. X kann in S, wenn überhaupt, nur durch *yu*, nicht aber durch *er* zu einem komplexen Ausdruck der gleichen Kategorie wie X (X *yu* Y: »X und Y«) erweitert werden.

Adverbial nenne ich den Ausdruck X in einem interpretierten Satz S, wenn die folgenden beiden Bedingungen erfüllt sind:

a. X steht in S in einer verbalen Verbindung XY, wo Y ein verbaler Ausdruck ist.

b. Wenn X keine Adverbialpartikel enthält, dann gibt es entweder im AC Adverbialpartikel A derart, daß XAY mit XY synonym ist, oder X gehört zu einer eng umgrenzten (closed) Klasse idiomatischer Adverbien im AC.

Adjektivisch nenne ich ein Wort X in einem interpretierten Satz S, wenn die folgenden Bedingungen erfüllt sind:

a. X steht in S in einer nominalen Verbindung XY, wo Y ein nominaler Ausdruck ist.

b. X ist in S nicht nominal.

In dem hier grob angedeuteten Sinne gibt es im AC zweifellos adverbial, adjektivisch, verbal und nominal fungierende Wörter. Wir können uns jetzt der Frage zuwenden, welche Beziehung im AC zwischen lexikalischen Einheiten und diesen grammatischen Funktionen besteht.

A. Wörter mit kaum herausgebildeter funktionaler Präferenz

Vielleicht die flexibelsten Wörter im AC sind die sogenannten Verhältniswörter. (Vgl. Gabelentz 1960:333) Ein deutliches Beispiel ist OBEN(*shang*).

Zunächst einmal scheint uns OBEN oft als eine Art Postposition zu fungieren, fast grammatikalisiert:

(4)

王立於沼上

wang li yu zhao shang

KÖNIG STEHEN IN WEIHER OBEN: »Der König stand über dem Weiher.« Meng 1 A 2

Aber im folgenden, strukturähnlichen, Beispiel scheint OBEN doch Nomen zu sein:

(5)

出跳梁乎井幹之上

chu tiao liang hu jing gan zhi shang

HERAUSGEHEN HÜPFEN AUF BRUNNEN RAND zhi OBEN:
»Sie kam heraus und hüpfte auf die Oberseite des Brunnenrandes.« Zhuang 17.69

Zweifellos fungiert OBEN dann als Nomen in:

(6)

五官在上

wu guan zai shang

FÜNF SINNESORGANE SICH-BEFINDEN-IN OBEN: »Die fünf Sinnesorgane sitzen oben.« Zhuang 4.83

Zusammen mit seinem Gegenstück UNTEN bildet OBEN ein Abstraktum:

(7)

正上下

zheng shang xia

RICHTIG OBEN UNTEN: »Die Rangordnung richtig festlegen.« Zhuang 15.3 (Solche Bildung von Abstrakta ist übrigens im AC häufig.)

Auch als Nomen Agentis kann OBEN verwandt werden:
(8)

上与下同德则不臣

shang yu xia tong de ze bu chen

UNTEN MIT OBEN GLEICH TUGEND DANN NICHT DIENER:
»Wenn der Untergebene mit ebensogroßer Tugend begabt ist wie der Vorgesetzte, dann wird er nicht als Diener handeln.« Zhuang 13.19

Als transitives Verb fungiert OBEN in:

(9)

出門上車

chu men shang che

HERAUSGEHEN TÜR OBEN WAGEN: »Er trat aus der Tür heraus und bestieg den Wagen.« Zhuang 29.53

Typischerweise kann OBEN auch als putatives Verb vorkommen:

(10)

上德

shang de

OBEN TUGEND: »Ich halte die Tugend in Hochachtung.« Zuo Xi 12

Derselbe Ausdruck OBEN TUGEND läßt sich im AC auch anders auffassen:

(11)

上德如谷

shang de ruo gu

OBEN TUGEND WIE TAL: »Die höchste Tugend ist wie ein Tal.« Lao 41

In diesem Beispiel ist OBEN offenbar adjektivisch zu verstehen.

Adverbial schließlich könnte man die Funktion von OBEN im letzten Beispiel dieser Serie nennen:

(12)

君子上達 小人下

jun zi	shang	da	xiao	ren	xia
EDELMANN	OBEN	ERREICHEN	KLEIN	MANN	UNTEN

達

da

ERREICHEN: »Der Edelmann hat in erhabener Weise Erfolg; der kleine Mann hat in niederer Weise Erfolg.« LY 14,23 (Zu meiner grammatischen Analyse dieses Texts siehe Yang 1965:222.)

Vergleichbare Beispielgruppen lassen sich nicht nur für das Wort UNTEN, sondern auch für andere Verhältniswörter wie OSTEN, MITTEN(*zhong*) etc. angeben. Eine typische Einschränkung muß hier allerdings gemacht werden: das Wort MITTEN(*zhong*) erfährt im AC eine morphologische Veränderung, wenn es als transitives Verb auftritt. Solche Wortableitungen werde ich gesondert im nächsten Abschnitt über morphologisch explizite Markierung von Wörtern in abgeleiteter Wortfunktion abhandeln.

B. Flexible Wörter mit funktionaler Präferenz

Wenn im AC alle Wörter hinsichtlich ihrer Wortartfunktionen absolut flexibel wären, dann wäre das AC noch sehr viel schwieriger als es sowieso schon ist. Dann wäre nämlich jede Konstruktion von zwei Wörtern für sich genommen zumindest in folgender Weise vieldeutig: sie könnte als Verb/Objekt-Konstruktion, als Adverb/Verb-Konstruktion, als Subjekt/Prädikat-Konstruktion und als Adjektiv/Nomen-Konstruktion grammatisch gleichermaßen natürlich aufgefaßt werden. (Vgl. Ja-chontov 1968)

Die Wortartfunktionen im AC wären dann in mancher Hinsicht den indogermanischen Kasus vergleichbar. Man müßte dann im AC nicht von Nomina, Verba, etc. sprechen, sondern vielmehr von Wörtern, die im Nominalis, Verbalis, Adverbialis oder Adjektivalis stünden. Es müßte dann dem AC-Wort sozusagen gleichgültig sein, in welcher Wortartfunktion es verwandt wird, so wie es ja dem lateinischen Nomen sozusagen gleichgültig ist, in welchem *casus* es vorkommt.

Glücklicherweise sind AC-Wörter allgemein nicht in dieser Weise absolut flexibel. Für die meisten AC-Wörter gilt vielmehr, daß sie gewisse Wortartfunktionen mehr oder minder primär und andere Wortartfunktionen nur mehr oder minder sekundär — sozusagen in »abgeleiteter Bedeutung« — ausüben.¹⁶ Den Grad der grammatischen Spezialisierung eines AC-Wortes auf eine Wortartfunktion nenne ich seine funktionale Präferenz. Wie wir an den Beispielen dieses Abschnittes sehen werden, ist nun funktionale Präferenz sehr wohl mit großer grammatischer Flexibilität vereinbar.

Das Wort GROSS, zum Beispiel, wird primär als Verb empfunden, aber das Wort kann doch ohne weiteres durch alle vier Wortartfunktionen sozusagen »hindurchdekliniert« werden:

(13)

吾有大樹

wu you da shu

ICH HABEN GROSS BAUM: »Ich habe einen großen Baum.«

Zhuang 1

16 Simon 1937 und Egerod 1972 sehen diese abgeleiteten Verwendungen von Wörtern als scholastische, künstliche Wendungen an. Für eine solche Auffassung scheint mir jeder Beweis zu fehlen. Statistische Erwägungen, wie sie Kennedy 1964 vorlegt, sind zu dieser Frage jedenfalls irrelevant. Eine seltene Redeweise braucht deshalb noch nicht scholastisch oder künstlich zu sein; sie braucht auch im grammatischen System nicht marginal zu sein.

(14)

小知不及大知

xiao zhi bu ji da zhi

KLEIN WISSEN NICHT ERREICHEN GROSS WISSEN: »Kleines Wissen reicht nicht an großes Wissen heran.« Zhuang 1

(15)

水淺而舟大

shui qian er zhou da

WASSER FLACH UND BOOT GROSS: »Das Wasser ist flach und das Boot ist groß.« Zhuang 1

(16)

鯤之大

Kun zhi da

KUN zhi GROSS: »Die Größe des Kun...« Zhuang 1

(17)

夫子固拙於用大矣

fu zi gu zhuo yu yong da yi

MEISTER BESTIMMT DUMM IN GEBRAUCHEN GROSS yi: »Ihr seid ganz bestimmt ungeschickt im Gebrauch von großen Dingen.« Zhuang 1

(18)

大敗越人

da bai yue ren

GROSS BESIEGEN yue MENSCH: »Er besiegte die Leute in grossem Maße (fügte ihnen eine große Niederlage bei).« Zhuang 1
Alle diese Verwendungsweisen des Wortes GROSS finden sich in dem kurzen ersten Kapitel des Buches Zhuang Zi. Sie sind alle geläufig und

nicht etwa marginal. Aber das Verständnis der nominalen Verwendungen von GROSS verlangt doch jedenfalls für mein Sprachgefühl ein gewisses semantisches *double take*. Die verbale Funktion im Sinne von »groß sein« erschien den frühesten Lexikographen Chinas die grundlegende zu sein. GROSS ist also ein sehr flexibles Wort, aber es scheint doch eine primäre Funktion zu haben, nämlich die verbale. Wir können von einer gewissen verbalen Präferenz des Wortes GROSS sprechen.

C. Wörter mit begrenzter funktionaler Flexibilität

Im letzten Abschnitt habe ich den Begriff der funktionalen Präferenz eingeführt. Nun will ich einige Wörter besprechen, die eine so starke Präferenz für gewisse Wortartfunktionen an den Tag legen, daß ihre funktionale Flexibilität begrenzt erscheint.

Es wird uns nicht wundern, daß ein Wort wie SEHEN (*shi*) im AC fast durchweg verbal fungiert.

Beispiele wie:

(19)

改視

gai shi

VERÄNDERN SEHEN: »seine Schweise ändern« Xun 4.19 sind schwer aufzutreiben. Natürlich kann das Wort ohne weiteres durch *zhe* nominalisiert und zum Thema gemacht werden, aber zum Beispiel adjektivische Verwendung im Sinne von »optisch« oder gar adverbiale Verwendung im Sinne von »in optischer Weise« habe ich nicht auftreiben können.

Die Gründe solcher mangelnden Flexibilität von Wörtern wie SEHEN (*shi*) ist man oft versucht, nicht in lexikalischen Eigenschaften des Wortes, sondern in den kommunikativen Notwendigkeiten des altchinesischen Lebens zu suchen. Vielleicht hätten die alten Chinesen grammatisch gesehen diese Wörter flexibler verwenden können, aber sie hatten keinen praktischen Anlaß. Um beim Beispiel SEHEN zu bleiben: es wäre ja denkbar, daß die alten Chinesen flexibleren Gebrauch des Wortes

SEHEN (*shi*) gemacht hätten, wenn sie akustische und optische Täuschungen etc. abstrakt hätten erörtern wollen. Graham 1969: 198 nennt ein Beispiel für ein funktional spezialisiertes Wort, das in diesem Zusammenhang höchst aufschlußreich ist: Das Wort SITTE (*li*), dessen ursprüngliche etymologische Bedeutung wohl »Opfergefäß« war, zeigt ein überaus markantes System funktionaler Präferenzen. Daß SITTE primär ein Nomen ist, zeigt sich grammatisch darin, daß man im AC häufig sagen wird, etwas entspreche nicht der Sitte: »NICHT (*fei*) SITTE *ye*, wo NICHT (*fei*) eine nominale Negation ist. Wenn man sagen will, daß sich jemand nicht sittlich verhalte, dann gebraucht man typischerweise wieder eine Negation MANGELN (*wu*) mit nominalem Komplement: »MANGELN SITTE: »Es mangelt ihm an Sitte.« Kaum jemals wird man sagen: NICHT (*bu*) SITTE: »Er handelt nicht sittlich.«

In abgeleiteter Bedeutung wird SITTE auch als transitives Verb verwandt: »gegenüber jemandem höflich sein, jemandem die Höflichkeit erweisen etc.« (Wenn übrigens NICHT (*bu*) SITTE ohne Objekt vorkommt, wie etwa in *Zuo Zhuang* 16.3, dann wird das Objekt typischerweise aus dem Zusammenhang mitverstanden.)

Bei aller funktionaler Spezialisierung scheint dem Wort SITTE aber doch eine marginale Flexibilität nicht abzugehen:

(20)

失義而後禮

shi yi er hou li

VERLIEREN GERECHTIGKEIT UND DANACH SITTE: »Wer die Rechtigkeit verliert, ist nachher sittsam.« Lao 38, tr. Debon 1967: 67
Über die richtige Interpretation dieses Satzes ist sicher zu streiten, aber so viel ist unkontrovers: VERLIEREN GERECHTIGKEIT und SITTE sind zwei Sätze, die durch die komplexe Satzkonjunktion UND DANACH miteinander verbunden werden; und SITTE ist hier nicht als nominales Prädikat im Sinne von »ist eine Sitte« oder »ist Sitte« zu verstehen. SITTE tritt also auf jeden Fall hier in einer grammatischen Funktion auf, für die es eine sehr geringe funktionale Präferenz hat. Für uns

bedeutsam ist, daß eine solche Verwandlung von SITTE zwar stilistisch extrem, aber nicht ungrammatisch ist.

Um nun nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, daß alle marginalen Verwendungen von SITTE in dichterischen Texten mit großer stilistischer Narrenfreiheit vorkommen, hier noch ein Beispiel aus dem höchst prosaischen *Li Ji*:

(21)

君子禮以飾情

jun zi li yi shi qing

EDELMANN SITTE UM-ZU VERSCHÖNERN GEFÜHLE: »Der Edelmann ist sittsam, um seine Gefühle zu kultivieren.« *Li Ji* I. 445 Couvreur: »Sapiens vir ritibus obsequitur ad ornandos animi affectus.« (cf. auch *Li Ji* II, 400)

Wenn wir nun mit Graham 1969 SITTE als eine Schreibweise für zwei Homonyme, nämlich ein Nomen und ein transitives Verb auffassen, dann muß der gerade zitierte Satz als ungrammatisch gelten. Wenn Graham aber aufgrund solcher marginaler Phänomene noch ein neues Wort in sein Lexikon des AC einführt, dann macht er das Lexikon systematisch redundant.

Gerade diejenigen AC-Wörter, die eine ungewöhnlich geringe funktionale Flexibilität an den Tag legen, liefern uns also gute Gründe dafür, im AC von einem kategorialen Kontinuum und von funktionaler Flexibilität zu sprechen. »Ausnahmen« wie das Wort SITTE bestätigen in wohlthuender Weise unsere grammatische Regel. (Vgl. auch *Li Ji* I, 47)

Man vergleiche schließlich auch den problematischen unpersönlichen Gebrauch von SITTE in:

(22)

有君在禮然

you jun zai ze li ran

HABEN HERRSCHER DA-SEIN DANN SITTE SO: »Wenn der (Herrscher:) Vater noch am Leben ist, dann entspricht es der Sitte, sich so

zu verhalten.« Li Ji I.477 (cf. *Sbi* 193.5) Couvreur: »Dum est rex superstes, tunc decet ita.«¹⁷

Wenn zum Beispiel Graham diesen Satz als grammatisch zulassen will, dann muß er womöglich noch ein weiteres Homonym SITTE in sein AC-Wörterbuch einführen. Aber sprachpsychologisch wichtig an diesen Ausnahmen scheint mir gerade dies zu sein, daß wir Sätze wie die eben zitierten Ausnahmen *nicht* aufgrund spezifischer lexikalischer Erwartungen im Hinblick auf das Wort SITTE verstehen. Wie Graham richtig beschreibt, haben wir ganz andere grammatische Erwartungen, wenn wir das Wort SITTE sehen: wir erwarten nämlich, daß es wahrscheinlich als Nomen oder aber als transitives Verb fungieren wird. Nach meiner Ansicht verstehen wir (22) gerade deshalb, weil wir wissen, daß unsere lexikalischen Erwartungen hinsichtlich der grammatischen Funktion eines Wortes bisweilen enttäuscht werden. (Modern ausgedrückt: manche grammatischen Funktionen von AC-Wörtern sind eben *ad-hoc*.)¹⁸ Wir verstehen (22) nicht so sehr aufgrund unserer spezifischen Kenntnisse über das Wort SITTE und seiner grammatischen Funktionen, sondern aufgrund unserer allgemeinen Kenntnisse über die Prinzipien der Polysemie im AC.

Als verbales Gegenstück zu SITTE wird das Wort GUT (*ren*) genannt, ein Wort, das oft so nominal verwendet wird, daß es sich hier erübrigt, Beispiele dafür zu geben. In der Tat stimme ich zu, daß GUT primär ein Verb ist, aber das Interessante ist eben, daß im AC manche Verben verbal sind als andere. Man kann sogar mit gutem Gewissen einen weiten Komparativ bilden: SITTE ist nominaler als GUT verbal ist. GUT zeigt zwar eine deutliche funktionale Präferenz für die verbale Funk-

17. Es wird nicht verwundern, daß gerade das Buch der Sitte (Li Ji) eine reichhaltige Quelle für die Flexibilität des Wortes *li*: »Sitte« ist. Man vergleiche aber auch HF 5 und HF 50, wo *li* in der Bedeutung »für sittlich korrekt halten« vorkommt, sowie Zuo Zhao 12.2, wo *li* in der Bedeutung »es entspricht der Sitte« verwandt wird.

18. Die *ad-hoc-heit* der abgeleiteten Verwendungen von AC-Wörtern ist von entscheidender Bedeutung.

tion, ist aber grammatisch weit flexibler als SITTE, wenngleich nicht so flexibel wie GROSS. Solche Unterschiede können in einem starren Wortartensystem nicht untergebracht werden, sie müssen aber für mein Gefühl ernst genommen werden, wenn die Eigentümlichkeiten des AC erklärt und nicht wegerklärt werden sollen.

Ein gutes Beispiel eines Paares von komplementär funktional spezialisierten Wörtern scheinen mir die Wörter STARK(*qiang*) und KRAFT(*li*) zu bilden. (Cf. Graham 1969:198) Es ist oft behauptet worden, daß *qiang* Verb ist und *li* Nomen. Um so erstaunlicher die Leichtigkeit, mit der wir die grammatische Flexibilität dieser weit überdurchschnittlich grammatisch spezialisierten Wörter belegen können:

(23)

四肢强

si zhi qiang

VIER GLIEDMASS STARK: »Die vier Gliedmaßen sind stark.«
Zhuang 22.32

(24)

强足以拒敌

qiang zu yi ju di

STARK GENUG *yi* FERNHALTEN FEIND: »Die Stärke reichte aus, um den Feind fernzuhalten.« Zhuang 29.8

(25)

强怒者虽严不威

qiang nu zhe sui yan bu wei

STARK WÜTEN *zhe* OBWOHL ERNST NICHT AUTORITÄT: »Wer gezwungen wütend ist, der mag ernst sein, aber er hat keine Autorität.«
Zhuang 31.33

Am seltensten ist wider alles Erwarten die adjektivische Funktion:
(26)

兵弱則畏強兵

bing ruo ze wei qiang bing
WAFFE SCHWACH DANN FÜRCHTEN STARK WAFFE: »Wenn die eigenen Waffen schwach sind, dann fürchtet man starke Waffen.« HF 187

Das primär verbale STARK ist wieder flexibler als das primär nominale KRAFT, aber auch für KRAFT lassen sich ohne Mühe Beispiele für flexible Verwendung finden:

(27)

秦之力人也

Qin zhi li ren ye
QIN zhi KRAFT MENSCH ye: »Er war ein mächtiger (oder: der mächtigste) Mann aus Qin.« Zuo Xuan 15

(28)

諸侯力征

zhu hou li zheng
KURFÜRST KRAFT FELDZUG: »Die Kurfürsten machten in gewaltsamer Weise Feldzüge.« Mo 25.45

(29)

子力行之

zi li xing zhi
MEISTER KRAFT DURCHFÜHREN DIES: »Ihr solltet dies mit aller Kraft durchführen.« Meng 3A3 (cf. Xun 4.48)

(30)

威儀是力

wei yi shi li
AUTORITÄT ÄUSSERE-FORM DIES KRAFT: »Er arbeitet mit aller Kraft an seiner Autorität und seinem korrekten Verhalten.« Shi 260 (Karlgrn: »He is strenuous about his fine deportment.«)
Schließlich noch ein problematisches Beispiel, in dem KRAFT als intransitives Verb: »stark sein« zu fungieren scheint:

(31)

君子力如牛...走如馬

jun zi li ru niu zou ru ma
EDELMANN KRAFT WIE WASSERBÜFFEL ... LAUFEN WIE PFERD

(31)

...知如吏

zhi ru shi
... WISSEN WIE BEAMTER: »Wenn ein Edelmann so kräftig ist, wie ein Wasserbüffel ... wenn er rennen kann wie ein Pferd ... wenn er wissend ist wie ein Beamter...« Xun 32.12

D. Wörter mit sehr starker funktionaler Präferenz

Manche Wörter scheinen im AC fast ganz auf eine grammatische Funktion spezialisiert. Zu diesen Wörtern gehören hauptsächlich Nomina wie Eigennamen, Ortsnamen, astronomische *termini technici*, Berufsbezeichnungen u. ä.. Auch eine Reihe von Wörtern für konkrete physikalische Gegenstände sind weitgehend auf nominale Wortfunktion spezialisiert.

Auch einige spezialisierte Adverbien wären vielleicht zu nennen, aber ich gehe hier auf solche semi-grammatikalisierten Einzelfälle nicht näher ein.

Die Wörter mit sehr starker funktionaler Präferenz fungieren weitgehend so, wie wir das von einem »anständigen« Nomen (bzw. Verb) erwarten. Weitgehend, aber eben wieder nicht vollkommen: jedes noch so spezialisierte Nomen X kann nämlich im AC einerseits adverbial (»in seiner Eigenschaft als X«, »wie ein X«) und andererseits transitiv-verbal (»als X behandeln«, »als X ansehen«) verwandt werden.

Hier ist ein Standardbeispiel für dieses Phänomen, in dem ein Eigenname als transitives Verb verwendet wird:

(32)

爾欲武王我乎

er yu Wu wang wo hu

DU WOLLEN WU KÖNIG MICH *hu*: »Willst du mich wie den König von Wu behandeln?« Zuo Ding 10

Ein weiterer Aspekt der Flexibilität von AC-Eigennamen zeigt sich in dem folgenden Beispiel:

(33)

皆自謂真孔墨

jie zi wei zhen Kong Mo

ALLE SELBST NENNEN ECHT KONFUZIUS MO-ZI: »Each claims to be orthodox Confucian or Mohist.« HF 2 (Tr. Liao II. 288) Hier kann man *Kong* und *Mo* entweder als Nomen: »Konfuzianer« »Mohist«, oder aber als Adjektiv: »konfuzianisch«, »mohistisch« übersetzen. In anderen Fällen fehlen uns im Deutschen die Wörter:

(34)

皆自謂真堯舜

jie zi wei zhen Yao Shun

ALLE SELBST NENNEN ECHT YAO SHUN: »Each claimed to be the true Yao and Shun.« HF 2 (Tr. Liao II. 288)

Dieser chinesische Gebrauch von Eigennamen ist so merkwürdig nun wieder auch nicht. Man vergleiche das deutsche: *Früher war ich Chomsky, heute bin ich Davidson.*

Der flexible Gebrauch von Pronomina dagegen scheint uns doch einigermaßen überraschend:

(35)

毋我

wu wo

NICHT ICH: »Er hielt sich vom Egoismus fern.« LY 9.4 Eine Nominalisierung wie »das Ich« hätte man erwartet, aber doch wohl nicht eine Verbalisierung »egoistisch sein«. (*Wu* steht im AC immer vor Verben. Die Negation »verbalisiert« hier also das Pronomen *wo* »ich«.)

Selbst geographische Eigennamen weisen im AC eine erstaunliche funktionale Flexibilität auf:

(36)

居楚而楚

ju Chu er Chu

WOHNEN CHU UND CHU

居越而越

ju Yue er Yue
WOHNEN YUE UND YUE

居夏而夏

ju xia er xia
WOHNEN CHINA UND CHINA

是非天性也

shi fei tian xing ye
DIES NICHT HIMMEL NATUR ye:

»Wenn man in Chu wohnt, folgt man den Sitten von Chu, wenn man in Yue wohnt, folgt man den Sitten von Yue, wenn man in China wohnt, folgt man den Sitten von China: hier handelt es sich nicht um natürliche Instinkte.« Xun 8.115

Faszinierenderweise kann der so verbalisierte Gebrauch von Ortsnamen dann wieder nominalisiert werden:

(37)

雖日打而求其齊也

sui ri da er qiu qi qi ye
OBWOHL TAG PRÜGELN UND SUCHEN SEIN Qi ye: »... selbst wenn man ihn täglich verprügelt und dazu zu bringen versucht, daß er sich wie ein Mann aus Qi verhält...« Meng 3 B 6
Auch adverbial lassen sich Ortsnamen natürlicherweise verwenden:

(38)

楚人戎言

Chu ren rong yan
CHU MENSCH BARBARE SPRECHEN

戎人楚言

rong ren Chu yan yi

BARBARE MENSCH CHU SPRECHEN yi: (Wenn man dafür sorgt, daß ein Mann aus Chu unter den Barbaren aufwächst oder daß ein Barbare in Chu aufwächst, dann) »spricht der Mann aus Chu auf barbarische Weise und der Barbare spricht auf Chusche Weise.« LSCQ 3.5

Daß wir es in solchen Sätzen nicht etwa mit einer Auslassung eines Hauptverbs REDEN zu tun haben, als dessen Objekt dann CHU SPRACHE »Sprache von Chu« aufgefaßt werden könnte, wird in dem folgenden Beispiel anschaulich:

(39)

生夏於楚不能不

sheng zhang yu Chu bu neng bu
LEBEN AUFWACHSEN IN CHU NICHT KÖNNEN NICHT

(39)2

楚言

Chu yan

CHU SPRECHEN: »Wenn man in Chu aufwächst, spricht man unweigerlich Chu-artig. Da Dai Li Ji 48

Ganz fremd sind uns Phänomene dieser Art bei Ortsnamen im Deutschen und Englischen auch nicht: man vergleiche *Der berlinert ja fürchterlich, He is a London solicitor*.

Sogar funktional sehr spezialisierte Komposita wie Berufs- und Rangbezeichnungen lassen sich im AC zur Not verbal verwenden:

(40)

楚公子甚美，不太夫

Chu gong zi shen mei bu dai fu

CHU PRINZ SEHR SCHÖN NICHT WÜRDENTRÄGER: »Der Prinz von Chu ist sehr gutausschend, aber er führt sich nicht wie ein Würdenträger auf.« Guoyu (Cikoski 1976:14)

(41)

不亦君子乎

bu yi jun zi hu

NICHT AUCH EDELMANN *bu*: »... verhält der sich nicht auch wie ein edler Mensch?« LY 1.1

Daß die AC-Komposita WÜRDENTRÄGER und EDELMANN hier verbal zu verstehen sind, geht aus dem Gebrauch der verbalen Negation *bu* hervor. Unnegierte verbale Verwendungen solcher Komposita lassen sich notorisch schwer von nominalen Prädikaten wie EDELMANN *ye*: »... ist ein Edelmann.« unterscheiden. Man darf aber doch wohl erwarten, daß es auch unnegierte verbale Verwendungen solcher Komposita im AC gegeben hat.

D. Systematische Aspekte der funktionalen Flexibilität von AC-Wörtern

In den letzten Abschnitten habe ich die funktionale Flexibilität lexikalischer Einheiten im AC anhand von Beispielen anschaulich zu ma-

chen versucht. Dabei habe ich einige grundlegende allgemeine Fragen außer acht gelassen, auf die ich jetzt noch kurz eingehen muß.

1. Warum müssen wir im AC von grammatisch flexiblen Wörtern und nicht von mehr oder minder häufigen semantisch verwandten Homonymen sprechen? Konkreter gefragt: warum sprechen wir von *einem* Wort GROSS, das in vierfacher Weise funktional flexibel ist und nicht von *vier verschiedenen aber homophonen* Wörtern GROSS, die jeweils auf eine Wortartfunktion spezialisiert sind?

Darauf ist zu antworten, daß die funktionale Flexibilität von AC-Wörtern ein so systematisches und durchgängiges Phänomen ist, daß es in die Grammatik und nicht ins Lexikon gehört. Das Lexikon würde durch die Einführung solcher Homonyme systematisch redundant. Als konkretes und begrenztes Beispiel solcher systematischer Redundanz will ich hier nur die Pflanzen- und Tiernamen des AC nennen. Wollte man im AC-Lexikon nur wortart-funktional spezialisierte Einheiten zulassen, dann wäre man gezwungen, zu jedem dieser biologischen Namen zumindest zwei Homonyme X1: »Adv.: wie ein X« und X2: »Tr. Verb: als X betrachten, als X behandeln« anzusetzen. Es ist wenig verwunderlich, daß eine solche Lösung keinem chinesischen Grammatiker eingefallen ist. Funktionale Flexibilität ist im AC nicht eine besondere und eigentümliche lexikalische Eigenschaft gewisser Wörter, sondern ein allgemeines grammatisches Strukturmerkmal der Sprache.

Wenn wir dem AC gerecht werden wollen, müssen wir die Vormeinung aufgeben, daß zum Begriff der Identität eines Wortes eine feste Wortfunktion gehört, die dieses Wort immer ausübt.

2. Angenommen, AC-Wörter sind funktional flexibel: warum zeigen sie dann gewisse funktionale Präferenzen und nicht andere? Diese Frage ist zu umfassend, als daß ich sie befriedigend beantworten könnte. Aber einige negative Antworten auf diese Frage sind hier doch am Platze. Der Parallelismus des funktionalen Präferenzsystems von Wörtern wie OBEN und UNTEN, GROSS und KLEIN, CHU und YUE etc. macht deutlich, daß semantische Ähnlichkeit zweier

Wörter im AC oft mit funktionaler Ähnlichkeit verbunden ist. Wenn wir z. B. in einem schlechten Lexikon des AC eine »Grundbedeutung« eines AC-Wortes und nichts weiter finden, dann können wir in den meisten Fällen einigermaßen akkurate Voraussagen über die grammatische Flexibilität des Wortes machen, ohne ihm im AC jemals begegnet zu sein. Weitgehend scheint also die funktionale Flexibilität eines Wortes von seinem »kategorialen semantischen Kerngehalt« ableitbar zu sein, wenn man die allgemeinen Strukturgesetze der Polysemie im AC kennt.

Die Asymmetrie des funktionalen Präferenzsystems von Wörtern wie KRAFT und STARK beweist aber, daß funktionale Präferenz nicht immer aus dem »semantischen Grundgehalt« eines Wortes abgeleitet werden kann. Wenn wir nicht aus Erfahrung mit dem Worte KRAFT wüßten, daß es immer nominal fungiert, dann würden wir gemäß den allgemeinen Strukturprinzipien der Polysemie im AC vermuten, daß ein Wort wie KRAFT in seiner Verwendung sehr flexibel sein müßte. Eine erhebliche Zahl von Wortpaaren, die im »semantischen Kerngehalt« übereinstimmen, sich aber hinsichtlich ihrer funktionalen Präferenzen drastisch unterscheiden, bespreche ich in dem folgenden Abschnitt über Wortableitung durch Tonwandel im AC.

Hier müssen wir das allgemeine Resultat festhalten, daß auch abgesehen von dem kontroversen Phänomen der Wortableitung durch Tonwandel funktionale Präferenz im AC nicht allgemein eine Funktion des »kategorialen semantischen Kerngehalts« eines Wortes ist.

4. Wortableitung durch Tonwandel im AC

Schon die frühesten phonologischen Glossen und Kommentare zu AC-Texten behaupten, daß gewisse Zeichen dann, wenn sie in einer bestimmten grammatischen Funktion verwendet werden anders als

gewöhnlich, nämlich im *qu-sheng* (vierter Ton), ausgesprochen werden müssen.¹⁹ Wir müssen also nach allem, was wir über das AC wissen, davon ausgehen, daß in dieser Sprache viele phonologisch sowie grammatisch verschiedene Wörter mit dem gleichen Zeichen geschrieben werden. Die Details dieser morphologischen Wortableitung im AC werden durch das Schriftsystem des AC fast vollständig verdeckt, sie werden uns nur nach und nach durch phonologische Rekonstruktion des AC aufgrund alter phonetischer Glossen zugänglich.

In diesem Abschnitt möchte ich zunächst die systematisch-grammatischen Aspekte der Wortableitung durch Tonwandel anhand von Beispielen deutlich machen. Im Anschluß daran möchte ich die Bedeutung dieses wichtigen Phänomens für unsere Beurteilung der grammatischen Flexibilität von AC-Wörtern erläutern.

1. Abgeleitete grammatische Wörter

Daß den alten Chinesen der Unterschied zwischen grammatischer und lexikalischer Verwendung von Wörtern jedenfalls in manchen Fällen fühlbar war, zeigt die Ableitung einiger grammatischer Wörter von lexikalischen Wörtern durch Tonwandel. In den folgenden Beispielen habe ich den *qu-sheng* (fallenden Ton) der abgeleiteten Wörter durch einen *accent grave* dargestellt:

(1)

為

wei: »handeln für«

wèi: »für«

¹⁹ Daß das *qu-sheng*-Morphem sich aus konsonantischen Vorgängern im AC entwickelt hat (vgl. Haudricourt 1954, Pulleyblank 1962) braucht uns hier nicht zu interessieren.

(2)

間

jiān: »sich befinden zwischen«*jiàn*: »zwischen«

(3)

與

yǔ: »zusammen sein mit«*yǔ*: »mit«

2. Abgeleitete Adverbien

(4)

復

fù: »wiederholen«*fù*: »wieder«

(5)

並

bìng: »zusammenstehen«*bìng*: »zugleich«

3. Abgeleitete Verben

(6)

枕

zhěn: »Kopfstütze«*zhēn*: »zur Kopfstütze nehmen«

(7)

衣

yī: »Kleidung«*yī*: »anziehen, tragen«

(8)

王

wáng: »König«*wàng*: »als König herrschen«

4. Abgeleitete Nomina

(9)

騎

qí: »reiten«*qí*: »Reiter«

(10)

難

nán: »schwierig«*nàn*: »Schwierigkeit«

5. Abgeleitete transitive Verben

(11)

壞

huài: »schlecht«*huài*: »schlecht machen«

(12)

先

xian: »früher«*xiān*: »voranstellen«

Für weitere Beispiele für *qu-sheng*-Ableitungen sei der Leser auf Professor Downers ausgezeichneten Überblick in Downer 1959 verwiesen.

Allgemein sind die unmarkierten Wörter funktional sehr viel flexibler als die von ihnen durch *qu-sheng* abgeleiteten Wörter. In der Tat sind die durch *qu-sheng* abgeleiteten Wörter funktional wohl weniger flexibel als die allermeisten anderen AC-Wörter.²⁰ Um so interessanter ist die Tatsache, daß wir auch bei diesen spezialisierten Wörtern Spuren funktionaler Flexibilität auftreiben können.

Nehmen wir das berühmteste Standardbeispiel der *qu-sheng*-Ableitung *wāng*: »als König herrschen«. Fast immer fungiert dieses Wort natürlich als Hauptverb, aber es finden sich eben auch marginale Beispiele wie die folgenden:

(13)

不以王天下為己處

bu yi wāng tian xia wei ji chu
NICHT *yi* wāng WELT HALTEN-FÜR SELBST SICH-BEFINDEN

20 Eine interessante Ausnahme zu dieser Regel ist das Paar *hao*: »schön« / *hao*: »lieben«. Hier kann das abgeleitete Wort *hao* ohne weiteres wieder nominal verwendet werden. Wir übersetzen das Wort in solcher Funktion dann mit »Vorliebe« etc. und nicht etwa mit »Schönheit«. Interessant ist auch das Paar *shi*: »anstellen« / *shi*: »Botschafter«. *Shi* wird nämlich selber wieder verbal verwandt: »als Botschafter dienen«.

(13)

顯

xian

BRILLIANT: »Er hält die Herrschaft über die Welt nicht für etwas, dessen er sich persönlich rühmen könnte.« Zhuang 12.11

Über die exakte grammatische Interpretation dieses Satzes läßt sich sicherlich streiten, aber soviel ist sicher: zwischen *yi* und HALTEN-FÜR muß ein nominaler Ausdruck stehen. *wāng* WELT muß hier als nominalisierter Ausdruck: »Herrschaft über die Welt« verstanden werden. Um die Marginalität des Phänomens auch in der deutschen Übersetzung deutlich zu machen, sollte man vielleicht am besten übersetzen: »Er hält das Herrschen über die Welt...« Hier muß das deutsche »Herrschen« doch wohl als Nomen gelten, obwohl wir es noch fast wie ein Verb negieren können: »Er hält das Nicht-über-die-Welt-Herrschen ...«

Eine ähnliche Eigentümlichkeit weist nun auch das »nominalisierte« *wāng* auf: es wird nämlich durch die verbale Negation *bu* und nicht durch die nominale Negation *fei* negiert.

(14)

王之不王不為也

wang zhi bu wāng bu wei ye

KÖNIG *zhi* NICHT *wāng* NICHT TUN *ye*: »Das unkönigliche Verhalten Eurer Majestät ist ein Fall von Untätigkeit.« Meng 1A7
Daß ein Ausdruck wie NICHT TUN und NICHT *wāng* in solchen Sätzen wirklich nominalisiert ist, geht aus der Fortsetzung von (14) hervor:

(15)

非不能也

fei bu neng ye

NICHT NICHT KÖNNEN ye: »Es ist nicht ein Fall von Unvermögen.« Ibidem

Den nominalen Charakter von *wàng* in (14) können wir folgendermaßen anschaulich machen: wenn nämlich aus dem Zusammenhang klar wäre, daß vom Verhalten des Königs die Rede ist, dann sollte man im AC doch wohl sagen können:

(16)

不王者不能也

bu wàng zhe bu neng ye

NICHT *wàng zhe* NICHT KÖNNEN ye: »Das unkönigliche Verhalten ist ein Fall von Unvermögen.« Nun müßte ein Apologet für den König im Gegensatz zum »unköniglichen Verhalten« auch vom »königlichen Verhalten« seines Herrn sprechen können, indem er die Negation NICHT vor *wàng* ausläßt. Daß wir solche Sätze im AC anscheinend kaum finden, könnte natürlich einfach ein Fall von »nicht Tun« und nicht ein Fall von »nicht Können« sein, aber wahrscheinlicher ist doch die Erklärung, daß Sätze mit einem einfachen Subjekt *wàng* im Schriftbild zu irreführend sind. Denn wir dürfen ja nicht vergessen, daß *wàng* mit demselben Zeichen geschrieben wird wie *wàng*. Ganz unbestreitbar scheint die nominale Funktion von *wàng* schließlich in dem folgenden Beispiel:

(17)

此心之所以合於王者何

ci xin zhi suo yi he yu wàng zhe he
DIES HERZ zhi WODURCH VERBINDEN ZU *wàng zhe* WAS

也

ye

ye: »Wodurch dieses Herz mit königlicher Herrschaft verbunden ist, was ist das?« Meng 1A7.9

Idiomatischer übersetzt: »Was hat solche Gesinnung mit königlicher Herrschaft zu tun?« Daß in diesem Beispiel *wàng* und nicht etwa *wang* zu lesen ist, geht aus Legge 1861: 141 und Liang 1973:17 hervor. Daß das Wort hinter der Präposition ZU hier nominal verstanden werden muß, scheint unzweifelhaft.

(18)

三資者備於王

san zi zhe bei er wàng
DREI QUALIFIKATION zhe VORLIEGEN UND KÖNIG

隨之矣

sui zhi yi

FOLGEN ES yi: »Wenn diese drei Qualifikationen vorliegen, dann folgt königliche Herrschaft (automatisch) nach.« Zhan Guo Ce Nr. 57 SBCK 3.13 a

Die Auffassung, daß *wàng* immer verbal fungiert, scheint uns also falsch zu sein. Die These, daß das Wort *wang* nur nominal und nie verbal auftreten kann, ist ebenfalls sicher falsch:

(19)

荒服者王

huang fu zhe wang

WILDNIS GEHORCHEN *zhe* KÖNIG: »Die fernab in der Wildnis wohnenden Untertanen erweisen dem König die Reverenz.« GY 2 Vgl. auch Shi 305

Wenn KÖNIG wirklich nur als Nomen fungieren könnte, dann müßten wir hier womöglich übersetzen: »Die fernab in der Wildnis wohnenden Untertanen sind Könige.« Aber eine alte Glosse ist zu diesem Punkt ganz explizit:

(20)

王王事天子

wang wang shi tian zi

KÖNIG: KÖNIG DIENEN HIMMEL SOHN: »Das Wort KÖNIG bedeutet hier »dem Himmelssohn als königlichem Herrscher dienen.« Ibidem

Ich zitiere diese Glosse hier auch deswegen, weil mir in ihr das zweite KÖNIG ganz nach einem Adverb aussieht.

Daß KÖNIG wirklich verbal fungieren kann, läßt sich paradoxerweise am deutlichsten anhand von einem Beispiel zeigen, in dem dieses verbale KÖNIG wieder nominalisiert und durch NICHT(*bu*) negiert wird:

(21)

告不王

gao bu wang

BEKANNTGEBEN NICHT KÖNIG: »Man soll diejenigen öffentlich bekanntgeben, die dem König nicht die Reverenz erweisen.« GY 2²¹

21 Grundsätzlich ist es natürlich möglich, hier zwei Homonyme *wang* anzunehmen, von denen das eine Nomen, das andere abgeleitetes Verb wäre.

In den von mir vorgelegten Beispielen markiert der *qu-sheng* durchweg semantische und grammatische Ableitungen, die nach unserem gegenwärtigen Wissensstand im AC in der Regel morphologisch unmarkiert, also integrierter Teil der grammatischen Flexibilität von AC-Wörtern war.

Eben aus diesem Grund hat sich unter führenden chinesischen Gelehrten lange die Lehrmeinung halten können, daß die vielbesprochene Wortableitung durch Tonwandel eine pedantische Erfindung von Philologen der Tang-Dynastie gewesen sei, daß es also Wortableitung durch Tonwandel im AC überhaupt nicht gegeben habe. Downer 1959 und andere haben diese Lehrmeinung überzeugend widerlegt: die Wortableitung durch Tonwandel ist lange vor der Tang-Zeit gut belegt, und es ist abwegig anzunehmen, daß sich die alten Kommentatoren ihre Beobachtungen ohne jede reale Grundlage aus den Fingern gesogen haben. *Wir können also mit Downer geruhsam davon ausgehen, daß das Phänomen der Wortableitung durch Tonwandel mindestens aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert stammt und möglicherweise sogar, wie Karlgren behauptet, noch sehr viel älter ist.*

Die Tatsache, daß ein solches Phänomen noch im 19. Jahrhundert von einigen der hervorragendsten Kenner der chinesischen Sprache hat bestritten werden können, bleibt aber aufschlußreich, weil sie die Marginalität des Phänomens in einem ganz präzisen Sinne deutlich macht: wenn wir nämlich annehmen wollten, daß es im AC keine *qu-sheng*-Ableitung gegeben hätte, dann würden wir für diese Sprache überhaupt keine grammatische Regel postulieren müssen, die wir nicht ohnedies gebraucht hätten.

Ein Beispiel macht dies klarer: wenn wir einmal davon ausgehen, daß es im AC kein von KÖNIG abgeleitetes Verb gibt, dann wäre es nach den Regeln der grammatischen Flexibilität von AC-Wörtern zu erwarten, daß wir das primär nominale Wort KÖNIG ohnehin als transitives Verb verwenden könnten, genauso wie wir ja das Wort HERRSCHER (*jun*) und unzählige andere primär no-

minale Wörter flexibel verwenden können. Die Einführung des neuen Wortes *wàng* fügt also der Ausdruckskraft des AC nichts hinzu, denn *wàng* übernimmt ja nur eine semantische Funktion, die das Wort KÖNIG (*wang*) andernfalls selber ausgeübt hätte. Erstaunlicherweise ist meines Wissens diese Marginalität des Phänomens der Wortableitung durch Tonwandel nirgends in der Literatur herausgearbeitet worden. Und dies obwohl die weitaus meisten der uns gewohnten Wortableitungen nicht in dem oben entwickelten Sinne marginal sind. Z. B. die Ableitung des Wortes *Sparsamkeit* von *sparsam* im Deutschen ist offenbar nicht in unserem Sinne marginal, weil das Wort *sparsam* im Deutschen *eben nicht* im Sinne von »Sparsamkeit« hat verwendet werden können, bevor es das Wort *Sparsamkeit* gab. Allgemein scheint zu gelten, daß abgeleitete Wörter in den mir geläufigen Sprachen grammatische Funktionen ausüben, die diejenigen Wörter, von denen sie abgeleitet sind, in der Regel nicht hätten ausüben können. (Vgl. als interessanten Grenzfall die Zero-Derivation, Marchand 1969:359 ff, sowie Jespersen 1928:365)

Weitere Hinweise auf die Marginalität der Wortableitung durch Tonwandel im AC ergeben sich meines Erachtens aus folgenden unkontroversen Tatsachen:

1. Die frühesten Wörterbücher enthalten kaum durch *qu-sheng* abgeleitete Wörter, sie enthalten dagegen eine Unzahl von anderen durch intrasyllabische Infigierung entstandene Wörter.
2. In den allermeisten Fällen wird das durch *qu-sheng* abgeleitete Wort mit dem gleichen Zeichen geschrieben wie das ursprüngliche Wort. In einer Unzahl von anderen durch intrasyllabische Infigierung entstandenen Wörtern ist dies nicht der Fall.
3. Die meisten *qu-sheng*-Lesungen sind in der modernen Umgangssprache verlorengegangen. Die meisten anderen durch intrasyllabische Infigierung entstandenen AC-Wörter überleben im modernen Chinesischen.

Wenn die Wortableitung durch Tonwandel im AC ursprünglich

aus der Markierung von Wörtern in ungewöhnlicher grammatischer Funktion hervorgegangen wäre, wären diese und andere in diesem Abschnitt erörterte Phänomene verständlicher. Aber solche Vermutungen über den Ursprung der Wortableitung durch Tonwandel sind im Augenblick nicht viel mehr als eine spekulative Hypothese.

Das Problem des Umfangs der *qu-sheng*-Ableitungen im AC ist für uns von besonderer Bedeutung. Downer 1959 gibt fast 200 Beispiele an und hat seitdem, wie er mir persönlich mitteilt, viele neue Beispiele aufgetrieben. Dies sind eindrucksvolle Zahlen.

Angesichts der beschriebenen Marginalität der Wortableitung durch Tonwandel im AC können wir aber die Möglichkeit nicht ausschließen, daß manche (auch frühe) *qu-sheng*-Lesungen in der Tat scholastische Analogiebildungen waren, wie die berühmten Philologen Duan Yu-cai und Gu Yan-wu das fälschlicherweise von allen solchen Lesungen behauptet haben.

Jedenfalls in der Song-Dynastie und womöglich früher gab es ja so etwas wie eine philologische Bewegung »Rettet den *qu-sheng*«. Zheng 1965 hat einige relevante Materialien aus dieser Bewegung abgedruckt. Der Verdacht, daß in einer solchen Bewegung oft da *qu-sheng*-Ableitungen erfunden werden, wo ursprünglich keine waren, ist nur natürlich. Schließlich ist es ein Zeichen großer Gelehrsamkeit, wenn man in einer solchen Zeit eine neue *qu-sheng*-Lesung findet, und man ist sehr schwer zu widerlegen.

Daß solche philologische Analogiebildungen gelegentlich in den Sprachgebrauch der Umgangssprache übergehen können, zeigt das Beispiel der deutschen Bewegung »Rettet den Genitiv«.

Eine weitere höchst ungewöhnliche Eigenschaft der Wortableitung durch Tonwandel hängt mit dem Problem der grammatischen Interpretation des *qu-sheng*-Morphems zusammen. Bodman 1967 resümiert den Fehlschlag jedes Versuches, dem *qu-sheng*-Morphem eine präzise grammatische Bedeutung zuzuschreiben. Die allgemeine grammatische Bedeutung des *qu-sheng*, so sagt er, sei »derived meaning«.

Ein Morphem mit so extrem unartikulierter grammatischer Bedeutung, daß es verbalisieren, nominalisieren, transitivieren, passivieren, grammatikalisieren und einfach begrifflich einengen kann, ist doch wohl mit grammatischen Morphemen wie *-keit* und *-sam* in *Sparsamkeit* nicht zu vergleichen. Das *qu-sheng*-Morphem scheint nicht wie etwa das deutsche *-keit* eine bestimmte grammatische Eigenschaft eines Wortes explizit anzuzeigen, es scheint eher einen funktionalen Kontrast eines abgeleiteten, grammatisch spezialisierten Wortes mit dem Wort, von dem es abgeleitet ist, zu markieren.

Schließlich ergibt sich die fundamentale Frage, ob wir es bei der Wortableitung durch Tonwandel im AC mit einem Überbleibsel einer früher weit reicheren morphologischen Artikulation und grammatischen Spezialisierung zu tun haben oder vielmehr mit ersten Ansätzen zu einer nie systematisch weiterentwickelten Morphologisierung innerhalb der AC-Silben.²²

Da das chinesische Schriftsystem intrasyllabische Strukturen so effektiv verdeckt, ist eine eindeutige Antwort auf diese Frage heute unmöglich. Nach dem heutigen Stand der phonologischen Rekonstruktion des AC können wir aber zweierlei sagen: 1. Daß es in den frühen Stadien der chinesischen Sprache einen weitverbreiteten Prozeß der Wortableitung durch intrasyllabische Alternation oder Infigierung gegeben hat, steht außer Zweifel. Wieweit diese Wortverwandtschaften zur Zeit des AC noch fühlbar waren, bleibt allerdings höchst fraglich. 2. Für die Annahme, daß es im AC ein System grammatischer intrasyllabischer Morpheme gegeben habe, die die in diesem Kapitel besprochene funktionale Flexibilität von AC-Wörtern entscheidend und durchgängig beeinträchtigt hätte, liegt aus den chinesischen Quellen keinerlei Anhaltspunkt oder Beweis vor. Allerdings bleibt es dem geneigten Leser unbenommen,

22 Vgl. hierzu Karlgren 1960 sowie Kennedy 1952.

sich solche Anhaltspunkte aus der zukünftigen Forschung zur phonologischen Rekonstruktion des AC zu erhoffen.²³

Zusammenfassung

Wir gelangen so zu den folgenden Resultaten:

1. AC-Wörter lassen sich nicht in diskrete lexikalische Wortarten einteilen, sondern bilden vielmehr ein kategoriales Kontinuum.
2. Die Grenze zwischen grammatischen und lexikalischen Einheiten ist im AC systematisch vage.
3. Es gibt gute Gründe zu der analytischen Hypothese, daß AC-Wörter im Satz als Nomina, Verben, Adjektive und Adverbien funktionieren.
4. Die lexikalischen grammatischen Eigenschaften von AC-Wörtern lassen sich am besten als Systeme funktionaler Präferenzen auffassen.
5. Das System funktionaler Präferenzen eines Wortes ergibt sich weitgehend, aber durchaus nicht vollständig, aus dem semantischen Grundgehalt eines Wortes.
6. Die Ableitung von AC-Wörtern durch Tonwandel ist im grammatischen System des AC marginal.
7. Durch Tonwandel abgeleitete AC-Wörter zeigen eine sehr geringe funktionale Flexibilität; Wörter, von denen ein anderes Wort durch Tonwandel abgeleitet ist, verlieren anscheinend einen Teil ihrer funktionalen Flexibilität im Hinblick auf die von dem abgeleiteten Wort übernommene grammatische Funktion.

23 Besonders relevant wären Vergleiche mit anderen sino-tibetischen Sprachen. Cf. Benedict 1972, Egerod 1974.

Subjekt und Prädikat im AC

Wilhelm von Humboldt gelangte zu dem allgemeinen Eindruck, daß der chinesische Satz in Wirklichkeit aus nebeneinandergestellten in sich geschlossenen Sätzen bestünde. In ihrer Allgemeinheit ist seine These heute wohl kaum noch diskutabel. In diesem Kapitel will ich jedoch anschaulich machen, wie viele AC-Sätze, die uns zunächst als Subjekt/Prädikat-Sätze erscheinen mögen, in plausibler Weise als hypotaktische Satzverbindungen subjektloser Sätze erklärt werden können.

Ich beginne mit einem Überblick über einige Typen subjektloser Sätze (Kurzsätze) im AC und lege anschließend einige grammatische Argumente dafür vor, daß gewisse scheinbare Subjekt/Prädikat-Sätze oder Thema/Rhema-Sätze vielleicht am besten als Konstruktionen aus solchen Kurzsätzen zu verstehen sind.

Subjekt und Prädikat in Grammatik und Logik

Wir haben einen einigermaßen klaren Begriff des grammatischen Subjekts in der Schule auf Sprachen wie das Griechische, Lateinische oder Englische anzuwenden gelernt. In einem Satz wie *English I was taught by Henry* gilt uns *English* als psychologisches Subjekt, *I* als »grammatisches« Subjekt und *Henry* als »logisches« Subjekt.

Für das AC ist der Begriff des grammatischen Subjekts überaus schwer einzugrenzen. Die Subjekt/Prädikat-Konstruktion erscheint in dieser Sprache als Grenzfall der viel allgemeineren Thema/Rhema-Konstruktion, wie wir im ersten Teil dieses Kapitels anschaulich zu machen versuchen werden.

Logisch gesehen sind nun viele grammatische Subjekte mit untergeordneten Prädikaten eng verbunden. Nehmen wir die folgenden einfachen Subjekt/Prädikat-Sätze:

- (1) a Ein Sozialist stiehlt nicht.
 b Dieser Knallkopf fährt Motorrad.
 c Sogar ein Sozialist muß Geld verdienen.
 d Ein Mao heiratet keinen Verbrecher.

Eine traditionelle »logische« Paraphrase der Bedeutung dieser Sätze faßt die Subjekte hier als logische Prädikate auf:

- (2) a Wenn einer Sozialist ist, stiehlt er nicht.
 b Dieser ist ein Knallkopf, und er fährt Motorrad.
 c Selbst wenn einer Sozialist ist, muß er Geld verdienen.
 d Wenn einer so einer wie Mao ist, dann heiratet er keinen Verbrecher.

Grammatisch gesehen sind die Sätze in (1) und (2) grundverschieden, logisch/semantisch dagegen schwer voneinander zu trennen. Eine für mich überraschende und jedenfalls logisch brisante Eigentümlichkeit ist es nun, daß sich im AC auch grammatisch Sätze wie die in (1) von ihren Äquivalenten in (2) schwer trennen lassen. Dies wird durch zwei voneinander unabhängige grammatische Eigenschaften des AC möglich:

1. Die Präponderanz subjektloser Sätze im AC
2. Die Doppelfunktion von AC-Partikeln als Nominalisatoren und als Satzkonjunktionen.

1. Wesentlich subjektlose Sätze im AC

Das AC unterscheidet sich von vielen anderen Sprachen grundsätzlich darin, daß es nicht da grammatisch ein Subjekt fordert, wo es semantisch unangebracht ist. Im AC *kann* ein Satz ein Subjekt haben, wenn das im Kommunikationszusammenhang wünschenswert erscheint, im Schriftdeutschen *müssen* die meisten Sätze ein Subjekt haben, wenn sie grammatisch korrekt sein sollen.

Das Beispiel »Regen« macht dies deutlich. Vergleichen wir die folgenden Ausdrucksweisen dafür, daß es regnet:

- (3) a Zeus hvei: »Zeus regnet« (Altgriechisch)
 b Dozhd' idet: »Regen geht« (Russisch)

- c Hujan turun: »Regen fällt« (Malayisch)
 d Il pleut (Französisch)
 e Pluit (Lateinisch)

In allen diesen Sätzen wird das Ereignis des Regnens durch eine S/P-Struktur beschrieben. Im AC kann man dagegen einfach sagen:

- (3) f

雨

yu

REGEN: »Es regnete.« Zuo Xi 3, Zuo Ding 11, Zuo Gai 12
 Nun könnte es einem alten Griechen womöglich einfallen, vor dem Wort REGEN in (3) f den Namen eines Gottes getilgt zu sehen; der Russe könnte mit Vergnügen darauf hinweisen, daß das Wort REGEN als Nomen am häufigsten ist, und vermuten, daß in diesem Satz ein Verb für »Gehen« ausgefallen ist; der Malaye wird ein Verb für »Fallen« für ausgefallen erklären können; der Franzose wird ein unpersönliches Subjekt unterdrückt sehen; der Lateiner schließlich wird Spuren einer Inflektion vielleicht in der Tatsache suchen, daß das Wort Regen in manchen Zusammenhängen nicht wie normal im dritten sondern im vierten Ton ausgesprochen wird.

Wenn es aber dem alten Chinesen nicht darauf ankommt, wer regnet, oder wie der Prozeß des Regnens aufzufassen ist, dann kann er alle diese Fragen durch einen solchen lapidaren, einsilbigen Satz offenlassen. Die Botschaft, daß es nämlich regnete, bleibt bei solcher Kürze im Zusammenhang ganz unmißverständlich.

Richtig bleibt natürlich, daß im AC-Satz im Gegensatz etwa zum altgriechischen die Zeitbestimmung fehlt. *Wenn gewünscht* kann diese im AC-Satz hinzugefügt werden. Interessanterweise steht sie dann oft in »Subjekt-Position«:

(4)

三年春不雨

san nian chun bu yu
DREI JAHR FRÜHLING NICHT REGEN

夏六月雨

xia liu yue yu

SOMMER SECHS MONAT REGEN: »Im Frühling des dritten Jahres regnete es nicht; im Sommer im sechsten Monat regnete es.«
Zuo Xi 3.4

Nun könnte man etwa versucht sein, zu konstruieren: »Der Frühling des dritten Jahres war nicht regnerisch; der sechste Monat im Sommer war regnerisch.« Yang 1973: 163 erklärt aber ausdrücklich, daß DREI JAHR FRÜHLING und SOMMER SECHS MONAT hier Zeitadverbien sind. Ich bin geneigt, Yang zuzustimmen. Aber es bleibt doch bei einer solchen Entscheidung ein ungutes Gefühl zurück und die Frage, wie weit die Alternative Zeitadverb/Subjekt für die Beschreibung dieses Satzes eigentlich relevant ist, ob da nicht unangebracht scharfe fremde Kategorien an das AC herangetragen werden. Bei Ortsbestimmungen zeigt sich ein ähnliches Problem:

(5)

上雨

shang yu

OBEN REGEN: »Wenn es im Hochland regnet.« Sun 9.14
Allerdings ist man nach wie vor geneigt, OBEN nicht als Subjekt, sondern als Ortsbestimmung oder Ortsadverb aufzufassen, und REGEN als subjektloses Verb.
Wolken sind anscheinend bisweilen Subjekt von REGEN:

(6)

雲氣不待族而雨

yun qi bu dai zu er yu
WOLKE NEBEL NICHT WARTEN VERSAMMELN UND REGEN

草木不待黃而落

cao mu bu dai huang er luo
GRAS BAUM NICHT WARTEN BRAUN UND FALLEN:

»Die Wolken regnen noch bevor sie sich versammelt haben; die Pflanzen zerknicken noch bevor sie braun geworden sind.« Zhuang 11.31
(7)

天久不雨

tian jiu bu yu

HIMMEL LANGE NICHT REGEN: »Eine lange Zeit hat der Himmel nicht mehr geregnet.« Li Ji I.261 Der Grund, warum in (5) der Himmel als Subjekt genannt wird, ist nicht idiomatisch-grammatischer Art. Vielmehr faßt der Sprecher des Satzes den Himmel als Regenspender auf und nennt ihn deshalb als Subjekt.¹
In anderen Zusammenhängen wird aber der Regen auch ganz deutlich als Subjekt empfunden:

(8)

時雨降

shi yu jiang

ZEIT REGEN FALLEN: »Wenn der jahreszeitliche Regen fällt . . .«

Zhuang 1.23

In der idiomatischen Wendung UNTEN REGNET: »es regnet« ist REGEN wohl als invertiertes Subjekt des Verbs UNTEN: »fallen« aufzufassen:

1. Die Auffassung, daß HIMMEL im AC nicht Subjekt von REGEN sein kann, ist falsch: man vergleiche HF 637 und auch das etwas spätere HSWZ 3.12 etc.

(9)

沛然下雨

pei ran xia yu

REICHLICH *ran* UNTEN REGEN: »Wenn es in Strömen gießt . . .«
Meng IA 6Im vierten Ton ausgesprochen kann das Wort REGEN auch als transi-
tives Verb verwandt werden:

(10)

吾不能以夏雨雨人

wu bu neng yi xia yu yu ren

ICH NICHT KÖNNEN DURCH SOMMER REGEN REGEN MENSCH

吾不能以春風風人

wu bu neng yi chun feng feng ren

ICH NICHT KÖNNEN DURCH FRÜHLING WIND WIND MENSCH:

»Ich kann den Menschen nicht zu Sommerregen verhelfen, ich kann
sie nicht mit Frühlingwind beblasen.« Shuo Yuan, Gui De.Vielleicht sollte man diesen Sachverhalt aber so ausdrücken, daß man
sagt, es gibt im AC ein von REGEN abgeleitetes Wort BEREGNEN.²Der Begriff der *Existenz* wird im AC häufig durch ein subjektloses
transitives Verb HABEN ausgedrückt:

(11)

有是言也

you shi yan ye

HABEN DIES WORT *ye*: »Ein solches Sprichwort gibt es.« LY 17.6
(Man vergleiche *il y a* sowie das Deutsche *es gibt*.)2. Vgl. den Abschnitt über Wortableitung durch Tonwandel am Ende des
Kapitels IV.

(12)

未有小人而仁者也

wei you xiao ren er ren zhe ye

NICHT HABEN KLEIN MENSCH UND GUT *zhe ye*: »Daß ein
kleiner Mann gut gewesen wäre hat es nie gegeben.« LY 14.6Man kann auch übersetzen: »Jemand, der ein kleiner Mann war und
zugleich gut, hat es nie gegeben.« Cf. Meng 2B3

(13)

無君子莫治野人

wu jun zi mo zhi ye ren

MANGELN EDELMANN NIEMAND REGIEREN WILDNIS MENSCH

»Wenn es keine Edelleute gibt, dann regiert niemand die normalen
Menschen.« Meng 3A3

(14)

微管仲吾其被髮左

wei Guan Zhong wu qi bei fa zuo
OHNE GUAN ZHONG ICH DIES HERABLASSEN HAAR LINKS

衽

ren

ÖFFNEN-KLEID: »Wenn der Guan Zhong nicht gewesen wäre,
dann würden wir mit herabgelassenem Haar und links herum ge-
wickelten Kleidern herumlaufen.« LY 14.17Yang 1973: 165 faßt OHNE hier als subjektloses untergeordnetes
Verb auf.

Der wesentlich subjektlose Gebrauch von HABEN zum Ausdruck von

Existenzaussagen muß deutlich vom Gebrauch des Wortes HABEN mit allgemeinem unausgedrücktem Subjekt unterschieden werden:
(15)

行有餘力

xing you yu li

HANDELN HABEN EXTRA KRAFT: »Wenn *er* nach seiner Arbeit noch überschüssige Kraft hat . . .« LY 1.6

Existenzsätze mit Ortsbestimmungen am Satzanfang sind im AC schwer zu analysieren:

(16)

衛有惡人焉

Wei you e ren yan

WEI HABEN BÖSE MENSCH *yan*: »In Wei gab *es* einen bösen Menschen.« Zhuang 5.31

Man sollte eigentlich auch grammatisch konstruieren können: »Wei enthielt einen bösen Menschen.« Dann hätten wir es in WEI nicht mit einer Ortsbestimmung, sondern mit einem echten Subjekt zu tun.

2. Sätze ohne Subjekt

Ich nenne einen Satz S wesentlich subjektlos, sofern ihm nicht nur ein grammatisches Subjekt fehlt sondern auch kein linguistischer Anlaß besteht, dem durch S ausgedrückten Gedanken eine Subjekt/Prädikat-Form zuzuschreiben.

Grammatisches Merkmal des wesentlich subjektlosen Verbs ist es, daß durch Hinzufügung eines geeigneten Subjekts die Semantik des Verbs verändert wird. Fügen wir zum Beispiel ein echtes Subjekt vor dem Wort REGEN ein, dann verändert sich die Bedeutung des Wortes etwa zu »Regen verursachen« oder »von Regen gekennzeichnet sein«, oder »mit Regen berieseln«, etc.

Anders steht es nun mit den Sätzen ohne Subjekt. Hier fehlt zwar auch das grammatische Subjekt, und ebensowenig wie im wesentlich subjektlosen Satz können wir den Satz als eine elliptische Version einer expliziteren zugrundeliegenden Version betrachten, aber wenn wir (unter Veränderung der Satzbedeutung) ein echtes Subjekt hinzufügen, dann scheint das die semantische Eigentümlichkeit des Verbs nicht zu verändern.

Solche Sätze ohne Subjekt sind im AC häufig. Ein Beispiel haben wir in (15) HANDELN HABEN EXTRA KRAFT: hier sind die Wörter HANDELN und HABEN so verwandt, daß ihre Semantik durch Hinzufügen eines Subjekts KONFUZIUS nicht verändert würde. Die Prädikate HANDELN und HABEN werden in (15) in genau demselben Sinne verwandt wie in den hypothetischen Sätzen + KONFUZIUS HANDELN: und + KONFUZIUS HABEN EXTRA KRAFT.

Bei der Übersetzung von AC-Sätzen ohne Subjekt ins Deutsche geschieht immer eine verfälschende Einengung: wir sehen uns genötigt, Subjekte wie *man, einer, jemand, du, wir, etwas*, etc. einzufügen, wo das AC ganz unbestimmt zu bleiben vermag. Wie auf diese Weise der poetische Effekt vieler AC-Texte verloren gehen kann, zeigt das folgende wohlbekanntes Beispiel:

(17)

曲則全

qu ze quan

GEBEUGT DANN UNVERSEHRT

枉則直

wang ze zhi

VERDREHT DANN GERADE

窪則盈

wa ze ying
HOHL DANN VOLL

敝則新

bi ze xin
ZERSCHLISSEN DANN NEU

少則得

shao ze de
WENIG DANN ERHALTEN

多則惑

duo ze huo
VIEL DANN VERWIRREN:

»Was krumm ist, wird heil gemacht;
Was gebeugt ist, wird aufgerichtet;
Was hohl ist, wird ausgefüllt;
Was zerschlissen, wird neu gemacht.
Mit wenigem wirst du bekommen;
Mit vielem bist du beklommen.« Lao 22 (tr. Debon 1967:48)
Der Verlust von poetischer Dichte ist hier nicht dem Übersetzer Debon anzulasten, sondern den Strukturzwängen der deutschen Schriftsprache.³

3. Bezeichnenderweise übersetzt Debon die Konstruktion aus Kurzsätzen in (17) als Subjekt/Prädikat-Konstruktionen.

Entscheidend in unserem Zusammenhang ist es nun, daß die Sätze in (17) kein grammatisches Subjekt zu haben scheinen: z. B. finden wir kein Subjekt für das verbale GEBEUGT. Entscheidend ist weiter, daß wir die Sätze in (17) nicht als elliptische Formen vollständigerer zugrundeliegender Sätze auffassen können. Entscheidend ist als drittes, daß die Wörter GEBEUGT und UNVERSEHRT in (17) logisch gesprochen als einstellige Prädikate fungieren: z. B. bleibt die semantische Struktur dieser Wörter unverändert, wenn wir ein Subjekt wie etwa MENSCH hinzufügen: + MENSCH GEBEUGT DANN UNVERSEHRT: »Wenn ein Mensch krumm ist, dann bleibt er unversehrt.« Es wäre falsch, die AC-Sätze ohne Subjekt, von denen hier die Rede ist, aufgrund der verschiedenen Übersetzungsmöglichkeiten für vieldeutig zu erklären, was ihr Subjekt angeht. Vielmehr sind diese Sätze im Hinblick auf ihr Subjekt eindeutig und ganz präzise (!) unbestimmt. Die Festlegung auf ein bestimmtes allgemeines Subjekt ist ebenso eine Verdrehung der grammatischen Struktur dieser Sätze wie die Auffassung der Hauptverben in solchen Sätzen als nullstellige Prädikate im Sinne von Strawsons *feature-placing language*.

3. Sätze mit ausgefallenem Subjekt

Von den wesentlich subjektlosen Sätzen sowie den Sätzen ohne Subjekt sind die Sätze mit ausgefallenem Subjekt wieder deutlich unterschieden. Im Falle von Sätzen mit ausgefallenem Subjekt wird normalerweise aus dem pragmatischen und linguistischen Zusammenhang deutlich, welchem Subjekt das Prädikat zugesprochen wird, obwohl von einer grammatisch regelmäßigen Tilgung nicht die Rede sein kann. Im Kapitel über Pragmatik und Semantik haben wir viele solche Beispiele gesehen. Wenden wir und nun zur Abwechslung einem neuen zu:

(18)

子曰與之釜

zi yue yu zhi fu
MEISTER SAGEN GEBEN zhi SECHS-SCHEFFEL

· 請益 ·

qing yi

a BITTEN HINZUFÜGEN

曰與之庾

yue yu zhi yu

b SAGEN GEBEN zhi SECHZIG-SCHEFFEL:

»Der Meister sagte: »Gib ihr sechs Scheffel!« Ran Zi bat um mehr. Der Meister sagte: »Gib ihr sechzig Scheffel.« LY 6.4
Den Satz BITTEN HINZUFÜGEN fasse ich als Satz mit ausgefallenem Subjekt auf, ebenso den Satz SAGEN Es scheint mir wenig plausibel, wenn man z. B. den letzten Satz übersetzen oder konstruieren wollte: »Es fielen die Worte ...«, oder wenn man den vorletzten Satz etwa folgendermaßen auffassen wollte: »Es wurde um mehr gebeten.« Aus den alten Kommentaren zu den Gesprächen des Konfuzius geht einigermaßen deutlich hervor, daß in einem Text wie (18) nicht etwa allgemein erzählt wird, es sei um mehr gebeten worden etc., sondern daß da konzise berichtet wird, *Ran Zi* habe um etwas gebeten, und *Konfuzius* habe ihm eine gewisse Antwort erteilt. Die Frage, was Beispiel (18 a,b) »als solches«, »abgesehen vom pragmatischen Zusammenhang«, »an sich«, »streng genommen«, »für sich genommen«, »rein linguistisch betrachtet« bedeutet, verleitet meiner Erfahrung nach zu irreführenden Subtilitäten als Antwort. »Als solche« kommen solche Sätze eben glücklicherweise nie vor. In unserem Zusammenhang entscheidend ist, daß wir in (18) die gemeinten Subjekte nicht nur angeben, sondern auch in den Satz einfügen können, ohne seine Bedeutung im Zusammenhang deutlich zu verengen. Hierin unterscheidet sich der Satz mit ausgelassenem Subjekt von den weiter oben behandelten anderen Typen subjektloser Sätze. Von den Sätzen mit getilgtem Subjekt unterscheiden sich die

Sätze mit ausgelassenem Subjekt dadurch, daß die Auslassung des Subjekts im letzteren Satztyp nicht durch grammatische Regeln definiert sondern durch pragmatische Umstände ermöglicht wird.

4. Sätze mit getilgtem Subjekt

Es ist kaum verwunderlich, daß es auch im AC, wie in den meisten anderen Sprachen grammatische Regeln gibt, die das Subjekt eines untergeordneten Satzes unter gewissen Bedingungen tilgen:

(19)

君子不重 則不威

jun zi bu zhong ze bu wei

EDELMANN NICHT ERNST DANN NICHT AUTORITÄT: »Wenn der Edelmann sich nicht mit Ernst aufführt, dann hat er keine Autorität.« LY 1.8

Die Tilgung des Subjekts des übergeordneten Satzes in (19) ist meines Wissens obligatorisch, wenn der untergeordnete und der übergeordnete Satz das gleiche Subjekt haben.⁴

Die einzelnen grammatischen Bedingungen, unter denen Subjekte im AC getilgt werden, fallen außerhalb des Bereiches dieser Arbeit. In unserem Zusammenhang wichtig ist nur, daß dieser Typ der Subjektivität von Sätzen im AC von den oben abgehandelten drei anderen Typen begrifflich deutlich zu unterscheiden ist.

5. Thema/Rhema-Sätze

Thema/Rhema-Konstruktionen sind im AC sehr viel häufiger als etwa im Schriftdeutschen. Viele Sätze, die auf den ersten Blick wie Subjekt/Prädikat-Sätze aussehen, erweisen sich bei näherem Hinsehen eher als Thema/Rhema-Sätze.

4. Es wäre notfalls auch denkbar, daß man DANN als eine Partikel auffaßt, die komplexe Prädikate bildet.

(20)

物有本末

wu you ben mo

DING HABEN WURZEL AST: A »Was die Dinge angeht, so gibt es unter ihnen wesentliche und unwesentliche.« B »Die Dinge haben wesentliche und unwesentliche Teile.« (DX, Legge 310)

Bezeichnenderweise erweist sich Interpretation A als die frühere. Ob sie auch die richtige Interpretation ist, sei dahingestellt. Für uns entscheidend ist die Tatsache, daß sie grammatisch vertretbar ist.

Oft läßt sich, was man als Thema aufzufassen gelernt hat, auch als untergeordneter Satz interpretieren:

(21)

事君

shi jun

DIENEN HERR

敬其事而後其食

jing qi shi er hou qi shi

EHREN SEIN AUFGABE UND HINTER SEIN ESSEN:

»Was den Dienst am Fürsten anbetrifft, so soll man sich gewissenhaft seiner Pflicht widmen und sein Essen hintanstellen.« LY 15.38

Die Übersetzung »Wenn man dem Herrn dient, soll man ...« ist möglich. Die Frage ob es sich bei der letzteren Übersetzung um eine wirklich alternative Interpretation oder nur um eine »notational variant« der ersteren handelt ist brisant und soll hier unerörtert bleiben.

(22)

驥不稱其力. 稱其德也

ji bu cheng qi li cheng qi de ye

JI NICHT PREISEN SEIN KRAFT PREISEN SEIN TUGEND ye:

»Was ein Ji-Pferd anbetrifft, so preisen wir seine Tugend, nicht seine Kraft.« LY 14.33

Wir könnten wieder paraphrasieren: »Wenn etwas als Ji-Pferd gilt, so preisen wir nicht seine Kraft, wir preisen seine Tugend.«

Oft ist im AC, was uns auf den ersten Blick als Subjekt erscheint, eine topikalisierte Ortsbestimmung:

(23)

道不拾遺

dao bu shi yi

STRASSE NICHT AUFSAMMELN VERLIEREN: »Auf der Straße nahmen die Bürger verlorene Sachen nicht an sich.« HF 459

Oder es handelt sich um eine Thema-artige Zeitbestimmung:

(24)

殷有三仁焉

yin you san ren yan

YIN HABEN DREI GUT yan: »Zu den Zeiten der Yin Dynastie

gab es dort drei gute Menschen.« LY 18.1

Bezeichnenderweise kann das Thema im AC durch die nominale Negation NICHT(*fei*) negiert werden, wenn der Hauptsatz eine Frage ist oder eine Negation enthält:

(25)

非君命何听

fei jun ming ho ting

NICHT HERRSCHER BEFEHL WIE GEHORCHEN: »Wie sollte ich etwas gehorchen, das nicht ein Befehl meines Herrschers ist?« Zuo Wen 18.6

(26)

非聖人誰能修之

fei sheng ren shui seng xiu shi

NICHT WEISE MENSCH WER KÖNNEN PFLEGEN ES: »Wer, außer einem Weisen, hätte das so hinbekommen können?« Zuo Cheng 14.5, vgl. auch Zuo Xiang 29.8

Gelegentlich kann das Thema auch bei positivem Hauptsatz durch NICHT(*fei*) negiert werden:

(27)

非國曰圍

fei guo yue wei

NICHT STAAT SAGEN BELAGERN: »Obwohl es sich hier nicht um einen Staat handelt, wird hier von Belagerung gesprochen.« GL Ding 12.10

(28)

非其君不事

fei qi jun bu shi

NICHT SEIN HERRSCHER NICHT DIENEN: »Er diene keinem anderen als seinem Herrn.« Meng 2A2, Legge 535

Alle diese negierten Themen lassen sich natürlich wieder als Kurzsätze auffassen: »Wenn etwas nicht Befehl meines Herrschers ist, wie sollte ich dem gehorchen?« »Wer, wenn er nicht weise ist, hätte das so hinkommen können?« »Wenn einer nicht sein Herrscher war, dann diene er ihm nicht.«

Eine interessante Gruppe von Thema/Rhema-Sätzen sind Sätze mit der Partikel *mo* und vorangestelltem »Subjekt«:

(29)

人莫鑑於流水

ren mo jian yu liu shui

MENSCH KEIN SICH-SPIEGELN IN FLIEßEN WASSER:

»Kein Mensch spiegelt sich in fließendem Wasser.« Zhuang 5.9

Wörtlich müßten wir übersetzen: »Was die Menschen angeht, so spiegelt sich keiner von ihnen in fließendem Wasser.«

Daß *mo*: »kein« pronominal fungiert, ergibt sich aus dem folgenden Beispiel:

(30)

莫之為而為者天也

mo zhi wei er wei zhe tian ye

KEIN ES MACHEN UND MACHEN *zhe* NATUR *ye*: »Wenn etwas geschieht ohne daß jemand es tut, dann heißt das Natur.« Meng 5A6

Für uns sieht MENSCH in (29) natürlich zunächst einmal wie ein Subjekt aus, und Shadick 1968 faßt solche Sätze in der Tat als Subjekt/Prädikat-Sätze auf, indem er *mo* hier zum Adverb »in no case« erklärt. Wenn wir aber Sätze wie (29) als Thema/Rhema-Sätze auffassen, dann vereinfacht sich die Beschreibung von *mo*: *mo* läßt sich dann durchweg als Pronomen »kein« in Subjekt-Position verstehen. (Dies ist in der Tat auch die traditionelle chinesische Auffassung, wenn wir Yang 1958:24 Glauben schenken können.)⁵

6. Subjekt/Prädikat-Sätze

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich der berechtigte Eindruck, daß der Subjekt/Prädikat-Satz im AC nicht der deutlich vorherrschende Satztyp ist, so wie das etwa im Schriftdeutschen der Fall ist. Im AC scheinen die Subjekt/Prädikat-Sätze ein Grenzfall der Thema/Rhema-Sätze zu sein, in denen Thema und logisches Subjekt zusammenfallen. Dieser subjektive Eindruck entsteht im AC unter anderem aufgrund der objektiven Tatsache, daß die grammatische Markierung des Themas und des grammatischen Subjekts im AC dieselbe ist. Thema wie Subjekt bleiben oft unmarkiert. Aber wenn sie markiert werden, dann mit denselben Partikeln *zhe*, *ye* etc. Angesichts der Subjektlosigkeit so vieler AC-Sätze, die ich weiter oben belegt und analysiert

5. Parallele Erwägungen lassen sich zu *huo*: »einige« anstellen. Shadik 1968 spricht hier von zwei Funktionen: 1. als Pronomen, 2. als *preverbal adjunct*.

habe, kann uns nichts daran hindern, eine Konstruktion SUBJEKT + PRÄDIKAT etwa so aufzufassen: »Was das Subjekt anbetrifft, so prädikatiert es,« eben weil bewiesenermaßen das Prädikat im AC als vollständiger Satz vorkommen kann.

Falsch wäre es aber, wenn man aufgrund dieser grundsätzlich offenen Möglichkeit der Analyse behaupten wollte, daß es im AC überhaupt keine »echten« Subjekt/Prädikat-Konstruktionen gäbe. Das folgende Beispiel scheint mir in der Tat eine ganz deutliche Subjekt/Prädikat-Struktur an den Tag zu legen:

(31)

始作俑者其無後

shi zuo yong zhe qi wu hou
ANFANGEN MACHEN PUPPE zhe DIESER MANGELN HINTER

乎

hu

hu: »Diejenigen, die die Beerdigungspuppen erfunden haben, haben keine Nachkommen.« Meng 1A4

Wörtlich: »Was diejenigen, die angefangen haben die Puppen zu machen, angeht, so mangeln diesen Nachfahren.«⁶

Hier haben wir ein Thema, und das Thema wird durch ein anaphorisches Subjekt *qi* wieder aufgenommen. Eine Thema/Rhema-Interpretation des zweiten Teils des Satzes scheint ausgeschlossen. Nicht, daß ein AC-Satz keine zwei Themen haben könnte: der Satz + -ZHENG STRASSE NICHT AUFSAMMELN VERLIEREN: »In Zheng nahmen die Bürger auf der Straße verlorene Sachen nicht an sich.« wäre im AC durchaus möglich. Aber der Konstruktion »Was die Erfinder der Beerdigungspuppen angeht, so gilt, daß was diese angeht, gilt, daß sie keine Nachkommen haben.« mangelt jede Plausibilität.

Nehmen wir nun ein weiteres vielleicht für manche weniger kontroverses Beispiel:

6. *qi* ist hier nicht als »modales *qi*« aufzufassen.

(32)

子曰

zi yue

MEISTER SAGEN: »Der Meister sagte.« LY passim

Hier wird es wohl jedem AC-Kenner pervers erscheinen, wenn man — formal legitimermaßen — SAGEN wie in (17)b als grammatisch subjektlos und das Wort MEISTER als unmarkiertes Thema auffassen wollte: »Was den Meister angeht, so sagte er.« Auch abstrakte Sätze zeigen oft eine klare S/P-Struktur:

(33)

白馬非馬

bai ma fei ma

WEISS PFERD NICHT PFERD: »Weißes Pferd« ist nicht »Pferd«

GSL

Der eifrigste Sucher nach strukturellen Exotika wird nicht daran vorbeikommen, im AC eine Vielzahl von enttäuschend alltäglichen Subjekt/Prädikat-Strukturen anzuerkennen; und der Strukturpositivist wird mit Genugtuung verzeichnen können, daß auch die alten Chinesen sich gelegentlich so ausgedrückt zu haben scheinen, wie sie es eigentlich immer hätten tun sollen.

Bedeutsames Kennzeichen der Subjekt/Prädikat-Strukturen im AC bleibt es aber, daß ihre scharfe allgemeine Abgrenzung von Thema/Rhema-Strukturen unmöglich erscheint.

Syntaktische Verbindungen zwischen »Subjekt« und »Prädikat«

1. *Satzkonjunktionen zwischen »Subjekt« und »Prädikat«*

Man könnte geneigt sein, den folgenden unproblematischen hypothetischen AC-Satz als Subjekt/Prädikat-Satz aufzufassen: + WEISE zhe GENIESSEN DIES: »Der Weise wird dies genießen.« Man vergleiche nun aber folgenden Beispielsatz:

(34)

賢者而後樂此

xian zhe er hou le ci

WEISE *zhe* NUR-DANN GENIEßEN DIES: »Nur wenn einer ein Weiser ist, wird er dies genießen.« Meng IA2 Cf. Xun 18.110
Wenn wir eine einheitliche Erklärung der Satzkonjunktion *er hou* geben wollen, dann müssen wir WEISE *zhe* hier als untergeordneten Satz konstruieren.

Weiter könnte man geneigt sein, den Satz + MENSCH MINISTER KÄMPFEN STELLUNG UND BENEIDEN WEISE als Subjekt/Prädikat-Satz aufzufassen: »Männer, die anderen als Minister dienen, kämpfen um Stellungen und sind mißgünstig gegenüber begabten Männern.« Aber nun vergleiche man wieder den folgenden Beispielsatz:

(35)

人臣則爭職而媮

ren chen ze zheng zhi er du

MENSCH MINISTER DANN KÄMPFEN STELLUNG UND BENEIDEN

賢

xian

WEISE: »Wenn jemand als Minister dient, dann kämpft er um seine Stellung und verhält sich gegenüber begabten Männern mißgünstig.« Xun 11.83 (Vgl. Köster 1967:141)

Wenn wir eine einheitliche Erklärung der Satzkonjunktion *ze* geben wollen, dann müssen wir MENSCH MINISTER als untergeordneten Satz konstruieren: »wenn einer jemandes Minister ist«.

Auch in Beispiel (17) müssen wir strikt genommen jede Zeile nicht wie in Debons Übersetzung als Subjekt/Prädikat-Struktur, sondern als Konstruktion aus zwei Sätzen analysieren, von denen der erste

dem zweiten untergeordnet ist: »Wenn etwas krumm ist, dann bleibt es unverseht...«

Den Logiker wird es ja kaum überraschen, daß was in unserer Übersetzung oft als Subjekt/Prädikat-Satz erscheint, im AC die Form eines Konditionalsatzes hat. Er ist schon lange gewohnt zum Beispiel den Satz »Alle S sind P« durch einen quantifizierten Konditionalsatz in seine formale Sprache zu übersetzen: »Für alle x, wenn x S ist, dann ist x auch P«.

Da nun aber im AC eine der häufigsten Methoden, die wenn-dann-Verbindung »wenn P dann Q« auszudrücken, darin besteht, daß man einfach »PQ« schreibt, besteht guter Grund zu der Vermutung, daß viele AC-Sätze, die wie S/P-Sätze aussehen, in Wirklichkeit PQ-Sätze sind, also Satzverbindungen zwischen zwei Sätzen. Ein deutliches Beispiel für dieses Phänomen möchte ich hier vorführen:

(36)

巧言乱德

qiao yan luan de

KLUG WORT CHAOS TUGEND

小不忍則乱大謀

xiao bu ren ze Luan da mou

KLEIN NICHT ERTRAGEN-KÖNNEN DANN CHAOS GROSS PLAN:

»Kluge Worte verwirren Tugend, kleinliche Feinfühligkeit verwirrt große Pläne.« LY 15.27

Der älteste Kommentar zu diesem Text erklärt beide Sätze als strukturparallel.⁷ Er fügt sogar zwischen »Subjekt« und »Prädikat« des ersten Parallelsatzes die Satzkonjunktion *ze* ein. Aufschlußreicherweise erwähnt der kritische Text zum Index (p. 32), daß eine Ausgabe überhaupt kein *ze* enthält. (vgl. Egerod 1971:158)

7. Siehe Liu 1934:4.20

Auch zwischen Thema und Rhema, und eben nicht nur zwischen Subjekt und Prädikat, kann *ze* im AC zu stehen kommen:

(37)

俎豆之事則

zu dou zhi shi ze
OPFERSCHÜSSEL OPFERSCHALE zhi ANGELEGENHEIT DANN

嘗聞之

chang wen zhi yi
EINMAL HÖREN ES *yi*: »Was Angelegenheiten der Opferschüsseln und Opferschalen anbetrifft, so habe ich davon schon mal etwas gehört.« LY 15.1

Man könnte auch übersetzen: »Wenn es um Angelegenheiten der Opferschüsseln und Opferschalen geht, dann habe ich davon schon mal etwas gehört.« Es ist nicht ganz und gar abwegig, wenn man das Thema dieses Satzes als Kurzsatz mit etwa der Bedeutung: »Es geht um Angelegenheiten der Opferschüsseln und Opferschalen« auffaßt. In der Tat kann ja anstelle von *ze* zwischen Thema und Rhema oder zwischen Subjekt und Prädikat auch die Satz-Finalpartikel *ye* eintreten:

(38)

回也不愚

Hui ye bu yu
HUI *ye* NICHT DUMM: »Von Hui zu reden: der ist nicht dumm.« LY 2.9

Man könnte vielleicht besser übersetzen: »Ja, der Hui,⁸ der ist nicht dumm.«

»Subjekt« und »Prädikat« können bisweilen beide durch die Finalpar-

8. HUI *ye* kann natürlich als vollständiger Satz fungieren: »Das ist Hui.«

tikel *ye* abgeschlossen sowie durch die Konjunktion UND miteinander verbunden werden:

(39)

斯人也而有斯疾也

si ren ye er you si bing ye
DIES MENSCH *ye* UND HABEN DIES KRANKHEIT *ye*: »Ein solcher Mann! Und eine solche Krankheit hat er!« LY 6.10

Expliziter und steifer könnte man übersetzen: »Ein solcher Mann ist er, und eine solche Krankheit hat er.«

Wenn wir uns nun dem hypothetischen Satz + DIES MENSCH HABEN DIES KRANKHEIT zuwenden, dann sind wir ganz entschieden geneigt, ihn als einen schlichten S/P-Satz aufzufassen: »Dieser Mensch hat diese Krankheit.« In sich ist dies durchaus plausibel, aber es folgt aus einer solchen Analyse, daß wir die syntaktisch-semantische Struktur des hypothetischen Satzes für grundlegend verschieden von der Struktur des eben besprochenen echten Beispiels erklären müssen. Dies widerspricht nun allerdings allen meinen grammatischen Intuitionen. Die beiden Versionen scheinen uns stilistisch-pragmatisch zwar verschieden, aber grammatisch-strukturell doch sehr ähnlich.

Wenn wir nun aber einräumen, daß viele anscheinend einfache AC-Sätze in Wirklichkeit aus zwei Kurzsätzen zusammengesetzt sind, dann wird die Erklärung von Satzpartikeln wie *er hou*, *ze* und *ye* zwischen »Subjekt« und »Prädikat« sehr viel leichter.

Auch das nicht seltene Vorkommen von anaphorischen Pronomina zwischen »Subjekt« und »Prädikat« wird auf diese Weise verständlicher:

(40)

回也其庶乎

Hui ye qi shu hu
HUI *ye* DIES NAHE *hu*: »Hui, der ist nahe (an der Tugend).« LY 11.19

Man vergleiche hier Legges Übersetzung: »There is Hui! He has nearly attained to perfect virtue.« Legge 1966: 146

Schließlich wird auch die Markierung von Subjekten durch die Partikel *ruo*: »wenn« in Sätzen wie den folgenden verständlicher, wenn wir annehmen, daß Subjekt oder Thema zu sein und ein untergeordneter Satz zu sein eng verwandte Phänomene sind:

(41)

若禹皋陶則見而知之

ruo Yu Gao Yao ze jian er zhi zhi
WENN YU GAO YAO DANN SEHEN UND WISSEN ES:

»Was Yu und Gao Yao angeht, so wußten sie dies so sicher, als ob sie es mit eigenen Augen gesehen hätten.« Meng 7B38

(42)

若仲子者則蚓然後

ruo Zhong Zi zhe ze yin ran hou
WENN ZHONG ZI zhe DANN WURM NUR-DANN

充其操者也

chong qi cao zhe ye
VERWIRKLICHEN SEIN PRINZIP zhe ye: »Was den Zhong Zi angeht, so kann nur ein Wurm dessen Prinzipien verwirklichen.« Meng 3B10

Hier ist ZHONG ZI durch WENN markiertes Thema, und zwischen »Subjekt« und »Prädikat« des nachfolgenden Satzes steht auch noch die Satzverknüpfung NUR-DANN⁹.

9 Eine weitere Satzkonjunktion, die zwischen »Subjekt« und »Prädikat« stehen kann, ist *sui*: »darauf, dann«. REITEN ES zhe sui ERLANGEN SEIN ERFOLG: »Wer sich dessen bedient, der erlangt sein Ziel.« HF 224

2. Das konzessive *sui*

Normalerweise bildet die Partikel OBWOHL (*sui*) einen Konzessivsatz:

(43)

回雖不敏請事斯語矣

Hui sui bu min qing shi si yu yi:
HUI OBWOHL NICHT KLUG BITTEN DIENEN DIES WORT yi:
»Obwohl ich nicht klug bin, möchte ich bitten, mich in den Dienst dieses Wortes stellen zu dürfen.« LY 12.1

Oft steht OBWOHL auch am Satzanfang:

(44)

雖勞不怨

sui lao bu yuan
OBWOHL ARBEITEN NICHT GROLLEN: »Obwohl sie hart arbeiten müssen, grollen sie nicht.« Meng 7A12

In unserem Zusammenhang von Bedeutung ist nun die Tatsache, daß sich OBWOHL in vielen Sätzen nur auf das »Subjekt« eines Satzes bezieht:

(45)

雖聖人不能易也

sui sheng ren bu neng yi ye
OBWOHL HEILIG MENSCH NICHT KÖNNEN ÄNDERN ye:
»Sogar ein Heiliger wird dies nicht ändern können.« Xun 12.80
Wenn wir in einem solchen Satz das »Subjekt« HEILIG MENSCH als Kurzsatz auffassen, dann brauchen wir hier der Partikel OBWOHL keine Doppeldeutigkeit zuzuschreiben, wir können vielmehr wörtlich übersetzen: »Selbst wenn einer ein Heiliger ist, kann er dies nicht ändern.« Die Annahme, daß »Subjekte« im AC in Wirklichkeit Kurzsätze sind, vereinfacht also die Beschreibung der Partikel OBWOHL (*sui*).

Die Stellung von OBWOHL vor Eigennamen ist hier besonders aufschlußreich:

(46)

雖堯舜不能去民之

sui Yao Shun bu neng qu min zhi
OBWOHL YAO SHUN NICHT KÖNNEN ABSCHAFFEN VOLK zhi

欲利

yu li

WÜNSCHEN VORTEIL: »Selbst ein Yao oder ein Shun könnte den Eigennutz des Volkes nicht abschaffen.« Xun 27.65

Wörtlicher könnten wir wieder übersetzen: »Selbst wenn einer ein Yao oder Shun wäre, könnte er das Streben nach Vorteil des Volkes nicht abschaffen.« (Im Einzelnen vgl. Harbsmeier 1979, Kapitel IV)

3. Nominalisierung und Hypotaxe im AC

Wir haben gesehen, daß sich das anscheinende Subjekt eines AC-Satzes oft als untergeordneter Kurzsatz auffassen läßt. Im AC wie in vielen anderen Sprachen sind nun viele Subjekte oder Themen von Sätzen nominalisierte Ausdrücke wie etwa *die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus* etc. Im Deutschen ist solche Nominalisierung sowohl von Einbettung (z.B. *daß Kolumbus Amerika entdeckt hat*) und Hypotaxe (z.B. *während Kolumbus Amerika entdeckte*) deutlich getrennt. Im AC dagegen dienen die geläufigen Nominalisatoren *zhi*, *zhe* und *qi* nach unseren grammatischen Begriffen sowohl zur Markierung von Nominalisierungen *als auch* zur Markierung hypotaktischer Verbindungen zwischen zwei Sätzen. Genau dies würden wir aber erwarten, wenn im AC »Subjekt-sein« in Wirklichkeit oft »untergeordneter (Kurzsatz)-sein« bedeutet.

Die profunde Verbindung von Hypotaxe und Nominalisierung wird

in der Grammatik des AC nirgends anschaulicher als in der Verwendung der AC-Nominalisatoren zur Markierung hypotaktischer Satzverbindungen.

A Der Nominalisator *zhi*

»Nominalisierung durch *zhi* ist im AC ein weitverbreitetes Phänomen. Durch Nominalisierung wird ein ursprünglicher Satz oft zum »Subjekt« eines übergeordneten Satzes:

(47) a + KÖNIG NICHT KÖNIG: »Herr König verhalten sich in unköniglicher Weise.«

b

王之不王不為也

wang zhi bu wang bu wei ye

KÖNIG *zhi* NICHT KÖNIG NICHT TUN *ye*:

»Das unkönigliche Verhalten Eurer königlichen Hoheit ist ein Fall von 'nicht Tun'.« Meng 1A7

Man beachte, daß wir auch übersetzen könnten: »Wenn Eure königliche Hoheit sich unköniglich verhält, dann ist das ein Fall von 'nicht Tun'.« Oder auch: 'Daß Eure königliche Hoheit sich unköniglich verhält, ist ein Fall von »nicht Tun«.'

In unserem Zusammenhang kommt es nun darauf an, daß *zhi* auch als Markierer von eindeutigen untergeordneten Sätzen fungiert:

(48)

雖晉之強能逆

sui Jin zhi qiang neng ni
OBWOHL JIN *zhi* STARK KÖNNEN ZUWIDERHANDELN

天乎

tian hu

HIMMEL *hu*: »Obwohl Jin ein starker Staat ist, kann es dem Himmel zuwiderhandeln?« Zu Xuan 15, Legge 325

(49)

君之視臣如手足

jun zhi shi chen ru shou zu
 HERRSCHER zhi BETRACHTEN UNTERTAN WIE HAND FUSS

則臣視君如腹

ze chen shi jun ru
 DANN UNTERTAN BETRACHTEN HERRSCHER WIE

心

fu xin

MAGEN HERZ: »Wenn der Herrscher seine Untertanen so sehr schätzt wie seine Hände und Füße, dann werden seine Untertanen ihn so hoch schätzen wie ihren Magen und ihr Herz.« Meng 4B3

Bisweilen wird die Subordination eines Satzes nur durch *zhi* und nicht durch andere Satzkonjunktionen ausgedrückt:

(50)

晉侯之立公不朝

Jin hou zhi li gong bu chao
 JIN FÜRST zhi THRONBESTEIGEN HERZOG NICHT PALAST:

»Bei der Inthronisation des Herrschers von Jin fand sich der Herzog nicht im Palast ein.« Zuo Xuan 7

Man beachte, daß wir auch übersetzen könnten: »Als der Fürst von Jin den Thron bestieg, fand sich der Herzog nicht im Palast ein.«

Zhi bildet auch Konditionalsätze:

(51)

皮之不存毛將焉

pi zhi bu cun mao jiang an
 HAUT zhi NICHT FORTBESTEHEN HAAR WERDEN WO

傅

fu

ANLEHNEN: »Wenn die Haut nicht mehr da ist, wo sollen dann die Haare sitzen?« Zuo Xi 14

Oft bleibt dagegen das konditionale Verhältnis zwischen zwei Sätzen im AC ganz unmarkiert:

(52)

種麥得麥

zhong mai de mai

SÄEN WEIZEN ERLANGEN WEIZEN: »Wenn man Weizen sät,

dann erntet man Weizen.« LS 19.1

Interessanterweise könnten wir auch übersetzen: »Wer Weizen sät, wird Weizen ernten.«

Typischerweise wird auch der vorausgesetzte, unkontroverse Teil einer Frage durch *zhi* nominalisiert:

(53)

士之不聽諸侯何也

shi zhi bu tuo zhu hou ho ye
 RITTER zhi NICHT ANVERTRAUEN KURFÜRST WARUM ye:

»Warum haben die Ritter kein Vertrauen zu einem Kurfürsten?«

Meng 5B6, vgl. Meng 3B3

Wir könnten auch übersetzen: »Daß die Ritter einem Kurfürsten nicht vertrauen, warum ist das so?« Oder: »Wenn die Ritter einem Kurfürsten nicht vertrauen, warum ist das der Fall?«

Nominalisierung durch *zhi* scheint oft von Hypotaxe durch *zhi* schwer zu unterscheiden. Der Verdacht verfestigt sich, daß Nominalisierung durch *zhi* mit Hypotaxe und Satzeinbettung im engen Zusammenhang steht.

B *Der Nominalisator zhe*

Oft steht *zhe* hinter dem »Subjekt« eines Satzes:

(54)

知者利仁

zhi zhe li ren

WISSEN *zhe* VORTEIL GUT: »Der Kluge sieht seinen Vorteil in Güte.« LY 4.2

Man kann aber eben auch übersetzen: »Wenn einer klug ist, dann sieht er seinen Vorteil in Güte.«

Auch hinter einer Verb/Objekt-Konstruktion ist *zhe* geläufig:

(55)

生生者不生

sheng sheng zhe bu sheng

LEBEN LEBEN *zhe* NICHT LEBEN: »Das, was den Lebewesen Leben gibt, lebt nicht selbst.« Zhuang 6.42

Man kann wieder übersetzen: »Wenn etwas das Lebende lebendig macht, dann ist es nicht selber lebendig.«

In manchen Zusammenhängen ist *zhe* eindeutig Nominalisator und nicht hypotaktische Satzpartikel:

(56)

衣敝緇袍与衣狐

yi bi wen pao yu yi hu
TRAGEN ZERSCHLISSEN HANF ROCK MIT (TRAGEN FUCHS

貂者立而不耻者

luo zhe li er bu chi zhe
LUCHS *zhe* STEHEN UND NICHT SICH-SCHÄMEN *zhe*...

»Einen zerschlossenen Hanfrock tragend mit einem Mann im Pelzrock zusammenstehen und sich dabei nicht zu schämen: (so einer, der das vermag, ist Yu)« LY 9.27

TRAGEN FUCHS LUCHS *zhe* ist hier Objekt einer Präposition. Dieses *zhe* ist eindeutiger Nominalisator.

In anderen Zusammenhängen ist *zhe* ebenso eindeutig hypotaktische Satzpartikel:

(57)

魯無君子者斯焉取斯

Lu wu jun zi zhe si yan qu si
LU MANGELN EDELMANN *zhe* DIES WIE WÄHLEN DIES:

»Wenn es in Lu keine Edelleute gäbe, wie hätten sie dann diesen Mann gewählt?« LY 5.3

(58)

故從山上望牛者

gu cong shan shang wang niu zhe
DAHER VON BERG OBEN ANBLICKEN WASSERBÜFFEL *zhe*

如羊

ru yang

WIE SCHAF: »Wenn man daher von einer Bergkuppe auf einen Wasserbüffel herabblickt, dann gleicht er einem Schaf.« Xun 21.71
Nach landläufiger Auffassung von *zhe* als Nominalisator müßte man hier wohl übersetzen: »Wer daher von einer Bergkuppe auf einen Wasserbüffel herabblickt, der ist ein Schafskopf.«
Für den Fall, daß jemand der Versuchung erliegen könnte, durch Postulieren einer Pause hinter ANBLICKEN etwa zu übersetzen: »Wenn man von einer Bergkuppe herabblickt, dann gleicht ein Wasserbüffel einem Schaf« und *zhe* als Markierung des Subjekts WASSERBÜFFEL zu verstehen, füge ich ein Parallelbeispiel hinzu:

(59)

從山下望木者六仞

cong shan xia wang mu zhe liu ren
VON BERG UNTEN ANBLICKEN BAUM *zhe* SECHS KLAFTER

之木如箸

zhi mu ru zhu

zhi BAUM WIE ESSTÄBCHEN: »Wenn man vom Fuße eines Berges aus zu den Bäumen hinaufschaut, dann gleicht ein sechs Klafter großer Baum einem Esstäbchen.« Xun 21.71
In einem Zwitterzustand zwischen nominalisierender und hypotaktischer Funktion scheint *zhe* in dem folgenden aufschlußreichen Beispiel zu schweben:

(60)

力不足者中道而廢

li bu zu zhe zhong dao er fei

KRAFT NICHT AUSREICHEN *zhe* MITTE WEG UND AUFGEBEN:
»Wenn deine Kraft nicht ausreichte, dann würdest du mitten unterwegs aufgeben.« LY 6.12
Hier könnte man *zhe* auch nominalisierend auffassen und übersetzen: »Der Schlappschwanz würde mitten unterwegs aufgeben.«
Wie *zhi*, markiert auch *zhe* den vorausgesetzten, nicht kontroversen Teil einer Frage:

(61)

不見公者何

bu jian gong zhe he

NICHT SEHEN HERZOG *zhe* WARUM: Warum hat er den Herzog nicht besucht?« GY Cheng 16.8 (Vgl. auch Meng 2A2, Legge 528 für ein ähnliches Beispiel)
Was nun anscheinend alle Verwendungen von *zhe* miteinander gemeinsam haben, ist dies: sie markieren semantische Elemente eines Satzes als bekannt oder für den Augenblick als gegeben vorausgesetzt. Um mit der Prager Linguistenschule zu sprechen: *zhe* markiert semantische Elemente mit vergleichsweise geringem *communicative dynamism*. Oder auf Englisch ausgedrückt: *zhe sets the semantic stage for a discourse*.

Eine Passage aus dem Lao Zi macht die Grundfunktion von *zhe* besonders schön anschaulich:

(62)

善者吾善之

shan zhe wu shan zhi
GUT *zhe* ICH GUT ES

不善者吾亦善之

bu shan zhe wu yi shan zhi
NICHT GUT zhe ICH AUCH GUT ES:

»Wenn etwas als gut gilt, dann halte ich es für gut; wenn etwas nicht als gut gilt, dann halte ich es auch für gut.« Lao 49

Man kann natürlich wieder übersetzen: »Das Gute halte ich für gut, das Böse halte ich ebenso für gut.«

Auf den ersten Blick sieht der zweite Teil dieser Passage aus wie ein Widerspruch in sich. Die Gründe dafür, daß er keinen logischen Widerspruch ausdrückt, sind für das Verständnis der Partikel *zhe* hoch interessant: Lao Zi sagt hier nämlich nicht, daß er etwas zugleich für gut und für nicht gut hält. Vielmehr *setzt er voraus*, daß gewisse Dinge als GUT und andere als NICHT GUT gelten, und er markiert diese Voraussetzung durch *zhe*. Behaupten tut Lao Zi auf der anderen Seite, daß die landläufige Unterscheidung zwischen Gut und Böse für ihn keine Realität hat, daß er ihr nicht zustimmt.

Wenn man diese subordinierende Funktion von *zhe* erst einmal recht verstanden hat, wird auch der folgende Satz, an dem Gabelentz 1888:615 verzweifelt, leicht verständlich:

(63)

知其愚者非大愚

zhi qi yu zhe fei da yu

WISSEN SEIN DUMM zhe NICHT GROSS DUMM: »Wenn einer seine Dummheit kennt, dann ist das nicht die große Dummheit.« Zhuang 12.88

(Zur Verwendung des Nominalisators *suo* als Satzkonjunktion vgl. Harbsmeier 1978, Kapitel IV.)

Der Nominalisator *qi*

Das Wort *qi* läßt sich als eine Fusion eines Demonstrativpronomens mit der Partikel *zhi* verstehen. Wenn *zhi* sowohl Nominalisierung als auch Subordination markiert, dann könnte man erwarten, daß auch *qi* Grammatiken und Lehrbüchern des Altchinesischen zum Trotz die gleiche Doppelfunktion hat.

Dies ist in der Tat der Fall. Es läßt sich an den folgenden beiden Beispielen anschaulich machen:

(64)

人之生也柔弱

ren zhi sheng ye rou ruo
MENSCH zhi LEBEN ye WEICH SCHWACH

其死也堅強

qi si ye jian qiang

SEIN STERBEN ye HART STARK: »Während er lebt ist der Mensch weich und schwach; wenn er gestorben ist, dann ist er hart und stark.« Lao 76

(65)

其生也榮

qi sheng ye rong
SEIN LEBEN ye RUHMVOLL

其死也哀

qi si ye ai

SEIN STERBEN ye KLAGEN: »Sein Leben war ruhmreich, sein Tod beklagenswert.« LY 19.25

Ohne jeden Zweifel will Lao Zi in (64) nicht sagen, daß das Menschenleben weich, der Tod dagegen hart sei. Dagegen können wir (65) auch so interpretieren: »Als er am Leben war, war er ruhmreich; als er starb, wurde er umtrauert.«

Der Philosoph Zhuang Zi scheint mit der hier besprochenen Doppeldeutigkeit im folgenden Beispiel zu spielen:

(66)

其生可樂

qi sheng ke le
SEIN LEBEN KÖNNEN SICH-FREUEN

其死可葬

qi si ke zang

SEIN STERBEN KÖNNEN BEGRABEN: »Wenn dort einer geboren wird, soll man sich daran freuen; wenn einer gestorben ist, soll man ihn begraben (und nicht etwa trauern). Zhuang 20.16

Hier könnte man nun womöglich auch übersetzen: »An den Lebenden soll man sich freuen, die Toten soll man begraben.«

Für das rechte Verständnis der Subordination durch *qi* im AC scheint mir das folgende Beispiel ganz besonders aufschlußreich:

(67)

天下之人得議之

tianxia zhi ren de yi zhi
WELT zhi MENSCH ERLANGEN DISKUTIEREN ES.

其議人異無定

qi yi ren yi wu ding
qi DISKUTIEREN MENSCH VERSCHIEDEN MANGELN BESTIMMT:

»Dann gelangt die Bevölkerung des Reiches dahin, daß sie die Gesetze

diskutieren. Wenn sie aber die Gesetze diskutieren, dann geht jeder seine eigenen Wege und es fehlt an Sicherheit.« SJ 190

Was durch *qi* nominalisiert oder subordiniert wird, wird im AC typischerweise als gegeben, hypothetisch oder jedenfalls im Augenblick nicht kontrovers aufgefaßt.

Subordiniertes *qi* ist im AC durchaus nicht selten:

(68)

其寐也魂交

qi wei ye hun jiao

SEIN SCHLAFEN ye GEIST IN-KONTAKT-TRETEN:

»Wenn man schläft, dann tritt der Geist in Kontakt mit anderen Dingen.« Zhuang 2.11

(69)

其覺也形開

qi jue ye xing kai

SEIN WACHEN ye KÖRPER ÖFFNEN: »Wenn man erwacht, dann öffnet sich der Körper.« Zhuang 2.11 (Vgl. auch Zhuang 6.6 und Zhuang 15.13)

Zusammenfassung

Aus den in diesem Kapitel vorgelegten Erwägungen und Beispielen ergeben sich meines Erachtens einige wichtige Resultate für die sprachphilosophische Diskussion über Subjekt und Prädikat.

1. Der Subjekt/Prädikat-Satz ist im AC nicht die deutlich bevorzugte Satzform.
2. Allgemein sind im AC mögliche »Subjekte« nicht grammatisch auf die Rolle als Subjekt spezialisiert. Sie können vielmehr auch als Prädikat fungieren.
3. Die enge Subjekt/Prädikat-Verbindung ist im AC oft grammatisch

nicht von der loseren Thema/Rhema-Verbindung zu unterscheiden.

4. Die Unterscheidung zwischen Subjekt/Prädikat-Satz und einer Verbindung von zwei Kurzsätzen scheint im AC oft willkürlich.
5. Die Charakterisierung von Subjekten und Themen im AC durch grammatische Partikeln deutet darauf hin, daß sich viele Subjekte und Themen am besten als untergeordnete Kurzsätze auffassen lassen, die typisch Vorausgesetztes oder kommunikativ nicht Zentrales mitteilen.
6. Die grammatische Analyse vieler AC-Sätze als Konstruktionen aus Kurzsätzen scheint oft im auffallenden Einklang mit landläufigen logischen Analysen der durch die entsprechenden AC-Sätze gemachten Aussagen zu stehen.

Schlußbetrachtungen

In der Einleitung habe ich diese Arbeit als einen ersten Anlauf bezeichnet. Hier will ich nun nicht vorgeben, im ersten Anlauf zur Weisheit letztem Schluß über die sprachphilosophische Bedeutung des AC gelangt zu sein. Diese Schlußbetrachtungen sind mit Vorsicht zu genießen. Sie deuten sprachphilosophische Perspektiven nur an, die im einzelnen auszudiskutieren weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde.

Bevor ich mich nun aber an solche allgemeinen Erwägungen heranwage, will ich — dem Ansatz dieses Buches getreu — dem Leser einige Gedanken vorstellen, die sich die alten Chinesen selber über (ihre) Sprache gemacht haben. Es wird nicht schaden, wenn wir unsere Auffassungen über das Altchinesische vor dem Hintergrund einiger altchinesischer Bemerkungen über das Altchinesische sehen.

1. Auffassungen zur Sprache im alten China

Zwar hat es im alten China keine Sprachwissenschaft im eigentlichen Sinne gegeben, aber die Bedeutung der Sprache war doch gelegentlich Gegenstand der Reflexion:

- (1) Was den Mensch zum Menschen macht, ist die Rede; ein Mensch, der nicht reden kann, wie soll der wirklich ein Mensch sein?

Was die Rede zur Rede macht, ist die Aufrichtigkeit; Rede, die nicht aufrichtig ist, wie soll die wirklich Rede sein? GL Xi 22.4

Der Konfuzianer Xun Zi beschreibt die Rolle der Sprache und ihren Ursprung folgendermaßen:

- (2) Erst wenn die Wirklichkeit nicht ohnehin klar ist, führt man Bezeichnungen ein; erst wenn die Bezeichnungen nicht ohnehin klar sind, führt man Übereinkünfte ein; erst wenn die Überein-

künfte nicht ohnehin klar sind, führt man Erklärungen ein. Erst wenn die Erklärungen nicht ohnehin deutlich sind, führt man theoretische Analysen ein. Xun 22.36

Über die Konventionalität der Sprache äußert sich Xun Zi folgendermaßen:

- (3) Bezeichnungen haben keine feste richtige Anwendung; aufgrund von Übereinkünften bezeichnet man durch sie. Wenn die Übereinkunft festliegt und eine Konvention entstanden ist, dann spricht man von einer »richtigen Anwendung«; wenn man gegen die Übereinkunft verstößt, dann gilt das als eine »nicht richtige Anwendung«.

Den Bezeichnungen entspricht nicht fest eine Wirklichkeit; wenn die Übereinkunft festliegt und eine Konvention entstanden ist, dann spricht man von einer Bezeichnung für eine Wirklichkeit. Xun 22.25

Den Zusammenhang zwischen Bezeichnung und Wirklichkeit stellen die Mohisten ganz formal folgendermaßen dar:

- (4) Das, wodurch wir benennen, ist die Bezeichnung. Das, was wir benennen, ist die Wirklichkeit. Mo 42.37

Den altchinesischen Logikern wird gern vorgeworfen, daß sie sich zu sehr für Worte, zu wenig für Wirklichkeit interessieren:

- (5) (Der Logiker) Hui Zi hatte Worte wie Scheuklappen vor den Augen und wußte nichts von der Wirklichkeit. Xun 21.22

Die mohistischen Logiker unterscheiden scharf zwischen Bezeichnung (*ming*) und Satz (*ci*):

- (6) Durch Bezeichnungen nehmen wir auf Wirklichkeit bezug; durch Sätze drücken wir Gedanken aus. Mo 45.2

Primär gilt den alten Chinesen die Sprache anscheinend nicht zur Darstellung von Sachverhalten sondern als Instrument der Kommunikation:

- (7) Rede ist dazu da, Gedanken mitzuteilen. LSCQ 18.4

- (8) Allgemein ist Rede dazu da, daß man sich durch sie mitteilt. LSCQ 18.5

- (9) Durch Reden teilt man sich anderen mit; durch Hören empfängt man Mitteilungen von anderen. HNT 20.20 b

Gegenüber dem mitgeteilten Gedanken ist die Rede selber sekundär:

- (10) Wörter und Sätze sind Boten des Willens und des Gedankens; wenn sie zum Verständnis hingereicht haben, dann läßt man sie links liegen. Xun 22.49

- (11) Rede ist nur das Äußere des Gedankens. Es wäre widersinnig, wenn man sich an das Äußere halten und den Gedanken vernachlässigen wollte. Daher haben die Alten die Wörter links liegen gelassen, sobald sie den Gedanken gefaßt hatten. Man hört Rede, um den Gedanken in den Blick zu bekommen. Wenn man Rede hört und der Gedanke unverständlich bleibt, dann hätten es genauso gut die entgegengesetzten Worte sein können. LSCQ 18.4 (Wilhelm 303)

Dieses Thema gefällt natürlich den mystisch gesonnenen Taoisten:

- (12) Mit Netzen fängt man Fische ein:

Hat man die Fische, vergißt man das Netz.

Mit Fallen fängt man den Hasen ein:

Hat man den Hasen, vergißt man die Falle.

Mit Reden fängt man Gedanken ein:

Hat man den Gedanken, vergißt man die Reden.

Wie soll ich jemanden finden, der die Reden vergißt, um mit ihm zu reden? Zhuang 26.48

Mit Genuß schwelgt Zhuang Zi in der Unzulänglichkeit von Schrift und Sprache:

- (13) Die Leute reden am liebsten von Büchern. Aber Bücher gehen über Worte nicht hinaus. Wichtiger aber als die Worte ist der Gedanke. Und der Gedanke hat wieder etwas, worauf er hinauswill. Dasjenige nun, worauf der Gedanke hinauswill, läßt sich nicht mit Worten mitteilen. Aber weil die Leute Worte hochschätzen, überliefern sie die Bücher. Die Leute schätzen die Worte, aber ich kann mich nicht dazu bringen, sie zu schätzen; denn was die Leute da schätzen, ist nicht wirklich wertvoll.

Den Augen sichtbar sind Form und Farbe; den Ohren hörbar sind Worte und Klänge. Wie schade, daß die Menschen dieser Welt meinen, durch Formen, Farben, Wörter und Klänge das Wesen von Objekten erfassen zu können! Da nun Formen, Farben, Wörter und Klänge zur Erkenntnis des Wesens von Objekten unzureichend sind, redet der Kluge nicht; und wer redet, der ist nicht klug. Aber wer in aller Welt weiß das schon?

Der Herzog Huan las in einem Band oben im Saal. Der Wagner Flach machte ein Rad unten im Hof. Er legte Hammer und Meißel beiseite, stieg hinan, befragte den Herzog Huan und sprach: »Darf ich fragen, was das für Worte sind, die Eure Hoheit lesen?«

Der Herzog sprach: »Es sind der Heiligen Worte.«

Jener sprach: »Leben denn die Heiligen noch?«

Der Herzog sprach: »Sie sind schon lange tot.«

Jener sprach: »Dann ist also das, was Eure Hoheit lesen, nur Abfall und Hefe der Männer der alten Zeit?«

Der Herzog Huan sprach: »Was Wir lesen, wie darf ein Wagner das kritisieren? Wenn du etwas zu sagen hast, so mag es hingehen; wenn du nichts zu sagen hast, so mußt du sterben.«

Der Wagner Flach sprach: »Euer Knecht betrachtet es vom Standpunkt des Berufes aus. Wenn man beim Rädermachen zu bequem ist, so nimmt man's zu leicht, und es wird nicht fest.

Ist man zu eilig, so macht man zu schnell, und es paßt nicht.

Ist man weder zu bequem noch zu eilig, so bekommt man's in die Hand und das Werk entspricht der Absicht. Man kann es

mit Worten nicht beschreiben, es ist ein Kunstgriff dabei. Ich

kann es meinem eigenen Sohn nicht sagen, und mein eigener

Sohn kann es von mir nicht lernen. So bin ich nun schon sieben-

zig Jahre und mache in meinem Alter immer noch Räder. Die

Männer des Altertums nahmen das, was sie nicht mitteilen

konnten, mit sich in's Grab. So ist also das, was Eure Hoheit

lesen, wirklich nur Abfall und Hefe der Männer des Altertums.

Zhuang 13.64 (Cf. Wilhelm 1969:153)

In einem mehr theoretischen Zusammenhang sagt Zhuang Zi:

(14) Nun ist Rede nicht bloß ein Luftschwall. In der Rede wird etwas gesagt. Aber was da gesagt wird, bleibt unbestimmt. Ist also am Ende etwas gesagt oder nicht? Ist Rede vom Vogelsang verschieden? Gibt es da etwas zu analysieren oder nicht? Zhuang 2.23 (Vgl. Graham 1970:152)

Das Buch der Wandlungen bringt den Vorbehalt gegenüber der Sprache auf eine lapidare Formel, die mit Recht berühmt geworden ist:

(15) Schrift stellt Rede nicht vollständig dar. Rede stellt Gedanken nicht vollständig dar. Yi, Xi Ci 1.12

2. Sprachuniversalien

Die vorliegende Arbeit hat gezeigt, daß einstweilen angesichts unserer fast enzyklopädischen Ignoranz im Hinblick auf die philosophische Grammatik »exotischer« Sprachen sehr viel Bescheidenheit und Zurückhaltung im Urteil über grundlegende Sprachuniversalien angebracht ist.

Eine repräsentative Arbeit über Universalien ist Uspenskij 1965. Er geht typischerweise ganz schlicht davon aus, daß die Elemente jeder Sprache in Wurzelemente und Hilfselemente eingeteilt werden können. (Uspenskij 1965:262) Wie wir gesehen haben, wirft aber schon diese ganz grundlegende Unterscheidung im AC durchaus *systematische* Schwierigkeiten auf. Wir sind eher geneigt, von einer Skala der Grammatikalisierung in dieser Sprache zu sprechen.

Uspenskij 1965:246 fragt sich, in *welche* diskreten Wortarten sich das Wortmaterial verschiedener Sprachen einteilen läßt. Aber wie wir gesehen haben, ist schon fraglich, ob es im AC *überhaupt* diskrete Klassen von funktional spezialisierten Wörtern gibt, so daß jedes Wort zu einer dieser Klassen gehören muß. Wir sind vielmehr geneigt im AC von funktionalen Präferenzen von Wörtern zu sprechen.

Schon Uspenskijs grundlegende Unterscheidungen und Fragestellungen scheinen mir einseitig zu sein. Gegenüber seinen Ergebnissen fühle ich mich zu erheblicher Skepsis berechtigt.

Jedenfalls darf man nach meiner Meinung Sprachuniversalien nicht einfach suchen wollen, indem man bloß die Anwendbarkeit unserer Theorien auf fremde Sprachen prüft. Fremde Sprachen genauso ernst zu nehmen wie die eigene, das bedeutet, daß man sich der Sprache so vorurteilslos wie möglich nähert, und zwar ohne einen festen Katalog von Fragen in der Tasche.

Chomsky 1965:28 interessiert sich typischerweise nur dafür, ob seine Verallgemeinerungen über natürliche Sprachen durch die tatsächliche Verschiedenheit der natürlichen Sprachen widerlegt werden oder nicht. Aber in dieser Fragestellung liegt schon eine gewichtige Vorentscheidung: fremde Sprachen müssen hier nur zur Bestätigung oder Widerlegung von vorgegebenen Theorien herhalten, derer Grundzüge anhand des Englischen entwickelt werden. (Überspitzt gesagt ist das, als wollte man allgemeine Religionsphilosophie betreiben, indem man allen möglichen Völkern das christliche Glaubensbekenntnis vorträgt, und sie jeweils mit »wahr« oder »falsch« auf jeden Satz antworten läßt.) Im allgemeinen spricht nun aber gar nichts dafür, daß das Englische oder Deutsche für natürliche Sprachen im allgemeinen besonders typisch wäre.

Angesichts des in dieser Arbeit vorgelegten Materials stellt sich eine weitere Frage mit besonderer Deutlichkeit: was genau *meinen* wir eigentlich damit, wenn wir uns gewohnte Begriffe wie z. B. »Verb«, »Passiv«, »Präposition«, »Suffix« etc. auf fremde Sprachen wie das AC anwenden? Quine 1970:20 behauptet, daß grundsätzlich fast alle grammatischen Begriffe für jede Sprache neu zu definieren sind: »In doing the grammar of a particular language we formally demarcate the class of strings belonging to the language; and in order to implement a recursion for this purpose we formally specify certain helpful classes and certain constructions. If we call these classes grammatical categories we are merely labeling the lot conveniently for the purpose

of our grammatical enterprise in the particular language; and if we use the same phrase in connection with the grammar of another language, this is only a matter of family resemblance whereof no capital need be made. On this view there is no sense in wondering what the grammatical categories of some strange language might prove to be; the notion is immanent . . . «

Man wird hier vom linguistischen Standpunkt hinzufügen wollen, daß der *genetische* Zusammenhang zwischen Phänomenen in verschiedenen Sprachen, z. B. zwischen dem Passiv im Lateinischen und Griechischen, den Gebrauch derselben Begriffe für verschiedene Sprachen jedenfalls nahegelegt. Aber an entscheidenden Punkten läßt die vorgelegte Untersuchung zur philosophischen Grammatik des AC Quines grundsätzliche Haltung plausibel erscheinen. Und zwar nicht nur deshalb, weil abstrakte theoretische Argumente dafür sprechen.

Quines Erwägungen erweisen sich für die *Praxis* der grammatischen Analyse des Altchinesischen als relevant. Nehmen wir zum Beispiel an, ein Universalienforscher kommt mit einem Fragebogen an und will wissen, ob es im AC Verben gibt, ja oder nein. Was ist dann angesichts der in Kapitel IV vorgelegten Erwägungen damit geleistet, daß ich mein Kreuzchen irgendwo hinsetze? Das Kreuzchen versteht doch wieder nur, wer sich eingehender mit dem AC beschäftigt hat. Und selbst wenn der Universalienforscher klüger fragt, ob es in AC-Sätzen Wörter gibt, die verbal fungieren, müßte ich meine Antwort mit allen möglichen Einschränkungen und Anmerkungen versehen. Denn es ergibt sich doch wohl aus Kapitel IV, daß die Verbalität von AC-Verben nicht einfach dasselbe ist wie die Verbalität von altgriechischen Verben. Ganz sicher spielt der Begriff des Verbs im AC eine ganz andere Rolle als im Griechischen. Jachontov 1967:77 sieht sich bezeichnenderweise zu der lapidaren Feststellung genötigt: »Die Merkmale derselben Redeteile können in verschiedenen Sprachen vollkommen verschieden sein.« Dies gilt nach Jachontov in größerem Maße für morphologische Merkmale, aber eben *auch* für syntaktische, funktionale Merkmale.

Wo käme eigentlich der Universalienforscher hin, wenn jeder seiner Informanten anfangen wollte, sein Kreuzchen mit einer langen Anmerkung zu versehen? Wie sollten sich solche Anmerkungen in Tabellen kondensieren lassen? Und letzten Endes: würde sich der Universalienforscher nicht am besten gleich als Herausgeber einer Schriftenreihe zur deskriptiven Linguistik betätigen?

Es bedarf nun gewiß nicht des Studiums des AC, um solche Fragen zu stellen. Sie sind auch wahrhaftig für allgemeinen Sprachwissenschaftler nicht neu. Aber das Drängende und Beunruhigende in diesen Fragen wird doch anhand einer Sprache wie dem AC besonders gut anschaulich.

Fremde Sprachen sind eben in mancher Hinsicht wie fremde Menschen: man kann für sie jeweils wesentliche und beantwortbare Fragen erst dann stellen, wenn man sie einigermaßen gut kennengelernt hat. Die Universalienforschung scheint mir dagegen vorauszusetzen, daß man dieselben Fragen an alle natürlichen Sprachen herantragen kann. Denn nur wenn *dieselben Fragen* gestellt worden sind, sind die Antworten systematisch vergleichbar und statistisch auswertbar. Aber wie wir an den Beispielen der Verben, des Passivs und der Präpositionen etc. gesehen haben, erhält »dieselbe« Frage oft schon dadurch eine verschiedene Bedeutung, daß sie im Hinblick auf verschiedene Sprachen gestellt wird.

3. Das Kontinuum

Matisoff 1973:xlviiii schreibt: »I am increasingly impressed by the *continuum* as a better characterization of linguistic structure than the 'all-or-none' model.« Zu diesem Ergebnis kommt Matisoff aufgrund eines eingehenden Studiums der Lahu-Sprache.

In seinem Büchlein *Generality, Gradience and the All-Or-None* hat auch Bolinger auf die Bedeutung des Kontinuums für die Beschreibung vieler Phänomene im Englischen hingewiesen. In seinem Auf-

satz *Syntactic Blends and Other Matters* faßt er seine Beobachtungen folgendermaßen zusammen: »A grammar that hopes to reflect the creativity in language should not overlook the genuinely active zones where the coordinates themselves are yielding -not in the diachronic sense, but dynamically, here and now.« (Bolinger 1961a:221)

Sogar einige generative Grammatiker sind in neuerer Zeit auf diese Problematik aufmerksam geworden. In seinem Aufsatz *The Category Squish, Endstation Hauptwort* nähert sich Ross dem Begriff des kategorialen Kontinuums.¹ (Ross 1972)

Das Altchinesische scheint mir nun handfestere und anschaulichere Belege für die Bedeutung des Kontinuumbegriffs in der Grammatik zu bieten, als das Englische oder das Lahu. Immer wieder haben wir in den vorangehenden Kapiteln gesehen, daß wir es im AC nicht nur mit verwischten Grenzen zwischen Kategorien zu tun haben, nicht nur mit schwer entscheidbaren kategorialen Grenzfällen, sondern mit kategorialen oder strukturellen Kontinua.

Das fängt schon mit dem Begriff des *Grammatikalität* an: selbstverständlich gibt es im AC Wortfolgen, die ganz offenbar geläufige Sätze, akzeptable Sätze, grammatisch korrekte Sätze darstellen. Auf der anderen Seite gibt es auch Wortfolgen, die ebenso eindeutig Wortsalat sind. Aber *viel* größer als etwa im Englischen oder im Griechischen ist die Klasse der Wortfolgen, die nur in gewissen Zusammenhängen als Sätze akzeptabel sind. Wenn ich meinen chinesischen Meister frage, ob man X auf altchinesisch sagen kann, dann fragt er in den allermeisten Fällen sofort zurück: In welchem Zusammenhang? Mit wel-

1. Einige Überlegungen von Engels zum Thema »Kontinuum« scheinen mir hier überaus relevant zu sein:
 »Hard and fast lines mit der Entwicklungstheorie unverträglich — sogar die Grenzlinie zwischen Wirbeltieren und Wirbellosen schon nicht mehr fest, ebensowenig die zwischen Fischen und Amphibien, und die zwischen Vögeln und Reptilien verschwindet täglich mehr und mehr.« Marx und Engels, Gesammelte Werke, Berlin 1962, Bd. 20, Seite 482. Nur unter der Annahme eines strukturellen Kontinuums wird für meine Begriffe die *Evolution* syntaktischer Strukturen wirklich verständlich.

cher Bedeutung? Grammatikalität ist für ihn nicht eine Eigenschaft von Sätzen als solchen sondern eine Relation zwischen Satz, Interpretation und Kontext. Eine Theorie der Grammatikalität im Altchinesischen ist also in ganz elementarer Weise zugleich eine Theorie der Kommunikationskontexte. Dem Versuch, Grammatikalität rekursiv und pragmatisch kontextfrei im Hinblick auf das AC zu klären, geht jede Plausibilität ab. Besser noch als das Englische liefert das AC Anschauungsmaterial für Lakoffs These von der Verflochtenheit von Pragmatik und Grammatik. (Cf. z. B. Lakoff 1974)

Wenn das Entbehrlichkeitsprinzip für das AC gilt, wenn also genau das grammatisch fakultativ ist, was im Kommunikationszusammenhang redundant ist, dann hängt im AC Grammatikalität schon formal gesehen in ganz zentraler Weise vom Kontext ab. Man ist versucht hinzuzufügen: je spezifischer der Kontext, der erforderlich ist, damit ein AC-Satz akzeptabel wird, desto weniger läßt sich seine Grammatikalität rekursiv definieren.

Der *Wortbegriff* ist zweifellos von einiger Bedeutung für die allgemeine Sprachwissenschaft. Lyons 1968:194-206 faßt landläufige Auffassungen zum Problem des Wortes zusammen. Er vertritt selber die Auffassung, daß Sprecher aller Sprachen ihre Sätze in Wörter einteilen können: »Whatever else we may say about the word as a linguistic unit, we must reject the view which has sometimes been advanced that »primitive languages« do not have words ... The habit of reading and writing, especially in a complex, industrialized society like our own which is founded on literacy, may well reinforce the native speaker's consciousness of the word as an element of his language (and may also maintain certain inconsistencies: cf. *all right, altogether*); but it certainly does not create his ability to break utterances up into words in the first place.« (1968:199) Schon im Hinblick auf das moderne Chinesische hat Lyons hier schlicht unrecht: *erstens* macht die moderne chinesische Schreibweise keine Wortgrenzen deutlich (wir haben es mit einer *scriptura contunia* zu tun) und *zweitens* liegt eine der großen Schwierigkeiten bei der Romanisierung der chinesischen

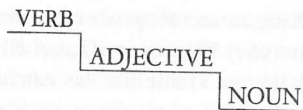
Schrift genau darin, daß man sich weder über Wortgrenzen im Mandarin von vornherein intuitiv auch nur im entferntesten einig ist, *noch* willkürliche aber akzeptable allgemeine Regeln dafür angeben kann, was als Wort zusammengeschrieben werden soll und was nicht. (Vgl. z. B. Lu 1964) Wie ich in Kapitel III gezeigt habe, gilt Ähnliches in noch höherem Grade für das Altchinesische.

Entscheidend in unserem Zusammenhang ist, daß es im AC nicht nur wie etwa im Englischen einige Grenzfälle und Streitfälle gibt, sondern daß wir es im AC mit einer kontinuierlichen Skala (vielleicht mehreren) idiomatischer Assoziation zu tun haben, an deren einem Ende die freie Assoziation von ganz unabhängigen Morphemen (Wörtern) steht, und am anderen Ende das zur Einsilbigkeit verschmolzene zusammengesetzte Wort. Wenn wir dem AC gerecht werden wollen, müssen wir also von Dimensionen der Worthaftigkeit sprechen. Wir dürfen nicht wie gewohnt fragen, ob eine Kombination von Morphemen ein zusammengesetztes Wort ist oder nicht. Vielmehr müssen wir fragen, wie worthaft eng die Assoziation der Morpheme ist.

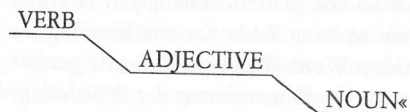
Auch bei der Diskussion des Begriffs der *grammatischen Partikel* in Kapitel IV wird deutlich, daß wir nicht einfach von lexikalischen Wörtern einerseits und grammatischen Partikeln andererseits ausgehen dürfen, sondern daß wir es genau genommen mit einer Skala der Grammatikalisierung zu tun haben, an deren einem Ende die lexikalischen Wörter und am anderen Ende die hochspezialisierten grammatischen Partikeln stehen.

Bei der Erörterung der *Wortarten* im AC sahen wir uns wiederum dazu veranlaßt, von einem Kontinuum funktionaler Präferenzen zu sprechen. Hier wird am AC wieder ein Phänomen anschaulich, daß sich marginal auch im Englischen manifestiert: »Recent studies of the categories themselves show that they are not as compact and exclusive as we have been accustomed to think. Even among such things as nouns there are some that are »nounier« than others, more central to what are felt to be the defining characteristics of nouns. In

the old view the main parts of speech could be pictured as abruptly distinct, like a new staircase:



Instead it has been proposed that they shade into one another like a worn staircase:



(Bolinger 1975:244)

Ähnliches gilt wieder für die Diskussion über Subjekt und Prädikat: Schon im Englischen scheint die harte Unterscheidung zwischen referierenden und nicht referierenden Ausdrücken höchst fraglich. Man vergleiche:

a The bald man has telephoned me.

b The idiot is overtaking me on the left.

The bald man erscheint »referierender« als *the idiot*. Dies wird noch deutlicher, wenn man die folgenden verwandten Sätze miteinander vergleicht:

a' He is a bald man, he has telephoned me.

b' He is an idiot, he is overtaking me on the left.

Es scheint mir plausibel, daß das grammatische Subjekt eines Satzes *mehr oder minder* referierend oder präzisierend sein kann.

Ein Satz im AC ist denn auch nicht *entweder* ein Subjekt/Prädikat-Satz *oder* eine Konstruktion aus mehreren Sätzen: der Übergang zwischen beiden hat sich im Kapitel V als kontinuierlich erwiesen.

Daß sich dieser kontinuierliche Übergang logisch mit uns geläufigen

Mitteln anscheinend kaum darstellen läßt, deutet auf die Grenzen der Ausdrucksfähigkeit der gängigen formalen Sprachen hin, nicht auf die Unfaßbarkeit des Phänomens. In der Tat scheint ja ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen formalen und natürlichen Sprachen in der systematisch-diskreten Struktur der einen und der lebendig-kontinuierlichen Struktur der anderen zu liegen.

4. Kategoriale Grammatik

Charakteristisch für die kategoriale Grammatik ist eine spezifische Auffassung des Lexikons: »Finally, we have a lexicon wherein finitely many expressions — words or word-like morphemes — are assigned to categories.« Lewis 1972:171

Nach Kapitel IV ist aber eine solche Auffassung des Lexikons nur auf Kosten einer systematischen Redundanz des Lexikons aufs AC anwendbar: AC-Wörter haben sich allgemein als systematisch funktional flexibel erwiesen. Die von Lewis 1972 dargelegte Auffassung der allgemeinen Semantik verlangt also an grundlegender Stelle eine durchgreifende Revision, wenn seine General Semantics auch aufs AC anwendbar sein soll.

Solange wir davon ausgehen können, daß alle AC-Wörter *im recht interpretierten Satz* bestimmte kategoriale Funktionen ausüben, sollte eine solche Revision möglich sein. Die Tatsache, daß wir es im AC mit einem kategorialen Kontinuum zu tun zu haben scheinen, verlangt also lediglich eine Modifikation, nicht etwa eine Verwerfung der kategorialen Grammatik.

Anders steht es mit dem strukturellen Kontinuum im AC. Wenn wir z. B. davon ausgehen, daß »transitives Verb« und »Präposition« in der kategorialen Grammatik zwei getrennte Kategorien sind, und wenn wir weiter zugeben, daß eine Reihe von AC-Wörtern im recht interpretierten Satz zwischen verbaler und präpositionaler Verwendung schweben, dann entsteht eine mehr grundlegende Schwierigkeit für

das Programm der General Semantics: wir können das strukturelle Kontinuum im Rahmen der kategorialen Grammatik nicht ohne weiteres darstellen.

Und ganz ähnlich: wenn die kategoriale Grammatik für nominale Subjekte und untergeordnete Sätze verschiedene kategoriale Indices einführt, und wenn wir weiter zugeben, daß im AC viele »Subjekte« im recht interpretierten Satz zwischen der Funktion als nominales Subjekt und als untergeordneter Satz schweben (vgl. Kap. V), dann können wir eine solche Situation wieder im Rahmen einer diskreten kategorialen Grammatik nicht ohne weiteres darstellen.

Der Begriff der Ambiguität jedenfalls wäre zur Beschreibung z. B. der Präpositionen und Subjekte im AC nicht geeignet, eben weil er eine scharfe Alternative postuliert wo wir intuitiv ganz entschieden von einem fließenden Übergang zu sprechen geneigt sind.

Wenn die Anhänger des von David Lewis mit so vorbildlicher Klarheit dargelegten Programms der *General Semantics* jenen Allgemeinheitsanspruch aufrechterhalten wollen, der in seinem Namen liegt, dann werden sie sich ernsthaft mit den hier aufgeworfenen Problemen zu beschäftigen haben.

5. Satz und Gedanke

In seiner vorbildlichen Abhandlung »Der Gedanke — eine logische Untersuchung« schreibt Frege: »Der an sich unsinnliche Gedanke kleidet sich in das sinnliche Gewand des Satzes und wird uns damit faßbarer. Wir sagen, der Satz drücke einen Gedanken aus.« (Frege 1966:33)

Nehmen wir nun einen typischen Aussagesatz aus dem AC:

(1) GEHEN

Unter anderem kann dieser Satz zu der Mitteilung gebraucht werden, daß der Sprecher gerade gehen will, daß der Hörer schon mal zu einem bestimmten Ort gegangen ist, oder daß jemand anders weggehen wird.

Auch für Sätze wie (1) gilt, daß man durch sie oft Gedanken mitteilen will. Aber *drückt* man die Gedanken *aus*, die man da mitteilt? Liegt die Schwierigkeit einer Sprache wie des AC nicht gerade darin, daß die Sätze dieser Sprache als solche typischerweise eben *nicht* in dem uns gewohnten Ausmaß Gedanken *artikulieren*?

Wer altchinesische deskriptive Sätze übersetzt, der bemerkt zu seinem Leidwesen, daß deskriptive AC-Sätze oft für sich genommen (auch ganz abgesehen vom Problem der deiktischen Ausdrücke) eben nicht einen Gedanken ausdrücken, sondern nur das zum Verständnis eines Gedankens durch den intendierten Hörer/Leser im gegebenen Zusammenhang jeweils für notwendig Erachtete ausdrücken. Wir haben das an den Beispielen in Kapitel II gesehen.

Betrachten wir noch einmal (1). Wer darauf bestehen wollte, daß dieser Satz als Aussagesatz eine Aussage ausdrücken muß, der würde ihn womöglich für vieldeutig halten wollen: (1) bedeutet dann 1. Ich gehe, 2. Er ging, 3. Wir werden gehen, etc. etc. Solche Vieldeutigkeit wäre unendlich und willkürlich.

Oder aber er wird die Bedeutung des Satzes (1) für vage erklären: »Der eine oder andere, oder die einen oder anderen, oder jedenfalls irgendetwas geht.« Aber so versteht der Chinese nach allem was wir wissen diesen Satz einfach nicht! Er versteht ihn auch nicht als eine Disjunktion wie: »Da ist, würde, war, oder wird sein ein Gehen.« Den oft weitgehend unterdeterminierten AC-Sätzen wird vielmehr von allen Kommentatoren in jedem Zusammenhang eine jeweils bestimmte Bedeutung zugemessen. (Daß unter den Kommentatoren gelegentlich Uneinigkeit entstehen kann, tut hier nichts zur Sache!)

Könnte man also als Satzbedeutung von (1) angeben so etwas wie: »Du weißt schon wann geht/ging/wird gehen/würde gehen/ etc. du weißt schon wer, du weißt schon wohin?« Der Witz ist aber gerade der, daß die AC-Sätze der besprochenen Art ihre Kontextbezogenheit *nicht* explizit etwa durch deiktische Redeweise ausdrücken, sondern daß sie kontextbezogen *sind*. Sie *sagen* nicht, daß sie beim Leser etwas voraussetzen: *sie setzen es voraus*.

So fremd ist uns das alles denn wieder auch nicht. Vergleichen wir den folgenden Satz:

(2) Rechts, links, jetzt fern, ab, Stand, gut, jetzt hinten links, rechts, Bremse, in Ordnung.

Beim Technischen Überwachungsverein wird jedes dieser Wörter für einen ganzen Satz gebraucht. Wir verstehen die Wörter von dem Kontext her, in den ihr Gebrauch eingebettet ist. Aber in der Schriftsprache kommen Sätze wie (2) in darstellender Sachprosa normalerweise nicht vor. (Sie werden dort nicht *gebraucht*, wohl aber bisweilen — wie hier — *erwähnt*).

Am AC haben wir gelernt, daß es neben dem extrem Kontext-bezogenen empraktischen Gebrauch der Sprache auch einen ebenso extrem Kontext-bezogenen theoretisch-darstellenden Gebrauch von Sprache gibt. Es zeigt sich am AC, daß anakoluthische Brachylogien wie die in (2) *eben nicht* bloß für empraktische Rede wie »Blutwurst der Herr?« charakteristisch sind.

Nun sind die Regeln, nach denen man Sätze wie (2) versteht, nur zum Teil streng linguistischer Art. Daß das ganze sich um Scheinwerfer dreht, versteht man nicht aufgrund von linguistischen Regeln. Die Regeln, denen man folgt, sind Kommunikationsregeln im allerweitesten Sinne.

AC-Sätze erreichen natürlich selten den Grad der Kürze von (1). Aber auch dort scheinen mir die Regeln, nach denen man oft ganz elementare semantische Strukturen bestimmt, nicht eng linguistische Regeln, sondern Kommunikationsregeln im allerweitesten Sinne zu sein. Grammatische Regeln scheinen darüberhinaus oft mit anderen Kommunikationsregeln eng verflochten.

Der Logiker B. Taylor hat nun vorgeschlagen, daß man eine Semantik lediglich für die »vollständigen« AC-Sätze definiert und die anderen nur als reduzierte Formen dieser vollständigen Sätze gelten läßt. Einige Argumente gegen eine solche Auffassung habe ich in Kapitel II vorgelegt. Als Sinologe neige ich nun im Gegenteil eher dazu, redundant vollständige Sätze im AC als marginale linguistische Phänomene

anzusehen, die nur in ganz besonderen Sprechsituationen entstehen: z. B. in möglichst unmißverständlicher wissenschaftlich-darstellender Redeweise, die bewußt auf Explizitheit bedacht ist. Erst auf solche Redeweise sind Freges Reflexionen recht eigentlich anwendbar.

Allem Anschein zum trotz dürfen die obigen Bemerkungen nun aber nicht als Einwand gegen die Philosophie Freges gewertet werden, lediglich als eine Bestätigung der engen Grenzen des Gegenstandsbereichs seines Philosophierens, wie er sie letzten Endes auch selber gesehen hat. Es ging Frege nämlich nicht um Sprache als anthropologisches Phänomen: nicht einmal die Details des deutschen Sprachgebrauchs haben ihn sonderlich interessiert. Schon seine Behandlung deiktischer Ausdrücke ist unsystematisch und wird von Frege anscheinend als marginal empfunden. Die Details anderer Sprachen haben ihn anscheinend überhaupt nicht weiter interessiert. Ihm ging es um Sprache als Mittel einer streng wissenschaftlichen Darstellung von Sachverhalten und — vor allem mathematischen — Theorien. Eben aus *dieser* Rolle der Sprache als Instrument der wissenschaftlichen Erklärung von Sachverhalten und Theorien leitet sich aber ein gut Teil des philosophischen Interesses für Sprache her.

6. Logische Ausdruckskraft

»Logische Ausdruckskraft« ist ein weiter, ein vager Begriff. Ein wichtiger Teil der logischen Ausdruckskraft einer Sprache muß aber doch wohl in Konventionen bestehen, die quantifizierte Aussagen möglich machen. Wir erwarten von jeder ausdrucksfähigen natürlichen Sprache, daß es in ihr Konstruktionen gibt, die Quantifikationen entsprechen. (Im Deutschen sind die üblichen Quantoren »adjektivischer« Art: *alle*, *einige* scheinen oberflächlich besehen zunächst wie Adjektive zu fungieren.)

Statt also die logische Ausdruckskraft des AC im allgemeinen zu erörtern, will ich hier kurz auf die Quantoren im AC eingehen.

Quantifikation im AC folgt in den allermeisten Fällen dem folgenden Schema:

(1) (SUBJEKT) QUANTOR VERBALPHRASE

In Einzelfällen können wir die Konstruktion im Englischen nachbilden:

(2) Languages all have quantifiers.

Im AC sagt man aber auch:

(3)

a Languages some have quantifiers.

(b Languages none have quantifiers.)

c Languages few have quantifiers.

d Languages many have quantifiers.

Oberflächlich besehen gleichen Quantoren im AC Adverbien. Schon ein Gedanke wie

(4) Some cats like all mice.

ist nach diesem Schema schwer auszudrücken. Als nun aber die Mohisten angelegentlich von der Notwendigkeit alle Menschen gleichermaßen zu lieben sprechen wollten, da erwies sich der Mangel an geläufigen Ausdrucksweisen für ein solches Quantifikationsschema durchaus nicht als Hindernis: sie führten kurzerhand adverbiale OBJEKT-QUANTOREN ein. Ein Satz wie

(5) SUBJEKT OBJEKT-QUANTOR VERB OBJEKT

bedeutet dann so viel wie: »Das Subjekt verbt alle Objekte.« Aus der praktischen Notwendigkeit, sich über gewisse Sachverhalte konzise zu verständigen, entstand auf diese Weise eine wesentliche grammatische Bereicherung der Sprache. (Vgl. Harbsmeier 1979, Kap. III)

In diesem Fall scheint mir die grammatische Konvention ganz deutlich instrumentalen Charakter zu haben: sie wurde zur Bewältigung des praktischen Problems der Mitteilung gewisser Inhalte entwickelt. Im Hinblick auf diese grammatische Regel und die Quantifikation gilt eben *nicht*, daß die Chinesen sich sozusagen nur innerhalb des durch ihre Grammatik vorgegebenen Rahmens bewegen konnten. Sie haben sich diejenigen grammatischen Artikulationsmöglichkeiten geschaf-

fen, für die sie in der kommunikativen Praxis Verwendung hatten. Vergleicht man nun aber die quantifikatorische Ausdruckskraft des Englischen mit der des AC, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Englische ganz entschieden ausdruckskräftiger ist. Nehmen wir den folgenden Satz:

(7) No sinologist studies only things that all Chinese and some Japanese know and that every Westerner can only learn from someone who has been taught by some Chinese or Japanese who hates all Westerners.

Ich habe ganz entschieden den Eindruck, daß ich mich nicht nur deswegen außerstande sehe, einen Satz dieses Komplexitätsgrades ins AC zu übersetzen, weil ich nicht genug AC kann. Vielmehr meine ich, daß das AC keine Konventionen zur Artikulation derartiger komplexer semantischer Strukturen an die Hand gibt. Die Notwendigkeit solcher Konventionen hat sich aus der kommunikativen Praxis der alten Chinesen nicht ergeben.

Bezeichnenderweise haben sich nun aber in der Geschichte der chinesischen Sprache eine Reihe von adjektivischen Quantoren (*mei ge, yiqie, ge, youde* etc.) entwickelt, so daß sich die quantifikatorische Ausdruckskraft der Sprache im Verlauf ihrer Geschichte zweifellos vergrößert hat.

7. Diachronische Perspektiven

Im letzten Abschnitt habe ich angedeutet, wie sich gewisse grammatische Konventionen zum Ausdruck von quantifizierten Aussagen aus der praktischen Notwendigkeit der Mitteilung gewisser komplexer Gedanken ergeben haben; wie also diese grammatischen Konventionen in einem wichtigen Sinne Instrument-Charakter haben.

Dieser Gedanke läßt sich noch weiter verallgemeinern: einige Haupttendenzen in der Entwicklung der chinesischen Sprache lassen sich zum guten Teil als Resultat der praktischen Notwendigkeit der Artikulation zunehmend komplexer Gedanken auffassen.

Betrachten wir die folgenden Haupttendenzen in der grammatischen Entwicklung der chinesischen Sprache:

- 1) Zunehmende Grammatikalisierung gewisser Wörter
 - 2) Zunehmende Spezialisierung gewisser Wörter auf bestimmte grammatische Funktionen
 - 3) Zunehmende Differenzierung zwischen Morphologie und Syntax
 - 4) Zunehmend komplexe morphologische Modifizierung von Verben.
- Soweit ich weiß, sind Entwicklungstendenzen dieser Art bis jetzt immer einfach als »Strukturwandel« der chinesischen Sprache aufgefaßt worden. Typischerweise tabuliert der große Grammatiker Zhou Fagao in »Stages in the Development of the Chinese Language« einfach augenfällige Strukturveränderungen des Chinesischen in den letzten 3000 Jahren.

Wenn wir nun aber unsere anhand der Quantifizierung entwickelten Gedanken auch hier in Anwendung bringen, dann werden sich Entwicklungen wie die oben aufgeführten jedenfalls teilweise als Resultate sozialer und kommunikativer Notwendigkeiten in China erweisen. Die Artikulierung zunehmend komplexer Gedanken erfordert zunehmende syntaktische Komplexität. Zunehmende syntaktische Komplexität ihrerseits erfordert grammatikalisierte Wörter, die die grammatische Struktur eines langen Satzes augenfällig machen können; sie erfordert weiter eine zunehmende funktionale Spezialisierung bestimmter Wörter auf bestimmte grammatische Funktionen, wenn die Ambiguität komplexer syntaktischer Strukturen ohne grammatische Hilfwörter in vernünftigen und praktikablen Grenzen gehalten werden soll.

Wichtige Aspekte der Geschichte des Chinesischen sollten so nach meiner Meinung aufgrund der Notwendigkeit der Artikulierung zunehmend komplexer Bedeutungen erklärt werden. Der Sprachwandel repräsentiert dann in wichtiger Hinsicht die Bemühung des chinesischen Volkes, mit sozialen und kommunikativen Erfordernissen fertigzuwerden.

Natürlich darf man diese Betrachtungen nicht zu weit führen: soziale

Notwendigkeiten können Sprachwandel motivieren, sie können ihn sogar erforderlich machen; aber sie können ihn nicht bestimmen. Der individuelle Stil, den das chinesische Volk bei der Lösung eines Artikulationsproblems an den Tag legt, muß wohl mit Kategorien der Schöpferkraft, Vorstellungskraft und Ästhetik erklärt werden. Vielleicht kann solcher Stil aber nur empfunden, anschaulich gemacht, zur Not beschrieben, aber letzten Endes nicht erklärt werden.

Abkürzungen

- AM: Asia Major, London
 AO: Archiv Orientalni, Prag
 BSOAS: Bulletin of the School of Oriental and African Studies, London
 CC: Chu Ci, Si bu cong kan ed. Hongkong 1972
 DX: Da Xue, in Legge 1861
 GL: Gu Liang Zhuan, Harvard Yenching Index
 Gong Yang: Gong Yang Zhuan, Harvard Yenching Index
 GSL: Gong-sun Long Zi, in Yang 1968
 GY: Guo Yu, Basic Sinological Series, Shanghai 1937
 HF: Han Fei Zi, Chen 1973
 HJAS: Harvard Journal of Asian Studies, Cambridge Mass.
 HNT: Huai Nan Zi, Liu 1970
 HSWZ: Han Shi Wai Zhuan, Lai 1973
 JAOS: Journal of the American Oriental Society
 Lao: Lao Zi, Gao 1956
 LH: Lun Heng, Wang 1974
 Li Ji: Li Ji, Couvreur 1899
 LSCQ: Lü Shi Chun Qiu, Xu 1955
 LY: Gespräche des Konfuzius, Harvard Yenching Index
 Meng: Mencius, Harvard Yenching Index
 MN: Monumenta Nipponica, Tokyo
 Mo: Mo Zi, Harvard Yenching Index
 RO: Rocznik Orientalistyczny, Krakau/Warschau
 Shi: Shi Jing, Karlgren 1950
 Shi Ji: Si-ma Qian, Shi Ji, Takigawa 1934
 Shu: Shu Jing, in Legge 1961
 SJ: Shang Jun Shu, Gao 1974
 Sun: Sun Zi, Guo 1962
 TP: T'oung Pao, Leiden
 XJ: Xiao Jing, Harvard Yenching Index
 Xun: Xun Zi, Harvard Yenching Index
 Yi: Yi Jing, Harvard Yenching Index
 YWZ: Yin Wen Zi, in Yang 1968
 ZGC: Zhan Guo Ce, Ye (ohne Datum)
 ZGYW: Zhong Guo Yu Wen, Peking
 ZGWHYJHK: Zhong Guo Wen Hua Yan Jiu Hui Kan, Jin Ling
 Zhuang: Zhuang Zi, Harvard Yenching Index

- Zuo: Zuo Zhuan, Harvard Yenching Index
 ZWDCD: Zhong Wen Da Ci Dian, vol. 1—40, Taibei 1962—68

Bibliographie

- Abel-Rémusat, *Extrait d'une lettre adressée à M. le baron G. de Humboldt*, in *Nouveau Journal Asiatique* 1833: 273—282
- Abel-Rémusat, *Rezension von Klaproth 1811* in *Melanges Asiatiques*, vol II, S. 272 f., Paris 18
- J. D. Apresjan, »Regelmäßige Polysemie«, in *Izvestija Akademii Nauk SSSR, Serija literatury i jazyka*, XXX, 1971: 509—523
- F. Babinger, *Gottfried Siegfried Bauer (1694—1738) Ein Beitrag zur Geschichte der morgenländischen Studien im 18. Jahrhundert*. Dissertation München 1915
- Bach and Harms eds., *Universals in Linguistic Theory*, New York 1968
- C. Bally, *Copule Zéro et faits connexes*, in *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 23; 1922: 1—6
- V. V. Bartold, *Istorija izucenija vostoka v Evrope i Rossii* (Geschichte der Erforschung des Ostens in Europa und Rußland) Leningrad 1925
- T. S. Bayeri, *Museum sinicum, in quo sinicae linguae et litteraturae ratio explicatur*, Petersburg 1730
- P. K. Benedict, *Sino-Tibetan, A Conspectus*, Cambridge 1972
- N. Bodman, *Chinese Historical Linguistics*, in *SEBOEK* 1967
- D. L. Bolinger, *Syntactic Blends and Other Matters*, *Language* 37; 1961: 366—381
- D. Bolinger, *Aspects of Language*, Second Edition, New York 1975
- P. A. Boodberg, *Some Proleptic Remarks of the Evolution of Archaic Chinese*, *HJAS* 2; 1937: 333—372
- K. Brischar, *A. Kircher, ein Lebensbild*, 1887
- F. S. Bykov, *Zarozhdenie obschtshestvenno-politiceskoj i filosofskoj mysli v Kitaje* (Die Entstehung des sozial-politischen und philosophischen Denkens in China), Moskau 1966
- Y. R. Chao, *A Note on an Early Logographic Theory of Chinese Writing*, in *HJAS* 5; 1940: 189—191
- Y. R. Chao, *A Grammar of Spoken Chinese*, Berkeley 1968
- Y. R. Chao, *Language and Symbolic Systems*, Cambridge 1968
- Ch'en Shou-Yi, *John Webb; A forgotten page in the early history of sinology in Europe*, in *Chinese Social and Political Science Review* XIX; 1935: 295—330
- Cheng Chung Ying, *On the Problem of Subject Structure in Language with*

- Application to Late Archaic Chinese*, in J. Hintikka etc. eds. *Approaches to Natural Language*, Dordrecht 1973: 413—434
- J. Chmielewski, *The Typological Evolution of the Chinese Language*, in *RO* XV; 1949: 371—429
- J. Chmielewski, *The Problem of Syntax and Morphology in Chinese*, in *RO* XXI; 1957: 71—84
- J. Chmielewski, *Syntactic Relations and Word-formation in Chinese*, in *Trudy XXV mezhdunarodnogo kongressa vostokovedov*, Moskau 1960, vol. V, 1963: 124—127
- J. Chmielewski, *Syntax and Word-Formation in Chinese*, in *RO* 1964: 107—125
- A. A. Cholodovic ed., *Tipologija passivnych konstrukcij* (»Zur Typologie der Passiv-Konstruktionen«) Moskau 1974
- Ci Hai (»Enzyklopädisches Lexikon der chinesischen Sprache«), Shanghai 1948
- Cilei wen (»Zur Frage der Wortklassen«) Peking 1955
- J. S. Cikoski, *The Passive Voice Was Rather Active in Classical Chinese*, paper presented to The Ninth International Conference on Sino-Tibetan Languages and Linguistics, Copenhagen October 22—24, 1976
- H. Cordier, *Bibliotheca Sinica*, vol i—v, Paris 1904—1906
- S. Couvreur, *Li Ki*, Ho Kien Fou 1899
- M. Croyaud, *Questions de grammaire chinoise*, Documents de linguistique quantitative, vol 3, Paris 1969
- P. Culicover, *One More can of Beer*, in *Linguistic Enquiry* 1970: 366—369
- D. Davidson and G. Harman, eds. *Semantics of Natural Language*, Dordrecht 1972
- Lao-Tse, *Tao-Te-King*, übersetzt von G. Debon, Stuttgart 1967
- P. Demiéville, *Chinois*, in *Cent-cinquantenaire de l'Ecole des Langues Orientales*, Paris 1948: 129-153
- W.A.C.H. Dobson, *Late Archaic Chinese*, Toronto 1959
- W.A.C.H. Dobson, *Late Archaic Chinese*, Toronto 1962
- W.A.C.H. Dobson, *Early Han Chinese*, Toronto 1964
- W.A.C.H. Dobson, *Negation in Archaic Chinese*, in *Language* 42; 1966: 278-284
- W.A.C.H. Dobson, *The Language of the Book of Songs*, Toronto 1968
- G.B. Downer, *Derivation by Tone-Change in Classical Chinese*, in *BSOAS* 1959: 258-290
- E.N. und A.A. Dragunov, »Die Redeteile in der chinesischen Sprache« in *Sovetskoje Jazykoznanie* III; 1957: 117-128

- M. Dummett, *Frege, Philosophy of Language*, London 1973
 J. J. L. Duyvendak, *The Book of Lord Shang*, London 1928
 J. J. L. Duyvendak, *Early Chinese Studies in Holland*, in T'oung Pao 32; 1936: 298-302
- S. Egerod, *Mencius' Samtaler og Sentenser*, Kopenhagen 1953
 S. Egerod, *The Typology of Archaic Chinese*, in I. Hansson, ed. A Symposium on Chinese Grammar, Lund 1971
 S. Egerod, *Les Particularités de la grammaire Chinoise* in J. M. C. Thomas, L. Bernot eds. *Languages et Techniques, Nature et Société I: Approche Linguistique*, S. 101-109. Paris 1972 (Festschrift Haudricourt)
 S. Egerod, *L'Etat Actuel des Etudes sur la Langue Chinoise*, in Bulletin de la Société de Linguistique de Paris, 1972: 67-83
 S. Egerod, *Sino-Tibetan Languages*, in Encyclopedia Britannica 1974: 796-806
 S. Egerod, *Typology of Chinese Sentence Structure* Paper read to the 8th International Conference on Sino-Tibetan Languages and Linguistics, 1975
 E. Erkes, *Chinesische Grammatik. Nachtrag zur chinesischen Grammatik von G. v. d. Gabelentz*, Berlin 1956
 G. Evans and J. McDowell eds. *Truth and Meaning*, Oxford 1976
- A. Fang, *Some Reflections on the Difficulty of Translating*, in A. F. Wright, ed. *Studies in Chinese Thought*, Chicago 1953: 263-285
 C. J. Fillmore and D. T. Langendoen eds., *Studies in Linguistic Semantics*, New York 1971
 C. Fillmore, G. Lakoff, R. Lakoff eds., *Berkeley Studies in Syntax and Semantics*, Vol. I, Berkeley 1974
 A. Forke, *Mê Ti des Sozialethikers und seiner Schüler philosophische Werke*, Berlin 1922
 R. A. D. Forrest, *The Chinese Language*, London 1948
 E. D. H. Fraser, J. H. S. Lockhart, *Index to the Tso Chuan*, London 1930
 S. Fourmont, *Meditations Sinicae*, Paris 1737
 S. Fourmont, *Linguae Sinarum mandarinicae et hieroglyphicae grammatica duplex, latine et cum characteribus Sinensum*, Paris 1742
 Herbert Franke, *Bemerkungen zum Problem der Struktur der chinesischen Sprache*, in OE 1955: 135-141
 G. Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung, Fünf logische Studien*, herausgegeben von G. Patzig, Göttingen 1962

- G. Frege, *Logische Untersuchungen*, Einleitung von G. Patzig, Göttingen 1966
 H. Frei, *Qu'est ce qu'un Dictionnaire de Phrases?* in Cahiers Ferdinand de Saussure I, Genève 1941: 43-56
 Fu Dong-hua, *»Geschichte der Grammatik in China«* in Chen Wang-dao, *Zhongguowenfa gexin luncong*, Peking 1958: 131-160
 Fu Mao-ji, *»Verben, Adjektive und Präpositionen als eine Wortklasse im modernen Chinesischen«* ZGWHYJHK II; 1942: 249-266
- G. von der Gabelentz, *Beiträge zur Chinesischen Grammatik, Die Sprache des Cuang-Tsi (Zhuang Zi)*, in Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften X; 1888: 579-638
 G. von der Gabelentz, *Chinesische Grammatik*, Berlin 1960 (erste Auflage Leipzig 1881)
 Gao Ming-kai, *Hanyu yufa lun* (»Zur chinesischen Grammatik«) Peking 1951
 Gao Heng, *Lao Zi zheng gu* (»Kommentar zum Lao Zi«) Peking 1956
 Gao Ming-kai, ed., *Hanyu cilei wenti* (»Probleme der Redeteile im Chinesischen«) Peking 1956
 Gao Ming-kai, *»Grammatische Kategorien«* in Yufa lunji, di er ji (Zhongguo yuwen cong shu) Peking 1957: 1-75
 Gao Heng, *Shang Jun Shu zhu yi* (»Kommentierte Übersetzung des Shang Jun Shu«) Peking 1974
 P. T. Geach, *Reference and Generality*, Cornell 1962
 P. T. Geach, *Logic Matters*, Oxford 1972
 H. Gipper, *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung*, Düsseldorf 1963
 A. C. Graham, *The final particle »fu«*, BSOAS 17; 1955: 120-132
 A. C. Graham, *»Being«* in *Classical Chinese*, in Verkuyl ed. *The Verb BE and its Synonyms*, Part I, Dordrecht 1967
 A. C. Graham, *The Archaic Chinese Pronouns*, in AM 15; 1969: 17-61
 A. C. Graham, *Some Basic Problems of Classical Chinese Syntax*, in AM 1969: 192-216
 A. C. Graham, *The Grammar of the Mohist Dialectical Chapters*, in I. Hansson ed. A Symposium on Chinese Grammar, Lund 1971
 A. C. Graham, *The Termination of the Archaic Chinese Pronouns*, in BSOAS 16; 1973: 293-298
 A. C. Graham, *Sampson on Late Archaic Chinese*, *Foundations of Language* 13; 1975: 591
 A. C. Graham, *The Concepts of Necessity and the »A Priori«* in *Later Mohist Disputation*, in AM 19.2, 1975: 163-190
 A. C. Graham, (im Druck) *Mohist Logic*, Hongkong 1978

- M. Granet, *Quelques Particularités de la Langue et de la Pensée Chinoises*, in *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 89; 1920: 98-128 und 161-195
- J. H. Greenberg, ed., *Universals of Language*, Cambridge (Mass.) 1963
- S. B. Griffith, *Sun Tzu, The Art of War*, Oxford 1963
- R. Gunter, *Elliptical Sentences in American English*, in *Lingua* 12; 1963: 137-150
- Guo Yi-zhou, *Fuci jieci lianci* (»Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen«) Shanghai 1957
- Guo Hua-ruo, *Shiyi jia zhu Sun Zi* (»Elf Kommentare zum Sun Zi«) Peking 1962
- I. S. Gurevic, »Zusammengesetzte Verben in der chinesischen Sprache des 3.—5. Jahrhunderts«, in *Rozhdestvenskij* 1965: 195-209
- I. S. Gurevic, *Očerki grammatiki kitajskogo jazyka III-V veka* (»Abriß der Grammatik der chinesischen Sprache in 3.—5. Jahrhundert«), Moskau 1974
- I. Hacking, *A Language without Particulars*, in *Mind* 77, 1968: 168-185
- E. Haenisch, *Grammatische Bemerkungen zur chinesischen Literatursprache. C. Zum Ausdruck des Passivs*, in *AM IX*; 1932: 169-182
- C. Hagège, *Le problème linguistique des prépositions et la solution chinoise*, Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris LXXI, Paris 1975
- J. Hager, *Elements of the Chinese Language*, London 1806
- R. Hall, *Parts of Speech*, in *The Aristotelian Society, Supplementary Volume XXXIX*; 1965: 173-187
- C. Harbsmeier, *Aspects of Archaic Chinese Syntax*, Scandinavian Institute of Asian Studies Monograph Series, London 1979
- G. Harman, *Deep Structure as Logical Form*, in *DAVIDSON AND HARMAN* 1972: 25-47
- P. Hartmann, *Einige Grundzüge des japanischen Satzbaus — gezeigt an den Ausdrücken für das Sehen*, Heidelberg 1952
- A. Haudricourt, *Comment Reconstruire le Chinois Archaïque*, *Word X*; 1954 351-364
- D. Hawkes, *A Little Primer of Tu Fu*, Oxford 1967
- H. Herrfahrdt, *Das logische Subjekt im Chinesischen und Japanischen*, in *Akten des 24. Orientalistenkongresses in München*, 1957: 620-621
- J. Hightower, *Topics in Chinese Literature*, Cambridge Mass. 1966
- C. F. Hockett, *A Course in Modern Linguistics*, New York 1958
- Hu Shi, »Über die Pronomina er, ru, wu, wo«, in *Hu Shi Wen Cun* vol. 2, Taipei 1965: 341-356

- Hu Shi, Baihua wenxue shi* (»Geschichte der umgangssprachlichen Literatur«) Hong Kong 1962
- Huang Jia-de ed., *Fanyi lunji* (»Aufsatzsammlung zum Problem der Übersetzung«) Hongkong 1940
- Huang Lu-ping, *Hanyu wenyao yufa gangyao* (»Abriß der Grammatik der klassischen chinesischen Sprache«) Hongkong 1974
- G. de Humboldt, *Lettre à M. Abel-Rémusat Sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier*, Paris 1827
- W. v. Humboldt, *Gesammelte Schriften*, Berlin 1903ff
- Huang-Cherng Gong, *Die Rekonstruktion des Altchinesischen unter Berücksichtigung von Wortverwandtschaften*, Dissertation München 1976
- B. Isaenko, »Zum Problem der Wortgrenzen im Chinesischen« in B. Isaenko, *Opyt Kitajsko-russkogo foneticeskogo slovarja*, Moskau 1957: 239-319
- A. I. Ivanov und E. D. Polivanov, *Grammatika sovremennogo kitajskogo jazyka*, (»Grammatik der modernen chinesischen Sprache«) Moskau 1930
- S. E. Jachontov, *Kategorija glagola v kitajskom jazyke* (»Die Kategorie des Verbs in der chinesischen Sprache«) Moskau 1957
- S. E. Jachontov, *Drevnekitajskij jazyk* (»Die altchinesische Sprache«) Moskau 1965
- S. E. Jachontov, »Der Begriff der Redeteile in der allgemeinen und sinologischen Sprachwissenschaft« in *ZHIRMUNSKIJ* und *SUNIK* 1968: 70-79
- S. E. Jachontov, »Einige Passiv-Konstruktionen in der chinesischen Sprache« in *Cholodovic* 1974: 195-202
- S. E. Jachontov, »Zur formalen Definition des Genus von Verben« in *Cholodovic* 1974: 46-53
- R. O. Jakobson, *Signe Zéro*, in *Selected Writings*, vol II, The Hague 1971: 211-219
- O. Jespersen, *Monosyllabism in English*, in *Proceedings of the British Academy*, vol XIV; 1928: 341-368
- O. Jespersen, *Essentials of English Grammar*, London 1933
- Jim Jiao-zi, *Guowenfa zhi yanjiu* (»Untersuchungen zur chinesischen Grammatik«) Peking 1955
- K. Kaden, *Der Ausdruck von Mehrzahlverhältnissen in der modernen chinesischen Sprache* (Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung Nr. 9) Berlin 1964
- J. Kalousková, *Des catégories des mots dans la langue chinoise*, in *AO* 25; 1957: 287-294

- J. Kalousková, *Quelques verbes de mouvement dans la langue Chinoise et leur transformation en indicateurs de rapports d'espace (vidage)* in Ratchnevski 1959: 1—15
- J. Kalousková, *Le problème du mot chinois dans les travaux de Lu Chih wei*, in AO 28; 1960: 488—493
- B. Karlgren, *Etudes sur la phonologie chinoise*, in Archives d'Etudes Orientales 15, Uppsala 1926
- B. Karlgren, *Le Proto-chinois langue flexionnelle*, in Journal Asiatique XI; 1920: 205—232
- B. Karlgren, *On the Authenticity and Nature of Tso Chuan*, in Göteborgs Höskolas Aarskrift 32; 1926: 3—65
- B. Karlgren, *The Book of Odes*, Stockholm 1950
- B. Karlgren, *Excursions in Chinese Grammar*, in BMFEA 23; 1951: 107—133
- B. Karlgren, *Grammata Serica Recensa*, Stockholm 1952
- B. Karlgren, *Tones in Archaic Chinese*, in BMFEA 32; 1960: 113—142
- B. Karlgren, *The Parts of Speech and the Chinese Language*, in Language and Society, Essays presented to A. M. Jensen, Copenhagen 1961
- G. A. Kennedy, *Tone in Archaic Chinese*, in Wennti 2; 1952: 17—32
- G. A. Kennedy, *Word-classes in Classical Chinese*, in Tien-yi Li, ed. Selected Works of George A. Kennedy, New Haven 1964: 323—433
- Athanasius Kircher, *Oedipus aegyptiacus*, 1652
- Athanasius Kircher, *China monumentis*, 1667
- J. Klapproth, *Die Inschrift des Yu*, Halle 1811
- H. Köster, *Hsün-tzu*, Kaldenkirchen 1967
- N. N. Korotkov, »Das Problem der Redeteile und die Entstehung der Adverbien mit dem Suffix ran in der chinesischen Sprache«, in Trudy Moskovskogo Instituta Vostocnovedenija 3; 1946: 181—202
- N. N. Korotkov, *Osnovnye osobennosti morfologiceskogo stroja kitajskogo jazyka* (»Grundlegende Besonderheiten des morphologischen Baus der chinesischen Sprache«) Moskau 1968
- M. V. Krjukov, »Altchinesische Dialekte und das Problem der Datierung von Schriftidokumenten« in Narody Azii i Afriki 1967 no. 6: 69—82
- M. V. Krjukov, »Die Unterscheidungsmerkmale der Wortklassen in der Sprache der Orakelinschriften der Shang Dynastie« in Narody Azii i Afriki 1968, No. 4
- M. V. Krjukov, *Jazyk in'skich nadpisej* (Die Sprache der Orakelinschriften der Shang Dynastie), Nauka, Moskau 1973
- J. Künstler, *Les formations adverbiales à quasi-suffixe en Chinois Archaïque et dans la langue de l'époque Han*, Warschau 1967
- F. v. Kutschera, *Sprachphilosophie*, München 1975

- D. Lach, *The Chinese Studies of Andreas Müller*, in Journal of the American Oriental Society 1940: 565—575
- D. Lach, *Leibniz and China*, in Journal of the History of Ideas 1945: 436—455
- Lai Yan-yuan, *Han Shi Wai Zhuan jin zhu jin yi* (»Eine moderne kommentierte Übersetzung des Han Shi Wai Zhuan«) Taibei 1973
- D. C. Lau, *Tao Te Ching*, Penguin 1963
- D. C. Lau, *Mencius*, Penguin 1970
- G. Lakoff, *Instrumental Adverbs*, in Foundations of Language 4; 1968: 4—29
- G. Lakoff, *Interview with Herman Parret*, in Fillmore 1974, no. XI
- Th. Lewandowski, *Linguistisches Wörterbuch*, Bd. I—III, Heidelberg 1973—75
- J. Legge, *The Chinese Classics*, 5 Bände, Hongkong 1861
- D. K. Lewis, *Convention: A Philosophical Study*, Harvard 1969
- D. Lewis, *General Semantics*, in DAVIDSON AND HARMAN 1972: 169—218
- Liang Zheng-ting, *Lunyu jin gu* (»Moderne Erläuterungen zu den Gesprächen des Konfuzius«) Hongkong 1973
- Liang Zheng-ting, *Meng Zi jin gu* (»Moderne Erläuterungen zum Mencius«) Hongkong 1973
- W. K. Liao, *Han Fei Tzu*, London 1938, 1959
- Lin Yü-tang, *The Development of the Chinese Language*, in The Chinese Social and Political Review, 9; 1925: 488—501
- Liu Qi, *Zhuzi bianlüe* (»Überblick über die Hilfszeichen«) Peking 1955
- Liu Jing-nong, *Hanyu wenyanyu yufa* (»Grammatik der klassischen chinesischen Sprache«) Peking 1958
- Liu Wen-dian, *Huai Nan hong lie* (Kommentar zum Huai Nan Zi«) Taibei 1970
- K. E. Logstrup, *Vidde og Praegnans*, Copenhagen 1976
- Lu Zhi-wei, *Hanyu de goucifa* (»Morphologie des Chinesischen«) Peking 1964
- Lu Zhi-wei, »Chmielewski über Syntax und Morphologie« in ZGYW 1955: 22—24
- Lu Zhi-wei, *The Status of the Word in Chinese Linguistics*, in Ratchnevski 1960: 34—47
- Lu Zhi-wei, *Die Beziehung von Form und Inhalt*, in Zeichen und System der Sprache, Band II (Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung Nr. 4) Berlin 1962: 121—135
- Lü Shu-xiang, *Zhongguo wenfa yaolüe* (»Abriss der chinesischen Grammatik«) Peking 1942
- Lü Shu-xiang, »Die pronominale Verwendung von jian« abgedruckt in Lü 1955: 46—51

- Lü Shu-xiang, *Hanyu yufa lunwenji* (»Aufsatzsammlung zur chinesischen Grammatik«), Peking 1955
- J. Lyons, *Towards a National Theory of the »Parts of Speech«*, in *Journal of Linguistics* 2; 1966: 209—236
- J. Lyons, *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1968
- Ma Jian-zhong, *Mashi wentong jiaozhu* (»Grammatik des Ma mit Korrekturen und Anmerkungen«) Peking 1961
- P. Masson-Oursel, *Yin Wen-tseu*, in TP 15; 1914: 557—620
- D. McNeill, *The Origin of Association within the same Grammatical Class*, *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 1963: 250—262
- Mai Mei-qiao, »Ellipsis im Altchinesischen« in ZGYW 6; 1961: 33—36
- H. Marchand, *The Categories and Types of Present-Day English Word-Formation*, München 1969
- J. Marshman, *Elements of Chinese Grammar, Clavis Sinica, Serampore* 1814
- H. Maspero, *La langue chinoise*, in Conference de l'Institut de Linguistique de l'Université de Paris, Paris 1934
- H. Maspero, *Préfixes et dérivation en chinois archaïque*, in *Memoires de la Société Linguistique de Paris* 23; 1935: 313—327
- M. Masterman, *Metaphysical and Ideographic Language*, in C. A. Mace, ed. *British Philosophy in the Mid-Century*, London 1966: 281—358
- B. Mates, *Elementary Logic*, Oxford 1972
- J. A. Matisoff, *The Grammar of Labu*, Berkeley 1973
- Mei Tsu-lin, *Subject and Predicate, A Grammatical Preliminary*, in *The Philosophical Review* 70; 1961: 153—175
- Mei Tsu-lin, *Chinese Grammar and the Linguistic Movement in Philosophy*, in *The Review of Metaphysics* 14; 1961: 463—492
- R. F. Merkel, *Deutsche Chinaforscher*, in *Archiv für Kulturgeschichte*, vol. 34, 1951.2:81—106
- I. A. Mel'cuk, »Über die syntaktische Nullform« in *Cholodovic* 1974: 343—361
- Franz Miklosich, *Subjektlose Sätze*, Wien 1883
- Misteli, *Studien über die chinesische Sprache*, in *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* III; 1887: 27—91
- R. Morrison, *A Grammar of the Chinese Language*, Singapore 1815
- J. L. M. Mullie, *Le mot-particule zhi*, in TP 36; 1942: 181—400
- J. L. M. Mullie, *Les caractères zhe, zhi, ye et suo*, in MN 13; 1958: 65—101 und MN 14; 1959: 153—173
- J. Needham, *Science und Civilization in China*, Vol. II, Cambridge 1954

- T. I. Nikitina, »Präpositionen und Konjunktionen in der altchinesischen Sprache« in *Problemy Vostokovedeniya* 4; 1959: 113—121
- I. M. Oshanin, »Über die Redeteile in der chinesischen Sprache«, in *Trudy Voennoogo Instituta Inostrannykh jazykov* 3; 1947: 77—92
- G. Patzig, *Sprache und Logik*, Göttingen 1970
- Pei Xue-bai, *Gushu xuzi jishi* (»Gesammelte Interpretationen der leeren Zeichen in den alten Büchern«) Taibei 1970
- N. A. Petrov, »Zur Geschichte der Erforschung der chinesischen Sprache in Rußland« in *Dal'nyj Vostok, Izdatel'stvo Vostochnoj Literatury*, Moskau 1961: 65—90
- J. L. Pierson, *The Characters zhe, zhi, ye, and suo*, in MN 11; 1955: 15—43 und 97—118
- E. G. Pulleyblank, *The Consonantal System of Old Chinese*, in AM 9; 1962: 59—144 und 206—265
- E. G. Pulleyblank, *Some Notes on Causative Constructions in Classical Chinese*, Paper Presented to the Fifth International Conference, Sino-Tibetan Language and Linguistic Studies, October 20-21, 1972
- E. G. Pulleyblank, *Some New Hypotheses Concerning Word Families in Chinese*, in *Journal of Chinese Linguistics* 1; 1973: 111—125
- W. V. Quine, *Word and Object*, Cambridge Mass. 1960
- W. V. Quine, *Ontological Relativity*, New York 1969
- W. V. O. Quine, *Philosophy of Logic*, Englewood Cliffs 1970
- P. Ratchnevski ed., *Beiträge zum Problem des Wortes im Chinesischen*, Bd.I, Berlin 1960
- P. Ratchnevski, *Zur Frage der Fusion im archaischen Chinesisch*, in *Ratchnevski* 1960: 48—70
- P. Ratchnevski ed., *Beiträge zum Problem des Wortes im Chinesischen*, Bd.II, Berlin 1964
- D. A. Reibel and S. A. Schane eds. *Modern Studies in English*, Englewood Cliffs 1969
- A. Reichwein, *China and Europe: Intellectual and Artistic Contacts in the Eighteenth Century*, London 1925
- I. R. Richards, *Mencius on the Mind*, London 1932
- H. J. Ringelmatz, *Ringelmatz in kleiner Auswahl als Taschenbuch*, Karl H. Hensel Verlag, Berlin 1955
- Matteo Ricci, *De christiane expeditione apud Sinas*, Rom 1615
- J. R. Ross, *The Category Squish: Endstation Hauptwort*, Eighth Meeting of the Chicago Linguistic Circle, 1972: 316—328

- A. von Rosthorn, *Eine chinesische Darstellung der grammatischen Kategorien*, in X^{me} Congrès International des Orientalistes, Section V, 1898: 97—105
- Y. V. Rozhdestvenskij, *Ponjatje formy slova v istorii grammatiki kitajskogo jazyka* (»Der Begriff der Form eines Wortes in der Geschichte der Grammatik der chinesischen Sprache«) Moskau 1958
- Y. V. Rozhdestvenskij, ed., *Spornye voprosy stroja kitajskogo jazyka* (»Streitfragen zum Bau der chinesischen Sprache«) Moskau 1965
- B. Russell, *An Inquiry into Meaning and Truth*, London 1940
- S. de Sacy, *Rezension von Humboldts Brief an Rémusat*, in *Journal des Savants* 1828: 67—80 und 141—151
- E. Sapir, *Language: An Introduction to the Study of Speech*, New York 1921
- G. Sampson, *Thoughts on the Recent Marriage of Philosophy and Linguistics*, in *Foundations of Language* 12; 1975: 537—560
- T. A. Sebeok ed., *Current Trends in Linguistics, Vol. II: East Asian Languages*, The Hague 1967
- W. Schott, *Dissertatio de indole linguae Sinicae*, Halle 1826
- Paul L. M. Serruys, *Rezension von KÜNSTLER 1967* in *JAOS* 1969: 241—252
- H. Shadick und Ch'iao Chien, *A First Course in Literary Chinese*, Cornell 1968
- Sbi Ming-can, *Li Ji xuci yongfa shili* (»Die Verwendung grammatischer Partikeln im Li Ji, anhand von Beispielsätzen erklärt«) Taipei 1975
- T. Shopen, *Ellipsis as Grammatical Indeterminacy*, in *Foundations of Language* 10; 1973: 65—77
- W. Simon, *Has The Chinese Language Parts of Speech?* in *Transactions of the Philological Society* 1937: 99—119
- W. Simon, *The Pronominal Nature of the So-called Final Particle Yee*, in *Actes du XXI^e Congrès International des Orientalistes*, Paris 1949: 258
- W. Simon, *Functions and Meanings of ERL I—IV*, in *AM* 1952: 179—202; 1953: 7—18 und 117—131; 1954: 20—35
- A. K. Sinha, *How Passive are the Passives?* Chicago Linguistic Society, 10th Meeting 1974: 631—643
- V. Skalicka, *Sur la typologie de la langue chinoise parlée*, in *AO* 15; 1946, No. 3—4
- V. M. Solncev, *»Das Problem der Wortarten im Chinesischen in den Arbeiten der Linguisten Chinas«* in *Voprosy Jazykoznanija* 1955: 105—116
- V. M. Solncev, *Očerki po sovremennomu kitajskomu jazyku* (»Zur Grammatik der modernen chinesischen Sprache«) Moskau 1957
- V. M. Solncev, *Morpheme and Word in Chinese*, in *Studies in General and*

- Oriental Linguistics*, ed. R. Jakobson und S. Kawamoto, Tokyo 1970: 545—551
- Song Hung-cheh, *Die Subjekt-Prädikat-Konstruktion im vorklassischen Chinesisch*, in *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 15; 1962: 329—331
- T. Spizelius, *De re literaria Sinensium*, Lugduni Batavorum 1660
- D. D. Steinberg and L. A. Jakobovits eds., *Semantics*, Cambridge 1971
- P. F. Strawson, *Individuals*, London 1959
- P. F. Strawson ed., *Philosophical Logic*, Oxford 1967
- P. F. Strawson, *Subject and Predicate in Logic and Grammar*, London 1975
- P. F. Strawson, *On Understanding the Structure of One's Language*, in G. Evans und J. McDowell eds., *Truth and Meaning, Essays in Semantics*, Oxford 1967: 189—199
- J. Svartvik, *On Voice in the English Verb*, The Hague 1966
- Takegawa Kametaro, *Shiki kaichu kosho*, Tokyo 1934
- ✓ K. L. Thern, *Postface of the Shuo Wen Chieh Tzu, The First Comprehensive Dictionary*, Wisconsin 1966
- R. Trauzettel, *Zum Problem der chinesischen Ontologie unter dem Aspekt der Sprache*, in *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 119; 1970: 270—277
- F. M. Uhle, *Die Partikel wei im Shu-king und Shi-king, Ein Beitrag zur Grammatik des vorklassischen Chinesisch*, Leipzig 1880
- B. A. Uspenskij, *Strukturnaja tipologija jazykov* (»Strukturelle Typologie der Sprachen«) Moskau 1965
- I. F. Vardul', *»Zum Problem der Ellipsis«* in *Invariantnye sintakticeskie znacenijsa i struktura predlozhenija*, Moskau 1969: 59—70
- F. Varo, *Arte de la lengua mandarina*, Canton 1703
- A. Waley, *The Analects of Confucius*, London 1938
- Wang Yin-zhi, *Jing zhuan shi ci* (»Erklärung von Partikeln in den Klassikern«) Shanghai 1929
- Wang Li, *»Die Entwicklung des Passivs im Chinesischen«*, in Wang Li et al., eds. *Yuyanxue luncong* (»Aufsatzsammlung zur Linguistik«) Shanghai 1957: 1—16
- Wang Li, *Hanyushi gao*, Vol I—III (»Geschichte der chinesischen Sprache«) Peking 1957/58
- Wang Li, *Gudai Hanyu* (»Das Altchinesische«), 4 Bände, Peking 1964

- Wang Li, *Hanyu yufa gangyao* (»Abriß der chinesischen Grammatik«) Hongkong 1969
- Wang Li-da, *Hanyu yanjiu xiao shi* (Geschichte der chinesischen Sprachwissenschaft) Shanghai 1959
- W. S.-Y. Wang, A. Lyovin, *Cliboc: Chinese Linguistics, Bibliography on Computer*, Cambridge 1970
- Wang Chong, *Lun Heng*, Shanghai 1974
- B. Watson, *Chuang Tzu*, New York 1968
- J. Webb, *An Historical Essay Endeavouring a Probability That the Language of the Empire of China is the Primitive Language*, London 1669
- R. Wilhelm, *Frühling und Herbst des Lü Bu-We*, Jena 1928
- B. L. Whorf, *Language Thought and Reality*, Cambridge Mass. 1956
- K. Wulff, *Chinesisch und Tai, Sprachvergleichende Untersuchungen*, Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Historiske filologiske Meddelelser XX, Kopenhagen 1934
- Xu Shi-ying, *Lun Yu ershi pian jufa yanjiu* (»Zur Syntax der Gespräche des Konfuzius«) Taibei 1974
- Xu Wei-yu, *Lü Shi Chun Qiu ji shi* (»Kommentar zum Lü Shi Chun Qiu«) Peking 1955
- Yang Bo-jun, *Wenyan yufa* (»Grammatik der klassischen chinesischen Sprache«) Peking 1956
- Yang Shu-da, *Ci quan* (»Erklärung von Partikeln«) Peking 1957 (1928)
- Yang Shu-da, *Gaodeng guowenfa* (»Hohe Schule der chinesischen Grammatik«) Shanghai 1958
- Yang Bo-jun, *Meng Zi yizhu* (»Kommentierte Übersetzung des Buches Mencius«) Peking 1962
- Yang Bo-jun, *Lunyu yizhu* (»Kommentierte Übersetzung der Gespräche des Konfuzius«) Peking 1965
- Yang Jia-luo, *Mingjia liu shu* (»Sechs Bücher aus der Schule der Logiker«) Taibei 1968
- Yang Shu-da, *Hanwen wenyan xiucixue* (»Rhetorik der chinesischen Sprache«) Hongkong 1970
- Yang Bo-jun, *Wenyan wenfa* (»Grammatik der klassischen chinesischen Sprache«) Hongkong 1972
- Ye Yu-lin, *Zhan Guo Ce*, Hongkong o.D.
- S. L. Yen, *On Negation with 'fei' in Classical Chinese*, in JAOS 1971: 409—417
- K. Yoshikawa, *The Shih-shuo hsin-yü and Six Dynasties Prose Style*, HJAS 16, 1955: 124—141

- Yu Min, *Mingci, dongci, xingrongci* (»Nomina, Verba, Adjektive«) Shanghai 1957
- Zheng Dian und Mai Mei-qiao, *Gu Hanyu yufaxue ziliao huibian* (»Materialsammlung zur Geschichte der chinesischen Grammatik«) Peking 1965
- V. M. Zhirmunskij und O. P. Sunik eds., *Voprosy teorii castej reci materiale jazykov razlicnyh tipov* (»Zur Theorie der Redeteile, unter Berücksichtigung von Materialien aus Sprachen verschiedener Typen«) Moskau 1968
- Zhou Fa-gao, *Zhongguo gudai yufa* (»Grammatik des Altchinesischen«) Taibei 1959—62
- Zhou Fa-gao, *Zhongguo yuwen luncong* (»Aufsatzsammlung zur chinesischen Sprache«) Taibei 1963
- Zhou Fa-gao, »Kritik an Karlgren, 'Le proto-chinois comme langue flexionnelle'« in Zhou 1963: 67—84
- Zhou Fa-gao, »Die Entwicklung von zhi, jue und qi«, in Zhou 1963: 84—99
- Zhou Fa-gao, »Wortstellung und Ellipse im Altchinesischen«, in Zhou 1963: 99—131
- Zhou Fa-gao, *Stages in the Development of the Chinese Language*, in Zhou 1963: 432—439
- Zhou Fa-gao, »Wortklassen in der chinesischen Sprache« in Zhou Fa-gao, *Zhongguo yuyanxue lunwenji*, Hongkong 1968: 329—348
- Zhou Fa-gao, »Studien zum Passiv im Altchinesischen« in Zhou Fa-gao, *Zhongguo yuyanxue lunwenji*, Hongkong 1968: 435—445

Index

Das in diesem Buche verwandte Transskriptionssystem ist das sogenannte *pinyin* System der Volksrepublik China

- Adizität 120
Adjektiv 185
Adverb 185
Affix 58, 131ff
Altchinesisch 93, 96
amerikanische Sprachen 57, 75, 76, 77
Analogie Sprache/Welt 21
analytische Philosophie 95, 99
Aussage 20, 29, 33, 109ff
- Baskisch 58
Bayer 13
Benedict 217
Betoï 28
Bodman 21, 5
bu (verbale Negation) 182f
- chai* (Pluralpartikel) 181
Chao Yuan-ren 97, 157
Ch'en Shou-yi 11
Chinesisch, modern/klassisch 53, 86f
Chmielewski 133, 152
Chomsky 262
Ci Hai 161
Cikoski 118, 137, 144, 180
Couvreur 193, 194
Culicover 120
- de* ('Genitivpartikel' der modernen Umgangssprache) 43
Debon 228
Delaware Sprache 57
- Demiéville 155
deng (Pluralpartikel) 181
Dialektwörterbücher 97
diskontinuierliche Wörter 138ff
Dobson 151, 152
Downer 208ff
Duan Yu-cai 215
- Egerod 109, 189, 132, 133, 217, 239
Eigennamen 100, 102
Englisch 29, 93
Entbehrlichkeitsprinzip 116ff
Er Ya 9
Ethnozentrismus 15
- fei* (nominale Negation) 182f
Feldarbeit, philosophische 108
Finalpartikeln 117
Flexibilität, philosophische 188ff
Flexion 131
Fourmont 13
Franke 96
Frege 270ff
Frei 153
Fremdwörter 85
Fu Dong-hua 157
Fusion 148
- Gabelentz 118, 123, 156, 175, 176, 185
Gedankeneinheit 63, 194
Gefühl, grammatisches 27
Gipper 9

- Graham 94, 113, 131, 192ff
Grammatik 19, explizit/implizit 50
Grammatikalisierung 163ff
Grammatikalität 266
Griechisch 14, 40, 55, 75
Gu Yan-wu 215
Gurevic 99, 181
- Hacking 99ff
Hall 156
Harbsmeier 244, 274
Harman 119
Haudricourt 132
Hightower 95
Hu Shi 96
Humboldt, Alexander von 77
Humboldt, Wilhelm von 9ff, 93, 154, 155, 124, 125, 163, 219
- Indeterminiertheit 127ff
Instinkt, sprachlicher 56, 59
- Jachontov 105, 263, 144
Japanisch 93
Jespersen 214
jian (passivierendes Verb) 141ff, 177ff
Jin Jiao-zi 164
- Kalousková 166
Karlgrén 96, 97, 172, 177, 216
kategoriales Kontinuum 127ff, 153f, 182ff, 260ff
Kategorien, grammatische 14f, 18ff, 30
ke ('passivierendes Präfix') 137
Kennedy 189, 216
Kindersprache 71f
Kircher 10
Klaproth 81, 85
- Komplexität, von Sätzen 20f
Komposition 147ff
Konfuzius 96
Koordination 150
Köster 238
Künstler 118, 133, 135
Kwakiutl 99ff
- Lakoff 164, 266
Lappisch 74
Lateinisch 12f
leere Wörter 47, 76, 160ff
Lejewski 156
Legge 176, 242
Leibniz 12f
Lewis 156, 269
Lexika, chinesische 9, 115
li (Ritual) 192
Li Ji (Buch der Sitten) 95
Lin Yu-tang 96
Liu Jing-nong 166
Liu Qi 160
liu shu (sechs Arten von Zeichen) 157
Lögstrup 9
Logik, chinesische 158
logische Form 119f
Lu Jiu-yuan 159
Lu Zhi-wei 152, 267
Lü Shu-xiang 133, 180
Lyons 156
- Mandschu 48, 56, 61
Marchand 214
Marshman 13
Maspero 155
Mates 120
Matisoff 146, 264
Mei Tsu-lin 99, 103ff
Menzius 96

- Maya 28
 Mo Zi 158
 Mongolisch 56
 Morphologie 18, 131ff
 Mortison 13
 Mullie 118
 nan ('passivierendes Präfix') 137ff
 Negationspräfixe 146
 Nikitina 146
 Nomen 184
 Nominalisierung 244ff
 Nootka 100
 Offenbarung, göttliche 60
 Partikeln, grammatische 163ff
 Passiv 137, 144, 180
 Pei Xue-hai 160, 178
 Peruvianisch 48
 Phantasia 64f
 Phonetik, chinesische 83
 Pidgin Englisch 114
 Poincaux 97
 Pragmatik 109ff
 Präfixe 137
 Präposition 32ff, 128ff
 Pulleyblank 132
 qi (Nominalisator) 253f
 Quine 101, 105ff, 262, 160
 qu-sheng (vierter Ton) 204ff
 Reduplikation 149
 Rémusat 9, 14
 Ricci 10
 Richards 99
 Rosthorn 163
 ru (Adverbialpartikel) 135, (Ver-
 gleichswort) 173
 ruo (Adverbialpartikel) 135, (Ver-
 gleichswort) 173
 Sacy 14
 Sanskrit 14, 29, 55, 75
 Sapir 100
 Satzverbindungen 52
 Schrift, chinesische 79ff, 131ff
 Schulz 88
 Semantik 91, 109ff
 Serruys 133
 Shadick 118, 137, 164, 235
 shang (oben) 185ff
 Shi Jing (Buch der Lieder) 95
 Shopen 120
 shou (passivierendes Verb) 171f
 shuo wen (Wörterbuch) 9, 167
 si (Vergleichswort) 175f
 Simon 189
 Solncev 152
 Sparsamkeitskonvention 110f
 Sprachwissenschaft 14, chinesische
 257
 Stil 63
 Strawson 100ff, 103ff
 Subjekt und Prädikat 219ff, 99ff
 Suffix 134ff
 Suffixisierung 146
 suo (dasjenige Objekt welches) 47,
 118, 252
 syntagrematisch/kategorematisch
 160
 Synonymkomposita 149
 Syntax 18
 tartarische Sprachen 56, 58
 Tempus 45
 Thern 157
 Tiefenstruktur 119

- tote/lebende Zeichen 162f
 Türkisch 56
 Übersetzung 62
 Uigurisch 56
 Universalien 262ff, 91
 Unvollkommenheit der Sprache 26,
 86, 66
 Ursprache 57
 Vagheit 120ff, 167
 Valenz 120
 Varo 13
 Verb 30f, 184
 Vergleichswörter 173
 Vollkommenheit der Sprache 69
 Walker 35
 wang (König) 208ff
 Wang Chong 124
 Wang Li 144, 152, 157, 180
 Wang Yin-zhi 10, 160
 Webb 11
 Wortableitung 204
 Wortarten 155ff
 Wortbegriff 266
 Wortgrenzen 152ff
 Wortstellung 47f
 Wurzelwörter 29
 Xu Shen 9
 Xun Zi 124, 158, 257ff
 Yang Bo-jun 156, 188, 235, 150
 Yang Shu-da 118, 160
 ye (Finalpartikel für Nominalsätze)
 44
 yi (Präposition 'mit', 'um zu')
 35ff, 47, 165ff
 yi (Finalpartikel für Verbalsätze)
 passim
 yong (präpositionalisiertes Verb) 167
 Yoshikawa 118
 yu (Präposition »in«) 168ff
 Yuan Ren-lin 162
 zai (präpositionalisiertes Verb) 171f
 Zeichensetzung 122ff
 Zhang Shou-hai 164
 zhe (Nominalisator) 42f, 118, 165
 zhi ('Genitivpartikel', Objektpro-
 nomen) 35ff, 118, 124
 Zhong Yong 17, 35
 Zhou Bo-qi 160
 Zhou Fa-gao 118, 144, 180

Christoph Harbsmeier

Wilhelm von Humboldts Brief
an Abel Rémusat
und die philosophische Grammatik
des Altchinesischen

γ

GRAMMATICA UNIVERSALIS 17